Landesbibliothek
Coburg

B II. 6.

10802

53!

52

Des Grafen

von Shaftesbury philosophische Werke.

Aus dem Englischen übersezt.

Zweyter Band.

COBURG

Leipzig, 1777
in der Weygandschen Buchhandlung.

Landesbibliothek
Coburg

Untersuchung

über

die Tugend.

— Amoto quaeramus seria ludo.

HORAT.

Zuerst gedruckt im Jahr 1699.

Erstes Buch.

Erster Theil.

Erster Abschnitt.

Religion und Tugend sind von mancher Seite so nahe verwandt, daß man sie durchgängig für unzertrennliche Gefährten zu halten pflegt. Und wir sind so geneigt, uns die vortheilhaftesten Begriffe von ihrer Verbindung zu machen, daß wirs fast für Sünde halten, sie im Reden, ja nur in Gedanken zu trennen. Indessen läßt sich die Frage aufwerfen: ob das, was hierüber so allgemein angenommen wird, auch dem entspreche, was unsre Spekulation uns lehrt? So viel ist wenigstens gewiß, daß uns zuweilen Fälle aufstoßen, die sich mit dieser allgemeinen Voraussezung nicht zu vertragen scheinen. Wie viel Leute giebt es nicht, denen es, bey dem Schein des größten Eifers in der Reli-

gion, an den gemeinsten Neigungen der Menschlichkeit fehlt, die den höchsten Grad von Verkehrtheit und Verderbniß zeigen? Andre hingegen, welche wenig Achtung für die Religion beweisen, und für wirkliche Atheisten gelten, leben den Vorschriften der Moral getreu, und äußern in manchen Fällen so viel Rechtschaffenheit und Wohlwollen gegen das menschliche Geschlecht, daß wir fast gezwungen werden, sie für tugendhaft zu halten. Ueberhaupt finden wir auch bloß moralische Grundsäze von solchem Gewicht, daß wir, in unserm Verkehr mit den Menschen, uns selten mit der stärksten Versicherung ihres Eifers in der Religion begnügen, so lange wir nicht noch etwas mehr von ihrem Charakter erfahren. Sagt man uns von Jemanden, er habe Religion, so fragen wir noch: Wie stehts um seine Moral? hören wir aber zuerst, er habe rechtschaffne moralische Grundsäze, und sey ein Mann von natürlicher Gerechtigkeit und Gutherzigkeit, so fällts uns selten ein, noch die andre Frage zu thun: ob er auch religiös und fromm sey?

Dies veranlaßt mich, zu untersuchen: „Was Rechtschaffenheit oder Tugend, an sich „selbst betrachtet, sey; und was die Religion

„dabey

„dabey für Einfluß habe? In wie fern die „Religion nothwendig Tugend einschließe; „und ob es Wahrheit sey, wenn man sagt: „Ein Atheist könne unmöglich tugendhaft „seyn, oder irgend etwas von Rechtschaffen„heit oder Verdienst besizen?“

Man wundre sich nicht, wenn meine Methode die Dinge ins Licht zu sezen, etwas ungewöhnlich scheinen sollte: da diese Materie bisher so wenig untersucht worden, und die Behandlung derselben so kizlich und mißlich ist. Denn leider ist der religiöse Theil der Menschen durch die Freymüthigkeit einiger neuerlichen Federn so sehr in Angst gesezt; alles ist jezt so argwöhnisch über diesem Punkt: daß ein Schriftsteller, so viel er auch zum Vortheil der Religion sagen mag, sich wenig Beyfall versprechen darf, wenn er irgend einem andern Grundsaze den geringsten Nuzen einräumt. Auf der andern Seite ist den Wizlingen und Spöttern, deren größte Lust es ist, die schwachen Seiten der Religion bloßzustellen, so schrecklich bange, man werde sie verführen, ernsthaft über dieselbe nachzudenken, daß sie gleich denken, man gehe nicht ehrlich zu Werke, wenn man mit der Miene eines freyen Schriftstellers auftritt, und doch

zugleich

zugleich Achtung für die Grundsäze der natürlichen Religion an den Tag legt. Da man ihnen so wenig Gnade wiederfahren läßt, so machen sies nicht besser, und sind daher fest entschlossen, von der Moral ihrer Gegner so schlecht zu denken, als diese von der ihrigen nur immer denken können. Keiner von beyden, wie's scheint, will dem andern den geringsten Vortheil einräumen. Es hält eben so hart, jene zu überreden, daß Tugend mit der Religion verbunden seyn müsse, als diese, daß sich außer den Ringmauren ihrer besonderen Genossenschaft auch Tugend finden lasse. Mit beyden also ist ein Schriftsteller übel dran, welcher sich unterfteht, der Religion und moralischen Tugend solchergestalt das Wort zu reden, daß er weder dieser noch jener etwas von ihrem Werth entzieht, sondern vielmehr jeder ihr eignes Gebiet, ihren gebührenden Rang anweiset, und also zu verhindern sucht, daß Verleumdung sie nicht entzweye.

Sey dem, wie ihm wolle: wenn es wirklich unser Ernst ist, irgend einen Theil unsrer vorhabenden Untersuchung in ein neues Licht zu stellen, oder befriedigend zu entwickeln; so müssen wir nothwendig etwas tief hinein-

gehen,

gehen, und zuförderst den Ursprung jeder Meynung über die Gottheit, sie sey natürlich oder unnatürlich, in einem kurzen Abriß darzustellen suchen. Gelingt es uns, dieses dornigte Revier unsrer Philosophie glücklich aufzuräumen; so werden wir in dem Uebrigen hoffentlich desto hellere und leichtere Bahn finden.

Zweyter Abschnitt.

In dem Ganzen, oder dem Weltall, ist entweder Alles einer guten Ordnung gemäß, Alles zur Beförderung eines allgemeinen Wohls aufs vollkommenste eingerichtet: oder es findet sich etwas, welches dem widerspricht, welches besser geordnet, weislicher und vortheilhafter für das allgemeine Wohl der Dinge, oder des Ganzen, hätte eingerichtet seyn können.

Ist Alles, was da ist, einer guten Ordnung gemäß, und aufs beste eingerichtet: so folgt nothwendig, daß kein wahres Uebel, kein Uebel in Rücksicht auf das Ganze, vorhanden sey.

Alles demnach, was so beschaffen ist, daß es wirklich nicht besser hätte seyn, oder irgend besser geordnet werden können, ist vollkommen

gut.

gut. Soll man aber in der Ordnung der Welt etwas ein Uebel, oder böse nennen können, so muß es seiner Natur nach möglich seyn, daß es hätte besser eingerichtet oder geordnet werden können. Denn fehlet diese Möglichkeit; so ist es vollkommen, und so, wie es seyn sollte.

Alles nun, was wirklich böse ist, muß entweder durch Absicht (das heist, mit Erkäntniß und Verstand) oder sonst durch Ungefähr und bloßen Zufall verursacht oder hervorgebracht seyn.

Findet sich irgend etwas Böses in der Welt durch Absicht, so ist das, welches alle Dinge regiert, nicht Eine gute, mit Absicht wirkende Grundursache. Denn entweder ist die einzige, mit Absicht wirkende Grundursache selbst verderbt; oder es giebt außer ihr noch eine andre, die ihr entgegenwirkt, und böse ist.

Findet sich aber etwas Böses in der Welt durch bloßen Zufall; so kann keine mit Absicht wirkende Grundursache, kein verständiger Geist, man denke ihn gut oder böse, die Ursach aller Dinge seyn. Wenn man also eine mit Absicht wirkende Grundursach annimmt, welche bloß das Gute hervorbringt,

das

das Böse aber, welches durch Zufall oder durch eine entgegenwirkende böse Absicht hervorgebracht wird, nicht verhindern kann; so muß man nothwendig auch annehmen, daß dieser höhere gute Geist ohnmächtig und unvollkommen sey: denn da er das Böse, welches durch Zufall oder durch eine entgegenwirkende böse Absicht entstehet, nicht verbessert oder überall verhindert, so muß das nothwendig aus Unvermögen, oder aus bösem Willen herrühren.

Ein Wesen, das über uns und die Welt erhaben ist, in welchem Grade es auch sey, oder mit Einsicht und Verstand in der Natur regiert, das nennen die Menschen einstimmig Gott. Giebt es verschiedne solche höhere Wesen, so sind das eben so viel Götter: ist aber dieses einzige, oder sind diese verschiedenen höheren Wesen ihrer Natur nach nicht nothwendig gut, so nennt man sie eigentlicher Dämonen.

Wer also glaubt, daß Alles durch eine mit Absicht wirkende Grundursache, oder ein verständiges Wesen, welches nothwendig gut und unwandelbar sey, aufs beste regiert, geordnet und eingerichtet werde, der ist ein vollkommner Theist.

Wer gar kein mit Absicht und Verstande wirkendes höheres Wesen, noch sonst eine Ursach, Richtschnur oder Einrichtung der Dinge glaubt, als den Zufall; so daß, seiner Meynung nach, weder das Wohl des Ganzen, noch irgend besonderer Wesen, in der Natur im geringsten mit Absicht gesucht oder abgezwecket wird, der ist ein vollkommner Atheist.

Wer nicht ein einziges mit Absicht und Verstande wirkendes höchstes Wesen glaubt, sondern zwey, drey, oder mehrere, (wenn sie gleich ihrer Natur nach gut) der ist ein Polytheist.

Wer glaubt, daß das eine, oder die mehreren höheren Wesen, nicht schlechterdings und nothwendig gut sind und das Beste wählen, sondern nach blosser Willkühr und Phantasie zu handeln fähig sind, der ist ein Dämonist.

Wenig Menschen denken über eine so dunkle und verwickelte Materie, als die Ursach aller Dinge und die Oekonomie oder Regierung des Weltganzen, immer übereinstimmend, oder einer einzigen festgesezten Hypothese gemäß. Denn selbst die Allerfrömmsten haben, ihrem eignen Geständniß nach, oft Zeiten, wo ihr Glaube sie kaum in dem Ver-

trauen

trauen auf eine höchste Weisheit zu erhalten vermag, und wo sie in Versuchung gerathen, an einer Fürsehung und gerechten Regierung des Ganzen zu zweifeln.

Das allein also kann man die Meynung eines Menschen nennen, was ihm vor allem andern am meisten zur Fertigkeit geworden, und ihm bey den meisten Gelegenheiten in den Sinn kömmt. Schwerlich kann man daher von Jemanden mit Gewißheit behaupten, er sey ein Atheist. Denn wenn nicht alle seine Gedanken, zu allen Zeiten und bey allen Gelegenheiten, aller Vorausſezung oder Vorstellung von Absicht in den Dingen unverändert entgegen sind, so ist er kein vollkommner Atheist. So auch, wenn Jemandes Gedanken nicht zu allen Zeiten fest und entschlossen aller Vorstellung Bildung von Zufall, Ungefähr, oder böser Absicht in den Dingen, entgegen sind, so ist er kein vollkommner Theist. Glaubt aber Jemand mehr an Zufall und Verwirrung, als an Absicht; so ist er, weil diese Meynung bey ihm herrschend ist, oder das Uebergewicht hat, mehr für einen Atheisten, als für einen Theisten zu halten. Sollt' er mehr an die Obergewalt eines bösen, als eines guten, verstän-

digen

digen Wesens glauben, so ist er mehr ein Dämonist, und man nennt ihn mit Recht so, weil die Wage seines Urtheils sich am stärksten zu der Seite hin neigt.

Alle angeführte Gattungen, nämlich Dämonismus, Polytheismus, Atheismus und Theismus, können vermischt seyn *). Religion schließt bloß

*) Nemlich so:

1. Theismus mit Dämonismus; 2. Dämonismus mit Polytheismus! 3. Theismus mit Atheismus; 4. Dämonismus mit Atheismus; 5. Polytheismus mit Atheismus; 6. Theismus (in so fern er den Dämonismus entgegengesezt ist, und ein gutes höchstes Wesen glaubt) mit Polytheismus; 7. der nämliche Theismus oder Polytheismus mit Dämonismus; oder 8. mit Dämonismus und Atheismus.

1. Wenn das einzige höchste Wesen (nach der Vorstellung eines solchen Menschen) gleichsam in zwey Naturen, eine gute und böse, getheilt ist, indem es sowohl das Böse als das Gute hervorbringt: oder auch, wenn zwo verschiedne und entgegengesezte Grundursachen statt finden, deren die eine alles Gute, die andre alles Böse wirket.

2. Wenn nicht ein einziger, sondern verschiedne böse Geister herrschen. Diese Meynung könnte man Polydämonismus nennen.

3. Wenn

bloß den eigentlichen Atheismus völlig aus. Vollkommne Dämonisten giebt es in der Religion ohne Zweifel; denn es ist bekannt, daß ganze Nationen einen Teufel oder bösen Geist verehren, ihm opfern und ihn anbeten; freylich aus keinem andern Grunde, als weil sie ihn fürchten. Eben so bekannt ists, daß es in gewissen Religionen Leute giebt, welche ausdrücklich Gott nicht anders vorstellen, als ein willkührliches, gewaltsames Wesen, welches Böses wirkt, und seine Geschöpfe in

voraus

3. Wenn der Zufall nicht ausgeschlossen wird; sondern Gott und der Zufall zugleich die Welt beherrschen.

4. Wenn ein böser Dämon und der Zufall zugleich die Welt beherrschen.

5. Wenn viele Geister und der Zufall herrschen.

6. Wenn es mehr höchste Wesen giebt, als eins, die aber mit gleichem Willen und Vernunft im Guten übereinstimmen.

7. Wenn eben dieser Begriff von der Gottheit, oder von mehrern übereinstimmenden Gottheiten mit dem Glauben an eine oder mehrere entgegenwirkende Grundursachen, oder herrschende Geister, verbunden wird.

8. Wenn man das leztere annimmt, und zugleich an den Zufall glaubt,

voraus zum Elende bestimmt; und das heist in der That eben so viel, als einen Dämon, oder Teufel, an seine Stelle sezen.

Da nun die Meynungen über ein höheres Wesen so verschieden sind; und es vielleicht nicht wenig Menschen giebt, die überall keine Meynung über diesen Punkt bey sich ausgemacht haben; es sey aus Skepticismus, Gedankenlosigkeit, oder Verwirrung der Begriffe: so haben wir zu untersuchen, in wie fern jede dieser Meynungen, oder dieser Mangel einer gewissen Meynung, mit Tugend und Verdienst bestehen, oder sich mit einem rechtschaffenen oder moralischen Charakter vertragen könne.

Zweyter Theil.

Erster Abschnitt.

Wenn wir über irgend ein künstlich zusammengesetztes Werk, entweder der Natur, oder der menschlichen Erfindung nachdenken, und erwägen, wie schwer es ist, ohne hinlängliche Kenntniß des Ganzen, von einem besondern Theile die geringste Erklärung zu geben; so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir bey so vielen Dingen, welche zur Einrichtung und zum Bau der Natur selbst gehören, verstummen müssen. Es ist wohl kein Mensch auf der Welt, der den eigentlichen Zweck unzähliger Dinge in der Natur, selbst ganzer Gattungen von Geschöpfen, oder ihren Nuzen, genau bestimmen könnte: Zu was für Zwecken hingegen die verschiednen Verhältnisse und mancherley Formen der Theile bey vielen Geschöpfen wirklich dienlich sind, das können wir, durch Hülfe eines fleißigen Nachforschens und genauer Beobachtung, aufs deutlichste zeigen. Wir wissen, daß jedes Geschöpf sein besonderes Gut und eignes

Intereſſe hat, und daß die Natur es zwingt, dies durch alle die Vortheile, die ihm der ganze Umfang ſeines Weſens gewährt, zu ſuchen. Wir wiſſen, daß es wirklich einen guten und ſchlechten Zuſtand jedes Geſchöpfs giebt; und daß der erſtere von der Natur befördert, und von ihm ſelbſt begierig geſucht wird. Da alſo jedes Geſchöpf ſein beſtimmtes Intereſſe oder Gut hat; ſo muß auch ein gewiſſer Zweck da ſeyn, auf welchen ſich alles in ſeiner Einrichtung natürlicherweiſe beziehen muß. Iſt irgend etwas, es ſey in ſeinen Begierden, Leidenſchaften oder Neigungen, dieſem Zweck nicht zuträglich, ſondern ihm zuwider; ſo müſſen wir das nothwendig als etwas Böſes für das Geſchöpf anſehen. Und ſolchergeſtalt iſt es böſe, in Abſicht auf ſich ſelbſt; ſo wie es unſtreitig in Abſicht auf Andre ſeiner Art böſe iſt, wenn ſolche Begierden oder Leidenſchaften es irgend veranlaſſen, ihnen Schaden zu thun. Iſt nun die natürliche Einrichtung eines vernünftigen Geſchöpfs von der Beſchaffenheit, daß eben die Unregelmäßigkeit der Begierden, wodurch es in Rückſicht auf Andre böſe wird, es auch in Rückſicht auf ſich ſelbſt böſe; und daß eben die Regelmäßigkeit der Neigungen, wodurch es

in der einen Rücksicht gut wird, es auch in der andern gut macht: so ist diese Güte, wodurch es Andern nüzlich wird, ein wahres Gut, ein wahrer Vortheil für sich selbst. Und so fände sichs dann, daß Tugend und Glückseligkeit zusammentreffen.

Doch, dies werden wir in dem lezten Theil unsrer Untersuchung besonders in Betrachtung ziehen. Für jezt wollen wir erst versuchen, ob wir nicht klar und befriedigend ausmachen können, was das eigentlich für eine Eigenschaft ist, welcher wir den Namen Güte oder Tugend beylegen.

Erzählte ein Geschichtschreiber oder Reisender uns, es gebe irgendwo ein Geschöpf von so einsiedlerischer Gemüthsart, als nie erhört worden; ein Geschöpf, welches weder einen Gatten, noch irgend einen andern Gesellschafter um sich habe; keinen seines Gleichen, wogegen es Neigung oder Wohlwollen empfände; noch sonst irgend etwas außer ihm selbst, wofür es die geringste Empfindung oder Theilnehmung äußerte: so würden wir vielleicht ohne viel Bedenken sagen: „Dies „müsse ohne Zweifel ein sehr melancholisches „Geschöpf seyn, und in diesem ungeselligen, „öden Zustande vermuthlich ein sehr traurigs,

„ges,

„ges, elendes Leben führen.“ Versicherte man uns aber, dies Geschöpf sey ausnehmend vergnügt in sich selbst, habe sein Leben sehr lieb, kurz, an seinem Glücke fehle nichts; so würden wir vielleicht gestehen: „daß es „kein Monstrum, auch in Rücksicht auf sich „selbst nicht von verkehrter Beschaffenheit sey. „Aber schwerlich würden wir uns, bey alle „dem, entschließen können, es für ein gutes „Geschöf zu erklären.“ — Wendete man uns dagegen ein: „Dies Geschöpf sey doch immer „an und für sich selbst vollkommen, und da„her auch für gut zu halten; denn was ihm „Andre angiengen?“ So möchten wir freylich, in diesem Verstande, genöthigt seyn, zu gestehen: „Es sey ein gutes Geschöpf; wo„fern man wirklich annehmen könne, daß es „ganz unabhängig und in sich selbst vollkom„men sey, und mit nichts in der Welt, außer „sich selbst, in Verbindung stehe.“ Denn fände sich irgendwo in der Natur ein System, von welchem dieses lebendige Geschöpf als ein Theil anzusehen wäre; so ließe sichs unmöglich für gut halten: denn es wäre dann offenbar ein solcher Theil, der mehr zum Nachtheil, als zum Vortheil seines Systems oder Ganzen beytrüge.

Findet sich also in der Natur dieses oder eines andern lebendigen Geschöpfs, nur das Geringste, was auf irgend etwas außer ihm hinweiset, und woraus sich deutlich abnehmen läßt, daß es noch auf irgend ein anderes Wesen oder eine andre Natur, außer seiner eignen Beziehung hat; so muß dies Geschöpf unstreitig für einen Theil irgend eines andern Systems gehalten werden. Hat, zum Beyspiel, ein Thier die Gliedmaßen eines Männchens, so beweist dies, daß es auf ein Weibchen Beziehung hat. Und aus den besondern Verhältnissen des Männchens und Weibchens erhellet wieder offenbar, daß sie eine gemeinschaftliche Beziehung auf eine andre Existenz und Klasse von Dingen ausser sich selbst haben. Beyde also sind als Theile eines andern Systems anzusehen; dessen nemlich, welches aus einer besondern Art oder Gattung lebendiger Geschöpfe besteht, die eine gemeinschaftliche Natur haben, oder durch eine besondere Ordnung und Einrichtung zusammenbestehender Dinge, die zu ihrer Erhaltung gemeinschaftlich wirken, versorgt werden.

Gleichergestalt, wenn eine ganze Gattung von lebendigen Geschöpfen zu der Exi-

stenz oder dem Wohl irgend einer andern beyträgt; dann ist diese ganze Gattung wieder nur ein Theil eines andern Systems.

Zum Beyspiel: Zur Existenz der Spinne ist die Existenz der Fliege durchaus nothwendig. Der sorglose Flug, der schwache Bau und zarte Körper der leztern, macht und bestimmt sie eben so eigentlich zu einer Beute, als der rauhe Körper der ersteren, ihre Wachsamkeit, Grausamkeit und Arglist, sie zu Raub und Nachstellung geschickt macht. Gewebe und Flügel sind ganz für einander gemacht. Und in dem Bau dieser Thiere ist die Beziehung des einen aufs andre so sichtbar und vollkommen, als in unserm Körper die wechselseitige Beziehung der Gliedmaßen und Organen, oder in den Zweigen und Blättern eines Baums, sowohl ihre Beziehung einander als aller gemeinschaftlich auf Eine Wurzel und Einen Stamm.

Auf gleiche Weise sind die Fliegen auch zur Existenz andrer Geschöpfe, sowohl gewisser Vögel als Fische, nöthig. Und so ist immer eine Gattung von Geschöpfen zum Nuzen der andern da; denn alle sind Theile eines gewissen Systems, und gehören zu einer und ebenderselben Klasse von Wesen.

So

So giebt es also ein System aller Thiere; eine Ordnung oder Oekonomie des Thierreichs, welcher Alles, was dahin gehört, gemäß eingerichtet und angeordnet ist.

Wenn nun das ganze System der Thiere, nebst dem System der Pflanzen und aller andern Dinge in dieser sublunarischen Welt, mit Recht in Ein System der Erde zusammengefaßt wird; und wenn diese Erde selbst wieder von etwas anderm außer ihr, wie z. B. von ihrer Sonne, von der Milchstraße, oder von ihren Nebenplaneten abhängt: dann ist sie wirklich nur ein Theil irgend eines andern Systems. Und wenn man endlich zugesteht, daß es ein System aller Dinge, und eine allgemeine Natur giebt; so kann kein besonderes Wesen oder System vorhanden seyn, welches nicht, in Absicht auf dieses allgemeine System des Weltalls, entweder gut oder böse wäre: denn wär es auch nur unbedeutend und ohne Nuzen, so ist das schon ein Fehler, oder eine Unvollkommenheit, und folglich in dem allgemeinen System etwas Böses.

Ist daher ein Wesen gänzlich und wahrhaftig böse, so muß es in Beziehung auf das Ganze böse seyn; und dann ist das System des Ganzen böse, oder unvollkommen. Ist

aber

aber das Böse irgend eines besondern Systems ein Gut für andre Systeme; gereicht es zum Wohl des allgemeinen Systems, (zum Beyspiel, wenn ein Geschöpf ohne Zerstörung eines andern nicht leben kann; wenn ein Ding aus der Verwesung eines andern erzeugt wird; oder wenn ein Planetensystem oder Wirbel einen andern verschlänge) dann ist das Uebel dieses besondern Systems an sich selbst kein wahres Uebel; eben so wenig, als der Schmerz beym Zahnen ein Uebel ist, in einem System oder Körper, welcher so eingerichtet worden, daß er ohne diese Ursach des Schmerzes mangelhaft, und also noch übler dran seyn würde.

Von keinem Wesen also können wir sagen, daß es gänzlich und durchaus böse sey, wofern wir nicht ausdrücklich zeigen und erweisen können, daß dasjenige, was wir böse nennen, sonst nirgendwo, in keinem andern System, in Rücksicht auf keine andre Ordnung oder Oekonomie, sie sey welche sie wolle, gut sey.

Gäb' es aber in der Welt irgend ein ganzes Geschlecht von Thieren, welches zur Zerstörung aller andern gereichte, so könnte man das mit Recht ein böses Geschlecht nennen; denn in dem thierischen System wär' es wirklich

lich böse. Und wenn in irgend einem besonderen Geschlecht von lebendigen Geschöpfen (unter den Menschen zum Beyspiel) ein Mensch von Natur das Verderben der Uebrigen sucht, so heißt er in dieser Rücksicht mit Recht ein böser Mensch.

Aber nie nennen wir Jemanden einen bösen Menschen, weil er mit der Pest behaftet ist, oder weil er konvulsivische Paroxismen hat, in denen er um sich schlägt und Jeden verwundet, der ihm zu nahe kömmt. Eben so wenig sagen wir von Jemanden, er sey ein guter Mensch, wenn seine Hände gebunden sind, daß er das Unheil, welches er im Sinne hat, nicht anrichten kann; oder (was gewissermaßen einerley ist) wenn er, aus Furcht vor der Strafe, oder aus Hoffnung einer Belohnung, seinen bösen Vorsaz nicht ausführt.

Was also bey einem vernünftigen Geschöpf ganz und gar nicht aus Neigung entspringt, ist in der Natur dieses Geschöpfs weder gut noch böse; weil es nur dann für gut oder böse gehalten werden kann, wenn das Wohl oder Uebel des Systems, womit es in Verbindung steht, der unmittelbare Gegenstand einer Leidenschaft oder Neigung in ihm ist.

Da also bloß wegen der inneren Neigung ein Geschöpf für gut oder böse, natürlich oder unnatürlich gehalten wird; so haben wir jezt zu untersuchen, welche Neigungen gut und natürlich, und welche hingegen böse und unnatürlich sind.

Zweyter Abschnitt.

Fürs erste also können wir bemerken, daß jede Neigung zu irgend einem Dinge, das für ein Privatgut gehalten wird, aber kein wirkliches, sondern nur ein eingebildetes Gut ist, daß diese Neigung, weil sie überflüssig ist, und andere nothwendige und gute Neigungen schwächet, an sich selbst verkehrt und böse ist, selbst in Rücksicht auf das Privatinteresse oder die Glückseligkeit des Geschöpfs.

Wär' es möglich, bey einem Geschöpf eine solche Neigung für sein besonderes Wohl anzunehmen, welche wirklich, in ihrem natürlichen Grade, sein Privatinteresse beförderte, zu gleicher Zeit aber mit dem allgemeinen Wohl nicht bestehen könnte; so wäre das allerdings auch eine verkehrte Neigung: und in diesem Fall könnte ein Geschöpf, in Rücksicht auf seine Gesellschaft und das Ganze, nicht wahrhaftig gut und natürlich seyn, ohne

böse und unnatürlich gegen sich selbst zu seyn. Wird aber die Neigung nur dann der Gesellschaft schädlich, wenn sie übermäßig, nicht aber, wenn sie gemäßigt, gehörig eingeschränkt und gemildert ist; so ist freylich der übermäßige Grad der Neigung wirklich böse, nicht aber der gemäßigte. Findet sich also bey einem Geschöpf eine mehr als gewöhnliche Zusammenziehung in sich selbst, oder Sorge für sein Privatinteresse, wobey das Interesse seiner Gattung, oder des Ganzen nicht bestehen kann, so ist das in aller Absicht eine böse und verkehrte Neigung. Und dies ist es, was wir gewöhnlich Selbstsucht nennen, und an jedem Geschöpf, wo wir es irgend wahrnehmen, so sehr mißbilligen.

Wenn, auf der andern Seite, die Neigung für unser Privatwohl, man mag sie für so selbstsüchtig halten, als man immer will, nicht allein wirklich mit dem allgemeinen Wohl bestehen kann, sondern gewissermaßen dazu beyträgt; wenn sie von der Art ist, daß das Wohl des ganzen Geschlechts befördert wird, wenn sie sich bey jedem Individuum befindet: so ist sie nicht allein auf keinerley Weise böse oder tadelnswürdig, sondern vielmehr schlechterdings nothwendig, wenn ein

Geschöpf

Geschöpf gut seyn soll. Denn wenn der Mangel einer solchen Neigung, wie zum Beyspiel des Triebes der Selbsterhaltung, dem ganzen Geschlecht zum Nachtheil gereicht; so macht der Mangel dieser Neigung ein Geschöpf eben sowohl böse und unnatürlich, als der Mangel irgend einer andern natürlichen Neigung. Niemand würde Bedenken tragen, so zu urtheilen, wenn er einen Menschen sähe, der keinem Abgrunde aus dem Wege gienge, dem jede Speise, Lebensordnung, Kleidung, und was sonst zur Gesundheit und Erhaltung gehört, ganz gleichgültig wäre. Eben das würde man von Jemanden behaupten, der eine Abneigung gegen allen Umgang mit Frauenzimmern hätte, und also wegen verkehrter Gemüthsart, (nicht bloß aus körperlicher Unvollkommenheit) untauglich wäre, sein Geschlecht fortzupflanzen.

So kann also die Neigung zu unserm eignen Wohl gut oder böse seyn. Denn, ist diese Privatneigung zu stark (wenn zum Beyspiel übermäßige Liebe zum Leben Jemanden zu edelmüthigen Handlungen unfähig macht); so ist sie unstreitig böse und verkehrt; folglich handelt derjenige, der sich von ihr lenken läßt, verkehrt, und kann selbst, wenn diese Neigung

gung ihn lenkt, in gewissem Grade nicht anders als verkehrt oder böse seyn. Wenn daher eine so heftige Liebe zum Leben Jemanden zufälligerweise veranlaßt, Gutes zu thun (da er durch die nemliche Triebfeder eben so leicht hätte veranlaßt werden können, Böses zu thun); so ist er, wegen dieses Guten, eben so wenig ein gutes Geschöpf, als derjenige ein rechtschaffener und guter Mensch ist, der vor Gericht, oder im Felde, bloß seiner Bezahlung oder seines Soldes wegen, eine gerechte Sache verficht.

Alles daher, was wir aus bloßer Neigung für unser eignes Bestes thun, sey es noch so vortheilhaft für die ganze Gattung, zeugt nicht weiter von unsrer Güte, als in so fern die Neigung selbst gut ist. Wir mögen, in irgend einem besondern Falle, noch so gut handeln; beherrscht uns in Grunde bloß diese selbstsüchtige Neigung, so sind wir dabey an uns selbst noch immer lasterhaft. Eben so verhält sichs, wenn diese Selbstsucht, sey sie auch noch so gemäßigt, bey Jemanden die Triebfeder solcher Handlungen ist, welche eigendlich aus einer natürlichen Neigung gegen seines Gleichen entspringen sollten.

Und in der That, was für äußerliche Hülfsmittel oder Bewegungsgründe auch ein übelgesinntes Geschöpf antreiben mögen, irgend eine gute Handlung zu thun; so kann doch eher keine Güte in ihm entstehen, als bis seine Gemüthsart in so weit geändert wird, daß endlich eine unmittelbare Neigung es wirklich zum Guten hinzieht, und vom Bösen abhält.

Wird, zum Beyspiel, eines von den Geschöpfen, die zahm und freundlich gegen den Menschen sind, seiner natürlichen Beschaffenheit zuwider, grausam und wild; so bemerken wir augenblicklich die Zerrüttung seiner Gemüthsart, und erkennen es für unnatürlich und verderbt. Legt eben dieses Geschöpf nachher von ungefähr, oder durch vernünftige Behandlung, seine Wildheit ab, wird zahm, freundlich und folgsam, wie andre seines gleichen; so halten wir ein solchergestalt wiederhergestelltes Geschöpf aufs neue für gut und natürlich. Gesezt nun das Geschöpf beträgt sich wirklich zahm und freundlich; aber bloß aus Furcht vor seinem Herrn; so, daß seine herrschende Leidenschaft augenblicklich ausbricht, so bald diese Furcht wegfällt: dann ist seine Freundlichkeit nicht seine wahre Gemüths-

müthsart; sondern seine wahre und ächte Natur bleibt, was sie war, und also das Geschöpf selbst so böse, als je.

Da also in jedem Geschöpf nichts eigentlich Güte oder Bosheit ist, als was aus natürlicher Gemüthsart entspringt; „so ist das „ein gutes Geschöpf, das durch seine natürliche „liche Gemüthsart oder den Trieb seiner „Neigungen, ursprünglich und unmittelbar, „und nicht nebenher und zufällig zum Guten „hingezogen, und vom Bösen abgehalten wird:“ Und ein böses Geschöpf ist gerade das Gegentheil, nemlich: „ein solches, dem es an richtigen Neigungen fehlt, die Kraft genug haben, es geradeswegs zum Guten hinzutreiben, und es vom Bösen abzuziehen; oder „welches durch andre Neigungen geradeswegs zum Bösen angetrieben, und vom Guten abgezogen wird.“

Wenn überhaupt alle Neigungen oder Leidenschaften auf oben erwähnte Art dem allgemeinen Wohl, oder dem Wohl der ganzen Gattung gemäß sind; dann ist die natürliche Gemüthsart vollkommen gut. Fehlt es hingegen an einer erfoderlichen Neigung; oder ist irgend eine vorhanden, welche überflüssig, oder schwach, oder auf einige Weise nachtheilig,

theilig, oder jenem Hauptzweck entgegen ist; dann ist die natürliche Gemüthsart, und folglich das Geschöpf selbst, gewissermaßen verderbt und böse.

Es wäre überflüssig, hier des Neides, der Bosheit, des mürrischen Wesens, oder andrer solcher häßlichen Leidenschaften zu erwähnen, und zu zeigen, wie sie an sich böse sind, und ein Geschöpf böse machen. Vielleicht aber ist es nöthig, zu bemerken, daß selbst Wohlwollen und Liebe von der natürlichsten Art (z. B. die, welche ein Geschöpf für seine Jungen hegt) so bald sie übermäßig wird, und einen gewissen Grad übersteigt, ohne Zweifel fehlerhaft ist. Denn solche übergroße Zärtlichkeit zerstört die Wirkung der Liebe, und übermäßiges Mitleiden macht uns unfähig, zu helfen. Daher hält man durchgehends das Uebermaß der mütterlichen Liebe, für verkehrte Verzärtelung; übergroßes Mitleiden, für weibische Schwäche; übergroße Liebe zum Leben, für Niederträchtigkeit und Feigheit; zu geringe, für verwegne Unbesonnenheit; und ganz und gar keine, oder das Gegentheil (eine Leidenschaft nemlich, die zum Selbstmorde verleitet) für Raserey und Verkehrtheit im höchsten Grade.

Dritter Abschnitt.

Laßt uns jezt von bloßer Güte, deren jedes mit Gefühl begabte Geschöpf fähig ist, zu dem, was man Tugend oder Verdienst nennt, und bloß dem Menschen zuschreibt, hinaufsteigen.

Bey einem Geschöpf, welches fähig ist, sich allgemeine Begriffe der Dinge zu machen, sind nicht bloß die äußerlichen in die Sinne fallenden Dinge Gegenstände der Neigung; sondern auch die Handlungen selbst, und die innern Neigungen, als Mitleiden, Wohlwollen, Dankbarkeit, und ihr Gegentheil, wenn die Seele sie wahrnimmt, werden Gegenstände derselben. Solchergestalt entspringt aus dieser reflektirten Empfindung eine Art von Neigung gegen diejenigen Neigungen selbst, die man schon selbst empfand, und jezt der Gegenstand eines neuen Wohlgefallens oder Mißfallens werden.

Es verhält sich hier mit den geistigen oder moralischen Gegenständen nicht anders, wie mit den Körpern und gemeinen Gegenständen der Sinne. Bemerkt unser Auge die Figur, die Bewegung, die Farbe, die Verhältnisse dieser leztern; so bemerken wir auch

nothwendig zugleich Schönheit oder Häßlichkeit, je nach der verschiednen Abmessung, Anordnung und Zusammensezung ihrer Theile. Eben so müssen wir, wenn sich Gesinnungen und Handlungen unserm Verstande darstellen, nothwendig einen offenbaren Unterschied, je nach der Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit der Gegenstände, wahrnehmen.

Da unsre Seele die Zuschauerinn und Zuhörerinn andrer Seelen ist, so muß sie auch ihr Auge und Ohr haben; sie muß Verhältnisse wahrnehmen, Töne unterscheiden, und jede Empfindung, jeden Gedanken, der ihr vorkömmt, beurtheilen. Alles muß sich ihrer Kritik unterwerfen. Sie fühlt das Sanfte und Rauhe, das Angenehme und Widrige in den Neigungen; und findet ein Häßliches und Schönes, eine Harmonie und Dissonanz, eben so eigentlich hier, als in musikalischen Tönen, oder in der äußern Form oder Darstellung sinnlicher Dinge. Auch kann sie ihre Bewunderung und ihr Entzücken, ihren Abscheu und ihre Verachtung, bey der einen Art von Gegenständen so wenig zurückhalten, als bey der andern. Jeder also, der die Sache gehörig erwägt, wird es für nichts anders, als Affektation halten, wenn Jemand das gemeine

meine und natürliche Gefühl des Erhabnen und Schönen leugnet.

Wie nun, bey sinnlichen Gegenständen, die Gestalten oder Bilder der Körper, Farben und Töne beständig, selbst im Schlaf, vor unsern Augen schweben, und auf unsre Sinne wirken; so sind auch die Gestalten und Bilder der moralischen und intellektuellen Dinge, zu allen Zeiten, selbst wenn die Gegenstände abwesend sind, in der Seele wirksam und gegenwärtig.

Bey diesen vor uns herumschwebenden Charakteren oder Gemälden der Sitten, welche die Seele sich nothwendig vorbildet, und immer mit sich herumträgt, kann das Herz unmöglich neutral bleiben; es muß immer auf eine oder andre Art Parthey nehmen. So verkehrt oder verderbt es an sich selbst seyn mag, so bemerkt es doch den Unterschied an Schönheit und Liebenswürdigkeit zwischen einem Herzen und dem andern, zwischen einer Richtung der Neigung, einem Verhalten, einer Empfindung und der andern; und muß also in allen Fällen, wo es selbst nicht interessirt ist, gewissermaßen das Rechtschaffene und Natürliche billigen, das Verkehrte und Verderbte aber mißbilligen.

Da sich also die verschiednen Bewegungen, Neigungen, Leidenschaften, Gesinnungen, und das daraus erfolgende Betragen und Verhalten eines Geschöpfs in den mancherley Theilen seines Lebens, der Seele in verschiednen Gesichtspunkten oder Perspektiven darstellt, und sie das Gute und Böse, in Beziehung auf die Gattung oder das Ganze, sehr schnell unterscheidet; so entsteht dadurch eine neue Probe oder Uebung des Herzens.

Denn dies muß entweder in seinem wahren und gesunden Zustande, das, was recht und gut ist, lieben, und das Gegentheil hassen; oder, wenn es verderbt ist, das Böse lieben, und dem Edlen und Guten abgeneigt seyn.

Und in diesem Fall allein können wir ein Geschöpf rechtschaffen oder tugendhaft nennen, wenn es des Begriffs von einem Wohl des Ganzen, und der Theorie oder Wissenschaft des moralischen Guten und Bösen, des Bewunderungswürdigen und Tadelnswerthen, des Rechts und Unrechts, fähig ist. Denn sagen wir gleich von einem schlechten Pferde im gemeinen Leben, daß es Untugenden besize, so nennen wir doch nie ein gutes, so wenig als irgend ein anderes Vieh, einen Idioten

oder albernen Tropf, wären sie auch noch so gut geartet, rechtschaffen oder tugendhaft.

Ein Geschöpf sey also so edelmüthig, wohlwollend, treu, mitleidig, als es immer will; fehlt ihm dabey das Vermögen, über das, was es selbst thut, oder Andre thun sieht, nachzudenken, und dadurch zu erkennen, was rechtschaffen und anständig ist; und diesen Begriff des Rechtschaffenen und Anständigen zum Gegenstande seiner Neigung zu machen: so kann man nicht sagen, daß es tugendhaft sey. Denn nur so, und nicht anders, kann es Begriffe von Recht und Unrecht haben; nur so ist es fähig, zu fühlen, oder zu beurtheilen, ob etwas aus gerechter, billiger, und guter Neigung, oder aus dem Gegentheil, geschehen sey.

Alles, was aus unbilliger Neigung geschieht, ist unrecht, verkehrt und böse. Ist die Neigung billig, richtig und gut, und ihr Gegenstand solcher Art, daß es zum Vortheil der Gesellschaft gereicht, wenn er immer auf gleiche Weise gesucht und geliebt wird; so ist dies nothwendig das, was wir Recht und Billigkeit in einer Handlung nennen. Denn Unrecht besteht nicht in solchen Handlungen, welche bloß Schaden verursachen (denn auf

die

die Art würd' es Unrecht seyn, wenn ein rechtschaffner Sohn, der auf einen Feind zielte, aus Versehen, oder durch unglücklichen Zufall seinen Vater tödtete); sondern nur dann ist etwas Unrecht, wenn es aus mangelhafter oder verkehrter Neigung geschieht; als wenn z. B. ein Sohn keine Bekümmerniß für die Erhaltung seines Vaters bezeigt, oder wenn er bey einer Gefahr lieber einem gleichgültigen Menschen, als ihm, zu Hülfe eilt.

Eben so wenig kann Schwäche oder Unvollkommenheit der Sinne Unrecht oder Uebelthat veranlassen; wenn nur der Gegenstand der Seele selbst nicht von verkehrter Beschaffenheit, oder sonst ungeziemend, sondern vielmehr ihrer Meynung und Zuneigung angemessen und würdig ist. Denn sezen wir den Fall, ein Mensch von gesunder, unverdorbner Vernunft und Neigung, habe eine so verderbte Konstitution des Körpers, daß die natürlichen Gegenstände, durch die Organe seiner Sinne, wie durch falsche Gläser, ihm verkehrt und unrichtig vorgestellt werden; so wird man bald sehen, da der Fehler in diesem Falle nicht in dem herrschenden oder Haupttheile seines Wesens liegt, daß man

ihn

ihn an sich selbst nicht für verkehrt oder ungerecht halten kann.

Anders verhält sichs in Absicht auf Meynungen, Glaubenslehren, oder Theorien. Die Ausschweifungen des menschlichen Urtheils oder Glaubens gehen bekanntermaßen so weit, daß man in einigen Ländern so gar Affen, Kazen, Krokodillen und andre garstige und schädliche Thiere für heilig gehalten, und als Gottheiten verehrt hat. Sollte nun ein Glaubensgenosse solcher Länder sich einbilden, es sey Recht, lieber einer Kaze das Leben zu retten, als einem Vater; und andre Menschen, die nicht der nemlichen Religionsmeynung zugethan sind, müßten so lange, bis sie sich bekehrt hätten, als Feinde behandelt werden; so wäre dies bey einem solchen Gläubigen ohne Zweifel unrecht und böse; und jede Handlung, die sich auf diesen Glauben gründete, eine verkehrte, böse und lasterhafte Handlung.

Und so muß Alles, was falsche oder irrige Begriffe von dem Werth oder Unwerth eines Dinges hervorbringt, und dadurch eine rechtschaffene Neigung vermindert, eine verkehrte, unregelmäßige, oder ungesellige Neigung aber erregt, nothwendig Unrecht veranlassen.

lassen. Wer also Jemanden wegen einer Eigenschaft liebt, die für rühmlich gehalten wird, in der That aber verkehrt ist, der ist selbst verkehrt und böse. Der Ursprung dieser Verderbniß ist in manchen Fällen sichtbar: wenn, zum Beyspiel, ein Ehrsüchtiger, durch den Ruf seiner großen Unternehmungen, ein Eroberer oder Seeräuber durch seine kühnen Thaten, bey einem Menschen gegen diesen unmoralischen und unmenschlichen Charakter, der nur Abscheu verdient, Hochachtung und Bewunderung erwecket; dann muß derjenige, welcher das Böse, so er hört, ins geheim billiget, verderbt werden. Wer hingegen einen Andern liebt und hochschäzt, weil er glaubt, daß er eine Tugend besize, die er doch wirklich nicht besizt, sondern bloß nachäffet, der ist deßwegen keinesweges verderbt oder böse.

Irrthum in Ansehung der wahren Beschaffenheit einer Sache, ist daher weder Ursach noch Zeichen einer bösen Neigung, und kann also auch keine Ursach des Lasters seyn. Aber Irrthum in Ansehung der Rechts oder Unrechts verursacht immer, bey jedem vernünftigen Wesen, verkehrte Neigungen, und also nothwendig auch lasterhafte Handlungen.

Da

Da es indessen viele Fälle giebt, wo dem scharfsinnigsten Menschen Schwierigkeiten und Zweifel aufstoßen, wenn er entscheiden soll, was recht oder unrecht ist, so kann ein geringer Irrthum dieser Art immer noch bey dem Charakter eines tugendhaften oder rechtschaffnen Mannes bestehen. Allein, wenn Aberglaube oder böse Gewohnheit sehr grobe Irrungen in der Bestimmung oder Anwendung der Neigung verursachen; wenn die Irrungen entweder ihrer Natur nach so grob, oder so zusammengesezt und häufig sind, daß Jemand nicht in seinem natürlichen Zustande bleiben kann, und die zum Wohl der menschlichen Gesellschaft und des bürgerlichen Lebens erforderlichen Neigungen darunter leiden müssen; dann geht der Charakter der Tugend allerdings verloren.

Sonach finden wir nun, in wie fern Rechtschaffenheit und Tugend von Erkenntniß dessen, was recht und unrecht ist, und von solchem Gebrauch der Vernunft abhangen, welcher hinreicht, uns eine richtige Anwendung der Neigungen zu sichern; so daß nichts Scheußliches oder Unnatürliches, nichts Unanständiges, nichts auf die Zerstörung der natürlichen Neigung, wodurch die

Gat-

Gattung oder die Gesellschaft erhalten wird, abzielendes, auf irgend eine Art, oder durch irgend einen Grundsaz oder Begriff von Ehre oder Religion, jemals als ein guter und würdiger Gegenstand der Hochachtung geliebt oder gesucht werden darf. Denn ein solcher Grundsaz oder Begriff ist schlechterdings verkehrt und böse; und Alles, was demselben gemäß gehandelt wird, kann nichts anders als Verkehrtheit und Laster seyn. Giebt es also etwas in der Welt, welches die Menschen, unter dem Vorwande einer göttlichen Vollmacht, oder irgend eines gegenwärtigen oder künftigen Guts, zu Verrätherey, Undankbarkeit oder Grausamkeit anhält; giebt es etwas, welches die Menschen lehrt, ihre Feinde aus Liebe zu verfolgen; oder Kriegsgefangene zur Lust zu peinigen; oder Menschen zu opfern, oder sich selbst, aus Religionseifer, vor ihrem Gott zu quälen, abzumergeln und zu verstümmeln, oder irgend eine barbarische und viehische That, als etwas Verdienstliches und Löbliches, zu begehen; sollte auch allgemeine Gewohnheit es billigen und Religion es zum Gesez machen: so ist und kann es doch nie, auf welche Art und in welchem Sinne man es nehmen mag, Tugend

seyn,

seyn, sondern ist und bleibt abscheuliche Verderbniß; Mode, Gesez, Gewohnheit oder Religion mögen es noch so sehr gut heißen: denn diese können selbst verkehrt und böse seyn; nie aber die ewigen Regeln, die unwandelbare, unabhängige Natur der Rechtschaffenheit und Tugend umändern.

Vierter Abschnitt.

Aus allem dem ergiebt sichs nun: daß diejenigen Geschöpfe, welche bloß durch sinnliche Gegenstände bewegt oder gerührt werden können, entweder gut oder böse sind, je nach dem ihre sinnlichen Neigungen beschaffen sind. Ganz anders aber verhält sichs mit Geschöpfen, welche vernünftige Gegenstände des moralischen Guten zu fassen fähig sind. Denn stünd' es bey Jemanden dieser Art um die sinnlichen Neigungen auch noch so schlecht; sie hätten aber, wegen jener vorhin erwähnten vernünftigen Neigungen, nicht die Oberhand: so bleibt offenbar die Gemüthsart in der Hauptsache gut; und ein solcher wird mit Recht von allen Menschen für tugendhaft gehalten.

Noch mehr. Wenn Jemand aus Temperament hizig, verdrüßlich, furchtsam, verliebt

liebt ist; aber diesen Leidenschaften widersteht, und, ungeachtet ihres gewaltigen Drangs, fest an der Tugend hängt; so urtheilen wir gewöhnlich in diesem Fall, seine Tugend sey desto größer; und wir urtheilen recht. Nur dann, wenn er nicht aus Neigung für die Güte oder Tugend selbst, sondern bloß für sein Privatwohl zurückgehalten und zu einem tugendähnlichen Verhalten angetrieben wird, ist er im Grunde um nichts tugendhafter; wie wir oben gezeigt haben. So viel aber bleibt unwidersprechlich: wenn Jemand sein zorniges oder verliebtes Temperament freywillig und ohne fremden Zwang so sehr bändiget, daß er sich weder zu einer grausamen noch unzüchtigen Handlung hinreißen läßt, so sehr seine Konstitution ihn auch reizen mag; so schäzen wir seine Tugend höher, als wir sonst würden gethan haben, wenn sie diese Versuchungen und diesen Hang nicht zu überwinden gehabt hätte. Uebrigens aber wird wohl keiner sagen, ein Hang zum Laster sey ein Ingredienz der Tugend, oder irgend nothwendig, einen tugendhaften Charakter vollkommen zu machen.

Es scheint also, als ob sich hier eine Schwierigkeit fände; allein die Sache verhält

sich so: Wenn sich in einem Theile der Gemüthsart böse Leidenschaften oder Neigungen festgesezt haben, unterdeß in einem andern Theile die Neigungen zum moralischen Guten so mächtig sind, daß sie jene Bemühungen ihrer Gegenparthey völlig überwinden; so ist dies der größte mögliche Beweis, daß ein starkes Principium von Tugend zum Grunde liegt, und sich der natürlichen Gemüthsart völlig bemächtigt hat. Wo sich hingegen keine böse Leidenschaften regen, da kann ein Mensch wohlfeileren Kaufs tugendhaft seyn; das heist, er kann den bekannten Regeln der Tugend gemäß leben, ohn' ein so starkes Principium von Tugend zu haben, als der Andre. Wenn aber dieser Andre, bey dem die Tugend so starke Wurzeln geschlagen hat, endlich alle jene innern Hinderniße aus dem Wege schafft, so verliert er gewiß nichts an Tugend; vielmehr, da er bloß das verliert, was seine Gemüthsart befleckte, ist seine Tugend dann um so viel reiner, höher und vollkommner.

Es giebt also verschiedne Grade der Tugend bey vernünftigen Geschöpfen; bey denen wenigstens, die man zwar vernünftig nennet, denen aber noch viel an jener gesunden, wohlbefestigten Vernunft fehlt, die allein eine richtige

tige Neigung, einen gleichförmigen, standhaften Willen und Entschluß hervorbringen kann. Und so findet man Laster und Tugend mannichfaltig vermischt, und abwechselnd herrschend in den verschiednen Charakteren der Menschen. Denn so viel scheint aus unsrer Untersuchung klar zu folgen: Gemüthsart oder Leidenschaften mögen, in Beziehung auf sinnliche oder moralische Gegenstände, noch so verkehrt; ein Geschöpf mag noch so zornmüthig, rachsüchtig, wollüstig oder grausam; eine Seele mag noch so verdorben, oder die Grundsäze, nach welchen sie handelt, noch so böse seyn: so ist doch, so lange sich noch einige Biegsamkeit oder günstige Neigung gegen den geringsten moralischen Gegenstand, der kleinste Schein von moralischem Guten (als Gefälligkeit, Dankbarkeit, Güte oder Mitleiden); noch immer etwas von Tugend vorhanden, und das Geschöpf ist nicht ganz unnatürlich und lasterhaft.

Ein Spizbube also, der aus Gefühl von Treue und Ehre, von welcher Art es auch sey, sich weigert, seine Gehülfen anzugeben, und lieber Folter und Tod erdulden, als sie verrathen will; der hat gewiß noch nicht alle Tugend verloren, so verkehrt er sie auch anwenden

wenden mag. Eben das war der Fall mit jenem Missethäter, der seinen Mitschuldigen lieber im Tode Gesellschaft leisten, als das Amt eines Henkers an ihnen vollziehen wollte.

Kurz: so schwer es ist, von Jemanden zu behaupten, er sey ein vollkommner Atheist; eben so schwer muß es seyn, Jemanden für durchaus verderbt oder lasterhaft zu erklären; indem es sehr wenige, selbst unter den abscheulichsten Bösewichtern, giebt, die nicht noch etwas von Tugend, in dieser unvollkommnen Bedeutung, besizen sollten. Nichts ist wahrer, als der bekannte Saz: es sey eben so schwer einen vollkommen bösen, als einen vollkommen guten Menschen zu finden: denn wo noch irgend eine gute Neigung übrig ist, da ist auch gewiß noch etwas von Güte oder Tugend vorhanden.

Nachdem wir also untersucht haben, was die Tugend an sich selbst sey; wollen wir jezt sehen, wie sie sich gegen die oben erwähnten Meynungen von der Gottheit verhalte.

Dritter Theil.

Erster Abschnitt.

Da die Natur der Tugend (wie oben ausgeführt worden) in einer gewissen richtigen Gesinnung, oder angemessenen Neigung eines vernünftigen Geschöpfs gegen die moralischen Gegenstände des Rechts und Unrechts bestehet; so kann nichts bey einem solchen Geschöpf die Tugend zerstören, oder sie unwirksam machen, als was

1. Entweder das natürliche und richtige Gefühl von Recht und Unrecht zerstört;
2. Oder ein verkehrtes Gefühl desselben hervorbringt;
3. Oder verursacht, daß sich dem richtigen Gefühl widerstrebende Neigungen entgegensezen.

Auf der andern Seite kann nichts das Principium der Tugend unterstüzen oder befördern, als was entweder das Gefühl von Recht und Unrecht nähret und stärket; oder es ächt und unverdorben erhält; oder, in diesem

sem leztern Falle, dasselbe durch Unterdrückung und Ueberwältigung der entgegengesezten Neigungen, herrschend macht.

Wir haben also zu untersuchen, auf welche Art die oben erwähnten Meynungen von der Gottheit betreffend, in diesen Fällen Einfluß haben, und eine oder andre dieser drey Wirkungen hervorbringen.

I. Der erste Fall war: die Zerstörung des natürlichen Gefühls von Recht und Unrecht.

Nun wird gewiß keiner denken, daß hiedurch die Zerstörung des Begriffs von dem, was für die ganze Gattung, oder Gesellschaft gut oder böse ist, verstanden werde. Denn daß ein solches Gutes und Böses wirklich statt finde, muß nothwendig jedes vernünftige Geschöpf erkennen. Keiner zweifelt, daß es ein allgemeines Bestes gebe, daß seiner Gesellschaft in manchen vortheilhaft, in manchen nachtheilig sey. Sagen wir daher von Jemanden, „er habe alles Gefühl von Recht „und Unrecht verloren;“ so ist unsre Meynung, daß er, ungeachtet seiner Fähigkeit das Gute und Böse, in Beziehung auf seine Gattung, zu unterscheiden, doch für beydes gantz gleichgültig ist, das Vortreffliche oder Schänd-

liche einer moralischen Handlung, in Rücksicht auf das eine oder andre, nicht fühlt. Außer den engen Schranken seines eignen Privatinteresse also, nehmen wir an, daß bey einem solchen kein Wohlgefallen oder Mißfallen an Sitten, keine Bewunderung oder Liebe gegen irgend etwas moralisch Gutes; kein Haß gegen irgend etwas moralisch Böses, sey es noch so unnatürlich oder schändlich, statt finde.

In der That giebt es durchaus kein vernünftiges Geschöpf, welches nicht wissen sollte, daß, wenn es vorsezlich Jemanden beleidigt oder Schaden thut, dadurch nothwendig Besorgniß vor gleicher Beleidigung, und folglich auch Unwillen und Feindseligkeit bey jedem Andern, der es beobachtet, entstehen müsse. Der Beleidiger muß sich also nothwendig bewußt seyn, daß er von Jedem eine gleiche Behandlung zu gewarten habe, gleich als hätt' er gewissermaßen Alle beleidigt.

Solchergestalt wird Beleidigung und zugefügtes Unrecht immer von Jedermann für strafbar, und ein billiges Verhalten (welches daher Verdienst genannt wird) für allgemein verbindlich und belohnenswerth erkannt. Hiervon muß selbst das allerverderbteste Geschöpf

schöpf ein Gefühl haben. Soll also dies Gefühl von Recht und Unrecht noch etwas mehr sagen; giebt es in der That ein Gefühl dieser Art, welches ein durchaus verderbtes Geschöpf nicht hat; so muß es in einer wahren Antipathie oder Verabscheuung gegen Unbilligkeit oder Unrecht, und in einer wahren Zuneigung und Liebe gegen Billigkeit und Recht, und zwar um ihrer selbst, ihrer eignen natürlichen Schönheit und Würde willen, bestehen.

Unmöglich kann man sich ein bloß empfindendes Geschöpf denken, welches ursprünglich so verkehrt und unnatürlich eingerichtet worden, daß es von dem ersten Augenblick an, da sinnliche Gegenstände auf dasselbe wirken, ganz und gar keine gute Neigung gegen seines gleichen, keine Anlage zu Mitleiden, Liebe, Wohlgewogenheit oder Geselligkeit haben sollte. Eben so unmöglich läßt sichs denken, daß ein vernünftiges Geschöpf, wenn es zuerst von vernünftigen Gegenständen gerührt wird, und die Bilder oder Vorstellungen von Gerechtigkeit, Edelmuth, Dankbarkeit oder andern Tugenden in seiner Seele aufnimmt, gar kein Wohlgefallen an diesen, oder Mißfallen an den entgegengesezten Lastern fühlen, sondern gegen Alles, was es von dieser Art

wahr-

wahrnimmt, durchaus gleichgültig bleiben sollte. Es ließe sich wirklich eben so gut annehmen, daß eine Seele die Dinge, welche sich ihr darstellen, gar nicht empfände, als daß sie gleichgültig dabey bliebe. So bald sie also fähig wird, auf diese neue Art zu sehen und zu fühlen, so muß sie nothwendig eben sowohl in Handlungen, Gesinnungen und Gemüthsarten, Schönheit und Häßlichkeit finden, als in Figuren, Tönen oder Farben. Gäb' es keine wirkliche Liebenswürdigkeit oder Häßlichkeit in moralischen Handlungen, so giebt es doch wenigstens eine eingebildete darinn, welche stark genug auf uns wirkt. Gesezt, die Sache selbst fände sich nicht in der Natur, so kann man doch nicht leugnen, daß die Vorstellung oder Einbildung davon bloß aus der Natur herrühre. Auch vermag nichts, außer Kunst und starkes Bestreben, vermittelst langer Uebung und Meditation, dieses natürliche Vorurtheil, wovon die Seele zu Gunsten dieses moralischen Unterschiedes eingenommen ist, zu überwältigen.

Da also Gefühl von Recht und Unrecht uns eben so natürlich ist, als natürliche Neigung selbst, und ein Hauptprincipium unsrer

rer ganzen Konstitution und Einrichtung ausmacht; so giebt es keine spekulative Meynung, Ueberredung oder Glaubenslehre, welche vermögend wäre, es unmittelbar oder geradezu aufzuheben oder zu vertilgen. Was ursprüngliche, reine Natur ist, kann durch nichts, als entgegengesezte Fertigkeit und Gewohnheit (diese andre Natur) verdrängt werden. Und da dies Gefühl eine ursprüngliche Neigung ist, die sich am frühesten im Herzen regt, so vermag nur entgegengesezte Neigung, durch häufigen Zwang und Widerstand, so stark auf sie zu wirken, daß sie dadurch, entweder zum Theil vermindert, oder gänzlich ausgerottet wird.

Bey unserm Körper ist es offenbar, daß keine ungereimte Miene oder Gebehrte, sie sey uns natürlich oder zufällig, und aus Gewohnheit entstanden, alsobald durch unser Mißfallen, oder ein entgegengesetztes Bestreben unsers Willens, sollt' es auch noch so ernstlich seyn, abgelegt werden kann. Eine solche Veränderung wird nicht anders, als durch außerordentliche Mittel, durch Kunst und Uebung, strenge Wachsamkeit und wiederholten Zwang, bewirkt. Und selbst dann hält es noch hart, der Natur ganz Meister

zu

zu werden; sie liegt noch immer tückisch im Hinterhalt, und ist bereit, bey der ersten Gelegenheit sich zu empören. Viel mehr verhält sichs so mit der Seele, in Ansehung jener natürlichen Neigung und anticipirenden Empfindung, die das Gefühl von Recht und Unrecht ausmacht. Unmöglich kann man dies mit einemmal, und ohne ihr die größte Gewalt anzuthun, aus dem Herzen vertilgen. Selbst der ausschweifendste Glaube, die ungereimtesten Meynungen vermögen dieses nicht.

Da nun weder Theismus, noch Atheismus, noch Dämonismus, noch sonst irgend ein religiöser oder irreligiöser Glaube, fähig ist, in diesem Fall unmittelbar oder gerade zu zu wirken, sondern nur mittelbar, in so fern nemlich ein solcher Glaube zufälliger Weise entgegengesezte oder vortheilhafte Neigungen einflößt; so können wir die Prüfung dieser Wirkung bis dahin versparen, wo wir die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung andrer Neigungen mit dieser natürlichen und moralischen Neigung, in Absicht auf Recht und Unrecht, untersuchen werden.

Zweyter Abschnitt.

II.

Der zweyte Fall war: Ein verkehrtes Gefühl, oder eine falsche Einbildung von Recht und Unrecht.

Diese kann bloß von der Macht einer widernatürlichen Gewohnheit oder Erziehung herrühren; wie in denjenigen Ländern, wo, aus herrschender Gewohnheit oder politischer Anordnung, gewisse ihrer Natur nach schändliche und garstige Handlungen beständig mit Wohlgefallen angesehen und für löblich gehalten werden. Denn in diesem Fall ists möglich, daß ein Mensch sich zwingen kann, seinem Magen und seiner Natur zum Trotz, das Fleisch seiner Feinde zu essen, und es doch für recht und löblich hält; weil er glaubt, daß er dadurch seiner Nation einen ansehnlichen Dienst erweise, und ihren Namen berühmt und furchtbar machen helfe.

Doch wir haben hier mit den Meynungen von der Gottheit, und ihren Wirkungen in diesem Falle, zu thun. Was nun den Atheismus betrifft, so scheint es nicht, daß er unmittelbar im geringsten falsche Begriffe von Recht oder Unrecht verursachen könne.

könne. Denn wiewohl ein Mensch durch Gewohnheit oder durch ein lasterhaftes Leben, wozu ihm Atheismus die Hände bietet, mit der Zeit viel von seinem natürlichen moralischen Gefühl verlieren mag; so ist doch wohl schwerlich der Atheismus in sich selbst Ursach, daß man irgend etwas als schön, edel und verdienstlich liebe und schäze, was wirklich das Gegentheil ist. Nie, zum Beyspiel, kann er machen, daß es für etwas an sich gutes und vortreffliches gehalten werde, Menschenfleisch zu essen, oder viehische Grausamkeiten zu verüben. Aber das ist gewiß, daß vermittelst verderbter Religion, oder Aberglaubens, die unnatürlichsten, abscheulichsten, unmenschlichsten Dinge oft als etwas an sich selbst vortreffliches, gutes und löbliches angesehen werden.

Und das ist kein Wunder. Denn so oft die Religion, etwas seiner Natur nach häßliches und abscheuliches, als den vorgeblichen Willen und das Wohlgefallen einer höchsten Gottheit anpreiset, und es dem Anhänger dieser Religion darum nichts destoweniger böse und hassenswerth vorkömmt: so muß dann die Gottheit nothwendig die Schuld tragen, und als ein seiner Natur nach böses

und

und hassenswürdiges Wesen angesehen werden, so sehr man übrigens, aus Mißtrauen oder Furcht, vor ihr kriechen und um ihre Gunst betteln mag. Ueberhaupt aber verbietet uns die Religion dergleichen Gedanken von der Gottheit. Immer befiehlt sie, neben der Verehrung und Anbetung, auch Liebe, Hochachtung. So oft sie also Liebe und Bewunderung einer Gottheit lehrt, deren Charakter irgend etwas Böses zeigt; so lehrt sie zu gleicher Zeit Liebe und Bewunderung dieses Bösen, und macht also, daß etwas für gut und liebenswürdig gehalten wird, das an sich selbst hassenswerth und abscheulich ist.

Zum Beyspiel: wenn Jupiter der Gott ist, welcher angebetet und verehrt wird; und wenn seine Geschichte ihn als einen verliebten Ritter vorstellt, der seinen Begierden dieser Art die zügellosesten Ausschweifungen verstattet; so ist gewiß nichts anders zu erwarten, als daß seine Anbeter, die diese Geschichte nach dem genauesten Wortverstande für wahr halten, natürlicher Weise eine stärkere Neigung zur Wollust und Unzucht bekommen werden. Gäb' es eine Religion, welche Liebe und Anbetung eines Gottes lehrte, welcher tückisch, zum Zorne geneigt, grimmig und

rach-

rachgierig wäre, und sich, wenn er beleidiget worden, an andern als seinen wirklichen Beleidigern rächete; käme noch zu dem Charakter dieses Gottes, daß er Hinterlist und Falschheit liebte, und also Betrug und Verrätherey unter den Menschen aufmunterte, daß er einigen wenigen, aus nichtsbedeutenden Ursachen, günstig, gegen die übrigen aber grausam wäre: so müßte unfehlbar eine solche Religion, wenn sie stark eingeschärft würde, Wohlgefallen und Ehrerbietung gegen die Laster dieser Art einflößen, und also natürlicher Weise das Gemüth ihrer Anhänger, argliistig, partheyisch, rachgierig und betrüglich machen. Denn selbst die abscheulichsten Ausschweifungen und schwärzesten Verbrechen müssen dem, in manchen Fällen edel und vortrefflich dünken, der sie an einem Wesen findet, welches er mit tiefster Ehrerbietung bewundert und betrachtet.

Ist indessen der Dienst und die Verehrung einer solchen Gottheit nichts weiter als äußerliche Form, nichts weiter, als was bloß durch Beyspiel, Gewohnheit, Zwang oder Furcht bewirkt wird; ist im Grunde keine wahre herzliche Theilnehmung, Hochachtung oder Liebe damit verknüpft: so kann freylich

der

der Begriff von Recht und Unrecht dabey vielleicht ziemlich unverdorben bleiben. Wird der Anhänger einer solchen Religion, in dem Gehorsam gegen die Gebote seiner vermeynten Gottheit, oder in der Ausübung dessen, was er zu Befriedigung derselben für nöthig hält, bloß durch Furcht getrieben, und thut, seiner Neigung zuwider, etwas, das er innerlich als barbarisch und unnatürlich verabscheuet: so hat er noch Gefühl von Recht und Unrecht, und empfindet, unsern obigen Bemerkungen zufolge, das Böse in dem Charakter seines Gottes; so sehr er sich auch in Acht nehmen mag, sich darüber auszulassen, oder nur für sich selbst darüber nachzudenken, und eine entschiedne Meynung bey sich festzusezen. Versöhnt er sich aber unmerklich, so wie sein Religionsglaube und seine Andachtsübungen zunehmen, immer mehr und mehr mit dem Eigensinn, der Bosheit, Partheylichkeit und Rachsucht seiner geglaubten Gottheit: so wird er sich verhältnißmäßig auch mit diesen Eigenschaften selbst immer mehr aussöhnen; und endlich werden die grausamsten, ungerechtesten, und barbarischsten Handlungen, durch den mächtigen Einfluß dieses Vorbildes, ihm nicht allein gerecht und erlaubt,

laubt, sondern göttlich und nachahmungswürdig vorkommen.

Denn wer einen Gott glaubt, und ausdrücklich behauptet, daß er ihn für gerecht und gut halte, der muß auch annehmen, daß Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Wahrheit und Falschheit, Recht und Unrecht, als die Begriffe, nach welchen er behauptet, daß Gott gerecht, wahr und gut sey, unabhängige, für sich bestehende Dinge sind. Sagt man, es komme bloß auf Gottes Willen, Rathschluß oder Gesez an, was recht oder unrecht seyn solle, so haben diese lezteren Worte ganz und gar keinen Sinn. Denn auf die Art würden zween widersprechende Säze, wenn sie von der höchsten Macht für Wahrheit erklärt würden, beyde wahr werden. Auf die Art würd' es gerecht und billig heißen müssen, wenn Jemand verurtheilt würde, für das Verbrechen eines Andern zu leiden; oder wenn bloß, nach Willkühr und ohne Grund, einige Geschöpfe zu ewigen Elende, und andre zu ewiger Glückseligkeit bestimmt wären. Auf solche Gründe sie aber etwas für gerecht oder ungerecht erklären, das heist gerade nichts sagen, oder ohne Sinn und Verstand in den Tag hinein reden.

Hieraus

Hieraus sehen wir also, daß da, wo man mit wahrer Frömmigkeit und herzlicher Andacht ein höchstes Wesen verehrt, das in seiner Geschichte oder in seinem Charakter anders, als wahrhaftig gerecht und gut vorgestellt wird, bey dem Gottesverehrer nothwendig die Rechtschaffenheit verloren gehen, die Begriffe verwirrt, die Gemüthsart und die Sitten verdorben werden müssen. Seine natürliche Tugend kann unmöglich gegen seinen Religionseifer Stand halten, so lang' eine so verkehrte, unmoralische Gottesfurcht Einfluß auf ihn hat.

Wie aber der böse Charakter eines Gottes die Neigungen der Menschen verdirbt, und das natürliche Gefühl von Recht und Unrecht zerrüttet und schwächet; so ist hingegen nichts wirksamer, richtige Begriffe, und ein gesundes Urtheil von Recht und Unrecht zu befestigen, als der Glaube an einen Gott, welcher immer, und in allem Betracht, als ein wahres Muster und Beyspiel der genauesten Gerechtigkeit, der höchsten Güte und Vortrefflichkeit vorgestellt wird. Eine solche Vorstellung der göttlichen Fürsehung und Güte, die sich über Alles erstreckt, und sich in unwan-

unwandelbaren Wohlwollen gegen das Ganze äußert, muß uns nothwendig mächtig anreizen, in unsrer Sphäre nach gleichen Grundsäzen der Gerechtigkeit und des Wohlwollens zu handeln. Und haben wir einmal das Wohl unserer Gattung oder des Ganzen, als Zweck und Ziel vor Augen; so ist es unmöglich, daß wir irgend zu falschen Begriffen oder einem irrigen Gefühl von Recht und Unrecht verleitet werden.

Was also diesen zweyten Fall betrifft; so kann die Religion, je nachdem sie beschaffen ist, großen Vortheil oder Schaden stiften; die Atheisterey aber, an und für sich, eigentlich keins von beyden. Denn ob sie gleich mittelbar Gelegenheit seyn kann, daß Jemand ein richtiges und hinreichendes Gefühl, von Recht und Unrecht, verliert; so wird sie doch, bloß als Atheisterey betrachtet, nie eine falsche Art desselben veranlassen; denn dies kann nur durch falsche Religion oder phantastische Meynungen, die gewöhnlich aus Aberglauben und Leichtgläubigkeit entspringen, bewirkt werden.

Dritter Abschnitt.

III.

Der lezte Fall war: der Widerstand andrer Neigungen gegen das natürliche Gefühl von Recht und Unrecht.

Es ist offenbar, daß ein Geschöpf, welches diese Art von Gefühl oder guter Neigung in einigem Grade besizt, ihr auch gemäß handeln muß; falls ihr nicht irgend eine eingewurzelte, festgesezte, Neigung gegen ein vermeyntes Privatgut, oder irgend eine plözliche, gewaltsame Leidenschaft, als Wollust oder Zorn, entgegenwirkt; denn diese sind vermögend, nicht allein das Gefühl von Recht und Unrecht, sondern auch von Privatvortheil und die stärkste herrschendste Ueberzeugung, daß das Gegentheil zu unserm wahren Besten gereiche, zu überwältigen und übern Haufen zu werfen.

Doch es ist hier nicht der Ort, die verschiednen Mittel und Arten, wodurch diese Verderbniß angerichtet oder vermehrt wird, zu untersuchen. Es ist uns hier bloß um den Einfluß zu thun, den die Meynungen über die Gottheit auf die eine oder die andre Seite äußern können.

Daß ein Geschöpf, welches der Ueberlegung fähig ist, Wohlgefallen oder Mißfallen an moralischen Handlungen, und folglich ein Gefühl von Recht und Unrecht haben könne, eh' es noch einen festgesezten Begriff von einem Gott erlangt, daran wird wohl Niemand zweifeln: denn es ist wohl nicht zu erwarten, ja nicht möglich, daß ein Geschöpf wie der Mensch, der von seiner Kindheit an allmählig und stufenweise zu verschiednen Graden von Vernunft und Nachdenken hinaufsteigt, sich gleich anfangs mit so subtilen und tiefsinnigen Spekulationen, als die Untersuchung über das Daseyn Gottes erfodert, beschäftigen sollte.

Laßt uns sezen: ein Geschöpf, welches keine Vernunft hat, und zum Nachdenken unfähig ist, habe, dem ungeachtet, viele gute Eigenschaften und Neigungen; als Liebe zu seines gleichen, Muth, Dankbarkeit oder Mitleiden. Nun gebe man diesem Geschöpf die Fähigkeit nachzudenken, so wird es gewiß alsobald an Dankbarkeit, Gefälligkeit und Mitleiden Wohlgefallen finden; von jeder Vorstellung oder Wahrnehmung geselliger Neigungen wird es eingenommen werden, nichts wird ihm so liebenswürdig dünken, als diese,

nichts

nichts so häßlich, als das Gegentheil. Und dies heißt, der Tugend fähig seyn, und ein Gefühl von Recht und Unrecht haben.

Ehe also noch ein Geschöpf irgend einen klaren oder positiven Begriff von Gott hat, kann man sicher annehmen, daß es eines Begriffs oder Gefühls von Recht und Unrecht fähig sey, daß es Tugend und Laster, in verschiednen Graden, besitzen könne. Auch die Erfahrung lehrt dies an denen, die an solchen Orten und in einem solchen Zustande leben, daß ihnen nie ein ernstlicher Gedanke an Gott oder Religion in den Sinn kommt, aber demungeachtet, in Absicht ihres moralischen Charakters, sich sehr von einander unterscheiden: einige sind von Natur beschaiden, liebreich, freundschaftlich, und lieben folglich Handlungen der Art; andre hingegen sind stolz, rauh, grausam, und folglich mehr geneigt, Handlungen der Gewaltthätigkeit und bloßen Macht zu bewundern.

Was nun den Glauben an eine Gottheit und den Einfluß derselben auf die Menschen anbetrifft; so müssen wir zuerst darauf sehen, aus welchem Grunde man einem solchen höchsten Wesen gehorcht, und seinem Willen gemäß handelt. Es geschieht entwe-

der wegen seiner Macht, weil man Belohnung oder Strafe von ihm erwartet; oder wegen seiner Vortrefflichkeit und Güte, weil man glaubt, es sey die Vollkommenheit unsrer Natur, ihm nachzuahmen und ähnlich zu seyn.

Glaubt Jemand an einen Gott, welcher, seiner Vorstellung nach, bloß unumschränkte Macht über seine Geschöpfe beweist, und vermittelst besonderer Strafen und Belohnungen, blinden Gehorsam gegen seinen unbedingten Willen fodert; und wird er dem zufolge, bloß durch Hoffnung der Belohnung, oder Furcht vor der Strafe, angetrieben, das Gute zu thun, welches er hasset, oder sich des Bösen zu enthalten, wogegen er sonst nicht die geringste Abneigung hat; so findet in diesem Falle, wie bereits gezeigt worden, nichts von Tugend oder Güte statt. Ein solcher hat, ungeachtet seines guten Verhaltens, so wenig einer Tugend, als wenn er, frey von aller Besorgniß, seiner natürlichen Neigung gemäß handelte. Die Rechtschaffenheit, Frömmigkeit, oder Heiligkeit eines solchergestalt bekehrten Menschen ist gerade so viel werth, als die Sanftmuth oder Freundlichkeit eines Tiegers an der Kette, oder die

Unschuld

Unschuld und Züchtigkeit einer Meerkaze unter der Peitsche. Denn so ordentlich und gut ein solches Thier, oder der Mensch selbst, in gleichem Falle, sich immer verhalten mag; so lange weder der Wille gewonnen, noch die Neigung verändert ist, sondern Furcht allein Gehorsam erzwingt, so lange ist der Gehorsam sklavisch, und alles, was durch ihn geschieht, bloß sklavisch. Je größer eine solche Unterwerfung, ein solcher Gehorsam ist, desto größer ist auch die Sklaverey; der Gegenstand sey, welcher er wolle. Denn ein solcher Mensch habe einen guten oder bösen Herrn, so ist er darum seiner Natur nach nichts mehr und nichts weniger Sklave. Sein Oberherr sey noch so vortrefflich, noch so vollkommen, eben dann ist die tiefere Unterwerfung, die bloß durch den vorhin gedachten Grund oder Antrieb verursachet wird, eine um so viel niederträchtigere Sklaverey, und sezt eine desto größere Nichtswürdigkeit und Niederträchtigkeit bey dem Menschen voraus, der so sehr von Selbstsucht beherrscht wird, und dessen Gemüthsart so verderbt und fehlerhaft ist, als wir gezeigt haben.

Was den zweyten Fall betrifft: Wenn wir einen Gott glauben, den wir für liebens-

würdig und gut halten, und ihn als solchen bewundern und verehren; wenn wir ihm, außer bloßer Macht und Erkenntniß, die höchste Vortrefflichkeit der Natur, die ihn mit Recht zum würdigsten Gegenstande allgemeiner Liebe und Hochachtung macht, zuschreiben; und wenn aus allem, was uns von ihm erzählt und gelehrt wird, hohe und vorzügliche Achtung gegen das, was gut und vortrefflich ist, Sorgfalt für das Wohl Aller, Wohlwollen und Liebe gegen das Ganze, hervorleuchtet: so muß ein solches Muster unstreitig viel dazu beytragen (wie schon oben gezeigt worden) die Neigung zur Tugend zu erwecken und zu stärken, und uns nicht wenig behülflich seyn, alle andere Neigungen dieser einzigen zu unterwerfen und dienstbar zu machen.

Aber nicht bloß das Beyspiel wirkt dieses Gute. Denn, wo der theistische Glaube ächt und vollkommen ist, da herrscht auch die feste Ueberzeugung, daß das höchste Wesen über Alles die Oberaufsicht habe, ein Zeuge und Zuschauer des menschlichen Lebens sey, und um Alles, was in der ganzen Welt empfunden, gedacht oder gethan wird, wisse: so, daß in der vollkommensten Absonderung,

in

in der tiefsten Einsamkeit, noch immer Einer bey uns bleibt, dessen Gegenwart allein unendlich wichtiger für uns ist, als die erhabenste Versammlung auf Erden. In einer solchen Gegenwart muß nothwendig die Schaam wegen einer strafbaren Handlung gröſser seyn, als jede andre; aber dagegen muß dann auch die Ehre wegen guter Thaten alles überwiegen, und uns selbst für den ungerechten Tadel einer ganzen Welt schadlos halten. In diesem Fall also ist es sehr einleuchtend, wie sehr ein vollkommner Theismus die Tugend befördern müsse, und wie mangelhaft hingegen der Atheismus sey.

Jezt wollen wir etwas genauer untersuchen, was die Tugend etwa noch weiter dabey gewinnet, wenn Furcht vor künftigen Strafen, und Hoffnung künftiger Belohnungen mit diesem Glauben verbunden wird. So viel läſst sich inzwischen aus dem bisher gesagten schon schlieſsen: daß weder diese Furcht noch Hoffnung unter die guten Neigungen, diejenigen nämlich, die wir für Quellen und Triebfedern aller wahrhaftig guten Handlungen erkennen, gerechnet werden können. Auch kann diese Furcht oder Hoffnung im Grunde nicht mit der Tugend oder

Güte

Güte bestehen, wenn sie entweder als etwas Wesentliches beym moralischen Verhalten, oder als ein Hauptbewegungsgrund zu einer Handlung angesehen wird, von welcher eine bessere Neigung, für sich allein, hinreichende Ursach hätte seyn sollen.

Zugleich können wir hier bemerken, daß, da bey dieser religiösen Art von Erziehung der Grundtrieb der Selbstliebe, welcher schon von Natur so sehr mächtig bey uns ist, auf keine Weise gemäßigt oder eingeschränkt, sondern vielmehr, durch die Uebung unsrer Neigungen an einem Gegenstande von weit ausgedehnterem Selbstinteresse, täglich erhöhet und gestärkt wird; nicht ohne Grund zu befürchten stehet, diese eigennüzige Gemüthsart werde sich über alle unsre Gesinnungen und Handlungen ausbreiten. Denn ist die Fertigkeit einmal so groß, daß sie in jedem Fall eine genauere Aufmerksamkeit auf eignen Vortheil und Privatinteresse verursacht; so muß das unvermerkt die Neigungen gegen das allgemeine Wohl, oder das Interesse der Gesellschaft vermindern, und eine gewisse Verengerung des Geistes, eine Zusammenziehung des Herzens hervorbringen, die man vornehmlich bey den Andächtigen und Zeloten fast

LB Coburg

fast jeder Religionsparthey bemerkt haben will.

Besteht ferner, wahre Frömmigkeit darinn, daß man Gott um sein selbst willen liebe; so kann man nicht leugnen, daß übergroße Bekümmerniß um Privatvortheil, den man von ihm erwartet, nothwendig die Frömmigkeit vermindern müsse. Denn so lange wir Gott bloß als die Ursach unsers Privatvortheils lieben, so lieben wir ihn nicht anders, als ein lasterhaftes Geschöpf irgend ein Werkzeug oder Mittel des Vergnügens liebt. Je mehr sich nun von dieser heftigen Neigung gegen unser Privatwohl bey uns findet, je weniger Raum behalten wir für die andre Art von Neigung gegen die Güte selbst, oder gegen einen guten und würdigen Gegenstand, der um sein selbst willen Liebe und Bewunderung verdient; und ein solcher Gegenstand ist Gott, nach dem Geständniß aller Menschen, wenigstens des größten Theils gesitteter und aufgeklärter Gottesverehrer.

In dieser Rücksicht kann auch die starke Begierde und Liebe zum Leben, sowohl der Frömmigkeit, als der Tugend und dem allgemeinen Wohlwollen hinderlich werden. Denn je stärker diese Neigung bey Jemanden

ist,

ist, desto weniger wird er zu der wahren Resignation, oder Unterwerfung unter die Regierung und Fügung der Gottheit, fähig seyn. Und wenn das, was er Resignation nennet, bloß auf der Erwartung einer unendlichen Wiedervergeltung oder Belohnung beruhet, so zeigt er darinn nicht mehr Verdienst oder Tugend, als bey jedem andern vortheilhaften Tausch oder Handel. Denn was heißt diese Resignation anders, als, „er giebt sein Leben und seine Vergnügungen „auf die Bedingung hin, daß er dafür Et„was erhalte, wovon er selbst bekennet, daß „es weit mehr als Ersaz sey; nemlich, ein „ewiges Leben voll höchster Glückseligkeit „und Wonne.“

So nachtheilig aber die Verstärkung der eigennüzigen Neigungen, auf diese Weise, für die Tugend seyn mag; so ist es doch, auf der andern Seite, eben so gewiß, daß die Furcht vor künftiger Strafe, und die Hoffnung künftiger Belohnung, so lohnsüchtig oder sklavisch sie auch scheinen mag, doch in vielen Fällen der Tugend ungemein viel Vortheil, Sicherheit und Stüze verschafft.

Wir haben bereits bemerkt, daß, wenn uns gleich ein wahres Gefühl von Recht und Unrecht, ein wahres Wohlwollen gegen unser Geschlecht, oder gegen die Gesellschaft ins Herz gepflanzt ist; dennoch die Gewalt des Zorns, der Wollust, oder irgend einer andern entgegenwirkenden Leidenschaft, diese gute Neigung unterdrücken und überwinden kann. Ist nun in der Seele nichts vorhanden, welches vermögend wäre, solche böse Leidenschaften zum Gegenstande ihres Abscheues zu machen, und sie zu einem ernstlichen Widerstande gegen dieselben anzuhalten; so ist offenbar, wie sehr eine gute Gemüthsart darunter leiden, wie sehr der Charakter allmählig dadurch verschlimmert werden müsse. Kömmt nun aber die Religion dazu, und giebt uns den Glauben, daß die bösen Leidenschaften dieser Art, sowohl als die daraus erfolgenden Handlungen, der göttlichen Ahndung unterworfen sind; so muß unleugbar ein solcher Glaube ein sehr heilsames Mittel gegen das Laster werden, und der Tugend zum besondern Vortheil gereichen. Denn man begreift leicht, daß ein Glaube dieser Art nicht wenig dazu beytragen müsse, den Tumult in der Seele zu dämpfen, und den Menschen geneigt

neigt und fähig zu machen, daß er sich bes-
ser besinne, und jenen guten und tugendhaf-
ten Principium fester anhange, welches bloß
seiner Aufmerksamkeit bedarf, um seine ganze
Zuthätigkeit und Folgsamkeit zu gewinnen.

Wie nun dieser Glaube an künftige Be-
lohnungen und Strafen vermögend ist, die-
jenigen aufrecht zu erhalten, welche in Ge-
fahr stehen, durch böse Neigungen zum Ab-
fall von der Tugend bewogen zu werden; so
kann auch, wenn eine Seele durch falsche
Meynungen und verkehrte Grundsäze gegen
einen rechtschaffenen Wandel abgeneigt ge-
macht, und dagegen verleitet ist, ein laster-
haftes Leben hochzuachten und vorsezlich jenem
vorzuziehen, eben dieser Glaube in diesem
Fall das einzige Hülfs- und Rettungsmittel
werden.

Wenn, zum Beyspiel, einem Menschen,
welcher viel Güte und natürliche Rechtschaf-
fenheit besizt, dabey aber so zärtlich und wei-
bisch ist, daß Armuth, Noth und Widerwär-
tigkeiten ihm unerträglich sind, viele Leiden
dieser Art zustoßen; so muß das nothwendig
Verdruß und Unmuth bey ihm erwecken, und
ihm die äußerste Abneigung gegen alles das
beybringen, was er, vielleicht fälschlich, für

die

die Ursach solches Elendes oder Uebels hält. Gesezt nun seine eignen Gedanken, oder die verkehrten Vorstellungen Andrer wollen ihn oft bereden: „Seine Rechtschaffenheit verursache dieses Elend, und er würde viel „glücklicher seyn, wenn er dieses Zwanges „der Tugend und Rechtschaffenheit überhoben wäre:“ so sieht man leicht, daß seine Hochachtung gegen diese guten Eigenschaften in eben dem Verhältniß von Tage zu Tage abnehmen muß, wie seine Unbehaglichkeit und Uneinigkeit mit sich selbst zunimmt. Sezt er aber diesen Gedanken die Betrachtung entgegen: „daß die Rechtschaffenheit, wo nicht „eine gegenwärtige, doch wenigstens eine „künftige Belohnung mit sich führe, welche „den Verlust des Privatvortheils, der ihm „so schmerzhaft ist, reichlich vergüten werde:“ so kann dadurch aller Nachtheil für seine gute Gemüthsart und rechtschaffene Gesinnungen verhütet und seine Liebe zur Rechtschaffenheit und Tugend unversehrt erhalten werden.

Gleichergestalt, wenn Jemand, statt Hochachtung und Liebe, vielmehr einen Widerwillen gegen das, was gut und tugendhaft ist, hegt — wenn er z. B. Sanftmuth und Vergebsamkeit für etwas Verächtliches,

Rache hingegen, für etwas Grosses und Liebenswürdiges hält, — und er überlegt dann, „daß Sanftmuth, wegen ihrer Belohnung, „größere Vortheile und Freuden nach sich „ziehe, als Rache gewähren kann:“ so kann ihn das bewegen, eben diese Sanftmuth und Versöhnlichkeit aufs sorgfältigste bey sich zu befördern, und die entgegengesezte Leidenschaft zu unterdrücken. Auf solche Weise kanns geschehen, daß man Mäßigkeit, Bescheidenheit, Aufrichtigkeit, Gutthätigkeit, und andre gute Neigungen, so sehr man sie anfangs verachten mogte, endlich um ihrer selbst willen hochachtet, das Engegengesezte verwirft, und das wahre Gute liebt und zu erlangen wünscht, ohne an Belohnung oder Strafe nur zu denken.

Eben so finden wir, daß in bürgerlichen Staaten eine tugendhafte Verwaltung, und eine billige und gerechte Austheilung der Belohnungen und Strafen, von größtem Nuzen ist; nicht nur, weil dadurch die Lasterhaften im Zaum gehalten, und gezwungen werden, der Gesellschaft nüzlich zu seyn; sondern auch weil dadurch die Tugend augenscheinlich zu eines Jeden Vortheil gemacht wird, indem man alle entgegenstehende Vorurtheile aus dem

dem Wege räumt, sie allenthalben mit Ehre bewillkommt, und die Menschen auf eine Bahn leitet, die sie nachher nicht leicht wieder verlassen können. Denn wenn ein Volk, welches sich aus der Barbarey erhoben, oder das Joch des Despotismus abgeworfen, welches durch Geseze civilisirt und durch die Zucht einer lang ununterbrochenen weisen und gerechten Regierung tugendhaft geworden; wenn ein solches Volk plözlich unter das verkehrte Regiment einer ungerechten und willkührlichen Gewalt verfallen sollte, so würd es eben dadurch noch mehr angefeuert werden, gegen solche Gewaltthätigkeit und Verderbniß eine desto stärkere Tugend zu äußern. Ja, würd' auch ein solches Volk, durch lange fortgesezte und wiederholte Künste herrschender Tyranney, endlich gänzlich unterdrückt, so wird doch der ausgestreute Saamen der Tugend noch lange lebendig bleiben, und sich selbst bis auf eine neue Generation fortpflanzen, ehe die äußerste Gewalt verkehrt angewandter Belohnungen und Strafen, es zu niederträchtig kriechenden Sklaven machen kann.

Wiewohl aber die gerechte Austheilung der Belohnungen und Strafen, in einer Regierung eine so wesentliche Ursach der Tugend

ist,

ist, so müssen wir doch bemerken, daß es in diesem Falle vornehmlich das Beyspiel ist, was einen so starken Einfluß auf die Menschen äussert, und den Charakter und die Gesinnungen eines Volkes bildet. Denn eine tugendhafte Regierung ist gewissermaßen nothwendig mit Tugend bey der Obrigkeit verknüpft. Sonst würde sie von geringer Wirkung und kurzer Dauer seyn. Wo aber die Regierung wahrhaftig tugendhaft und dabey wohl befestigt ist, da müssen Tugend und Geseze nothwendig verehrt und geliebt werden. Die Wirksamkeit der Strafen und Belohnungen beruhet also nicht so sehr auf der Furcht oder Hoffnung, welche sie erregen, als auf der natürlichen Hochachtung gegen die Tugend und dem natürlichen Abscheu gegen das Laster, welche durch solche öffentliche Bezeugungen des Wohlgefallens und Hasses der Menschen, in jedem Falle erwecket und rege gemacht werden. Denn, bey öffentlichen Hinrichtungen der grösten Bösewichter, sehen wir fast durchgängig, daß das Schändliche und Abscheuliche ihres Verbrechens, und ihre Schaam vor den Menschen sie elender macht, als alles übrige; und, daß weder der Schmerz, noch der Tod selbst, so viel Grausen und Entsezen

sezen bey dem Missethäter oder den Zuschauern erregt, als das Schimpfliche und Schmähliche der Todesart, womit öffentliche Verbrechen, und Verlezungen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit bestraft werden.

Nicht anders verhält sichs mit den Strafen und Belohnungen in einzelnen Familien. Sklaven und Lohndiener können zwar durch Strafen und Strenge ihres Herrn in Zucht und Ordnung erhalten, aber nicht gut oder rechtschaffen gemacht werden. Bedient sich aber eben dieser Hausvater schicklicher Belohnungen und gelinder Strafen gegen seine Kinder, so gewöhnt er sie dadurch zum Guten, und bringt ihnen eine Tugend bey, die sie nachmals aus andern Gründen, und ohne weiter an Vergeltung oder Züchtigung zu denken, ausüben. Und dieß nennen wir eine gute, freye Erziehung, einen freyen Gehorsam; da hingegen der entgegengesezte Gehorsam und Dienst, es sey gegen Gott oder Menschen, knechtisch und niederträchtig ist, weder Achtung noch Lob verdient.

Um aber wieder auf die Religion zu kommen, so müssen wir bemerken, daß, wenn Hoffnung der Belohnung nichts anders ist, als Liebe und Sehnsucht nach dem reinen Genuß

nuß der Tugend, oder nach der Ausübung selbst in einem künftigen Leben; eine Erwartung oder Hoffnung dieser Art so weit entfernt ist, der Tugend nachtheilig zu seyn, daß sie vielmehr eine desto aufrichtigere Liebe derselben, eine Liebe die bloß sie selbst zum Zweck hat, beweiset. Selbstsüchtig kann man dieses Principium mit Recht nicht nennen: denn wenn Liebe zur Tugend nicht bloß Selbstinteresse zum Grunde hat, so gilt eben das, wenn man bloß um der Tugend willen das Leben liebt und ewig zu leben wünscht. Gründet sich aber die Begierde zu leben, bloß auf einen übermäßigen natürlichen Abscheu vor dem Tode; auf Liebe zu etwas andern als tugendhafter Neigung, oder auf Widerwillen gegen irgend etwas anders, als diese Neigung, zu verlieren: denn ist sie nicht länger ein Merkmal wahrer Tugend.

Solchergestalt kann also ein Mensch, der das Leben bloß um des Lebens willen, und die Tugend ganz und gar nicht liebt, durch Verheißung oder Hoffnung des Lebens, und durch Furcht vor dem Tode oder einem andern Uebel, dahin gebracht werden, die Tugend auszuüben, ja sich bestreben, durch Liebe dessen, was er ausübt, wahrhaftig

tugend-

tugendhaft zu seyn. Doch ist dies Bestreben selbst noch für keine Tugend zu halten. Er will zwar gerne tugendhaft seyn; aber er ist es darum noch nicht, weil dieser Wille bloß Liebe zur Belohnung bey ihm zur Triebfeder hat. So bald er aber so weit kömmt, daß er wirklich gegen das moralische Gute einige Neigung empfindet, und es bloß um sein selbst willen, als liebenswürdig und gut an sich selbst, schäzen und lieben kann; dann, und nicht eher, ist er in einigem Grade gut und tugendhaft.

Dies sind die Vortheile und Nachtheile, die der Tugend aus der Rücksicht auf ihr Privatwohl oder Selbstinteresse zuwachsen. Denn wiewohl habituelle Selbstsucht und Vervielfältigung eigennüziger Absichten, wenig zur Beförderung des wahren Verdienstes oder der Tugend beytragen; so ist es doch zur Erhaltung der Tugend nothwendig, daß man glaube, sie stehe unserm wahren Privatinteresse und Selbstgenuß nicht im Wege.

Wer also einmal bey sich ausgemacht hat, und fest überzeugt ist, daß Tugend, überhaupt genommen, glücklich, und Laster unglücklich mache, der ist mit der nöthigen Sicherheit und Unterstüzung der Tugend ver-

sehen. Oder, wenn er diese Ueberzeugung nicht hat, auch nicht glauben kann, daß die Tugend, entweder in Absicht auf seine eigne Natur und Einrichtung, oder in Betracht der Angelegenheiten des menschlichen Lebens, sein wahrer Vortheil sey; dabey aber doch glaubt, daß eine höhere Macht sich um die gegenwärtigen Angelegenheiten der Menschen bekümmert, und sich des Rechtschaffenen und Tugendhaften gegen den Ruchlosen und Ungerechten unmittelbar annimmt; so wird dies immer dazu dienen, die gebührende Hochachtung gegen die Tugend, welche sonst gar zu sehr abnehmen könnte, bey ihm zu erhalten. Sollt' ihm aber auch die unmittelbare Theilnehmung der Fürsehung, an den Angelegenheiten dieses Lebens, nicht sonderlich wahrscheinlich seyn; er glaubt aber doch an einen Gott, welcher in einem künftigen Leben das Laster bestrafen und die Tugend belohnen würde: so fehlt es ihm auch dann nicht an Stüze und Sicherheit; so lange nur sein Glaube fest und nicht wankend oder zweifelnd ist. Denn wir müssen hier bemerken, daß Erwartungen und Bewegungsgründe, die so groß und wunderbar sind, als diese natürlicher Weise andern geringeren Bewegungsgründen und Antrieben Abbruch

thun müssen. Wo unendliche Belohnungen solchergestalt eingeschärft, und die Einbildungskraft ganz auf dieselben gelenkt wird, da kann es leicht geschehen, daß die andern gewöhnlichen und natürlichen Bewegungsgründe zur Rechtschaffenheit vernachläßigt werden, und aus Mangel des Gebrauchs viel verlieren. Andre Vortheile kommen kaum nur in Anschlag, so lange die Seele, außer sich von Entzücken, einem hohen Vortheil und Selbstinteresse, wobey sie sich so enge in sich selbst zurückzieht, nachjagt. Daher kömmt es dann, daß man oft alle andre Neigungen gegen Freunde, Verwandten und das menschliche Geschlecht, als irdischgesinnt und von geringer Erheblichkeit zum Heil unsrer Seele, geringschäzt. Man denkt da so wenig auf die unmittelbare Beruhigung und Freude, die aus der Ausübung solcher wohlwollenden Neigungen entspringt, daß es bey frommen Leuten nur gar zu gewöhnlich ist, alle zeitlichen Vortheile der Güte, alle natürliche Seligkeit und Wonne, womit die Tugend sich selbst belohnt, voll heiligen Eifer herunterzumachen, dagegen aber die entgegengesezte Glückseligkeit eines lasterhaften Lebens zu erheben, und demnach zu versichern,

„daß

„daß sie, wenns nicht aus Rücksicht auf „künftige Belohnungen, und aus Furcht vor „künftiger Strafe geschähe, sogleich aller „Tugend und Güte entsagen, und sich gänz„lich dem Laster ergeben würden.“ Dies beweist offenbar, daß nichts gefährlicher für die Tugend seyn kann, als der schwache und ungewisse Glaube künftiger Belohnungen und Strafen. Denn, wenn das ganze Gewicht bloß hierauf ruhet und dann dieser Grund einmal zu sinken anfängt, so hat die Sittlichkeit weiter keine Stüze oder Sicherheit; und dann ists um alle Tugend geschehen.

Was nun den Atheismus betrifft, so ist er zwar in dem Fall, wenn man sich verkehrte und nachtheilige Begriffe von der Glückseligkeit der Tugend macht, offenbar mangelhaft und hülflos; giebt aber keinesweges, an und für sich selbst, Anlaß zu solchen falschen Begriffen. Denn auch ohne allen Glauben an eine Gottheit ist es doch möglich, die Vortheile der Tugend zu erkennen, und eine unwandelbare hohe Meynung von ihr zu hegen. Indessen kann man nicht leugnen, daß natürlicher Weise der Atheismus ganz andre Wirkungen äußert.

Es ist gewissermaßen unmöglich, sich vortheilhafte Begriffe von der Glückseligkeit der Tugend zu machen, wenn man nicht von dem Vergnügen, welches aus der edelmüthigen Bewunderung und Liebe derselben entspringt, eine hohe Meynung hegt; und schwerlich kann irgend etwas anders, als eigne Erfahrung einer solchen Liebe, dieses Vergnügen, diese Beruhigung uns glaublich machen. Der Hauptgrund dieses Glaubens an die Seligkeit der Tugend muß sich also auf ein mächtiges Gefühl dieser edlen moralischen Neigung, auf die Erkenntniß ihrer Kraft und Stärke gründen. Nun kann aber gewiß die moralische Neigung nicht sehr gestärkt, die reine Liebe der Güte und Tugend nicht sehr befördert werden, wenn man glaubt, es finde sich in dem Ganzen selbst weder Güte noch Schönheit, kein Muster oder Vorbild guter Neigungen in einem höhern Wesen. Ein solcher Glaube muß vielmehr darauf abzwecken, die Neigungen von allem dem, was an sich selbst Liebe und Hochschätzung verdient, zu entwöhnen, und selbst eine schon erlangte Fertigkeit, natürliche Schönheiten und alles, was in der Einrichtung der

Dinge

Dinge von weiser Absicht, Harmonie und Ebenmaß zeugt, zu bewundern unterdrücken. Denn wie kann ein Mensch etwas, als ordentlich, in der Welt lieben oder bewundern, der die Welt selbst für ein Muster von Unordnung hält? Wie unfähig muß er seyn, die untergeordnete Schönheit irgend eines besondern Theils zu schätzen, wenn er sogar in den Ganzen selbst keine Vollkommenheit, nichts als ein ungeheures, unendliches Wirwarr zu finden glaubt?

Wahrlich, nichts kann melancholischer seyn, als der Gedanke, daß man in einer zerrütteten Welt lebe, von welcher man mancherley Uebel zu besorgen Ursach hat, wo sich aber nichts Gutes oder liebenswürdiges findet, nichts, was den nachforschenden Geist befriedigen und vergnügen, oder andre Leidenschaften, als Verachtung, Haß und Widerwillen, erwecken könnte. Eine solche Meynung kann gar leicht unsre Gemüthsart nach und nach verbittern, und nicht allein das Gefühl der Liebe zur Tugend entkräften, sondern auch die Quelle der Tugend selbst, die natürlichen und wohlwollenden Neigungen verstopfen oder vergiften.

Kurz:

Kurz: wenn Jemand, der mit fester Ueberzeugung an einen Gott glaubt, welchen er nicht bloß gut nennet, sondern von dem er auch nichts denkt, als was wahrhaftig gut, nichts, als was dem vollkommensten Charakter des Wohlwollens und der Güte wahrhaftig gemäß ist, wenn ein solcher Mensch Belohnungen und Strafen in einem künftigen Leben glaubt; so muß er auch glauben, daß dieselben an wahre Güte und Verdienst, an wahre Bosheit und Niederträchtigkeit, und nicht an zufälligen Eigenschaften oder Umstände gebunden sind; denn im leztern Falle wären sie nicht eigentlich Strafen und Belohnungen, sondern eigensinnige, willkührliche Austheilungen des Glücks oder Elendes; bloß unter dieser Bedingung kann der Glaube einer künftigen Welt einen glücklichen Einfluß auf den Glaubenden haben. In diesem Falle, und kraft dieses Glaubens, kann ein Mensch vielleicht seine Tugend und Rechtschaffenheit unversehrt erhalten, selbst bey den nachtheiligsten Gedanken von der Menschennatur; wenn er etwa durch widerwärtige Schicksale oder verkehrte Lehren zu der unseligen Meynung verleitet worden: Die Tugend sey natürlicher

türlicher Weise eine Feindinn der Glückselig-
keit in diesem Leben.

Dies ist indeß eine Meynung, die mit dem gesunden, ächten Theismus durchaus nicht bestehen kann. Denn man halte von einem künftigen Leben, oder von den Belohnungen und Strafen jener Welt, was man will; so muß doch der, welcher als ein ächter Theist einen herrschenden Geist, ein über die Natur erhabnes Wesen glaubt, welches alle Dinge mit höchst vollkommner Güte, Weisheit und Macht regiert, auch nothwendig glauben, daß die Tugend ihrer Natur nach gut und vortheilhaft sey. Denn nichts wäre wohl ein stärkerer Beweis von ungerechter Anordnung, von Mängeln und Unvollkommenheiten in der allgemeinen Einrichtung der Dinge, als wenn die Tugend natürlicher Weise ein Geschöpf unglücklich, Laster aber es glücklich machte.

Endlich ist uns nun noch ein Vortheil für die Tugend zu betrachten übrig, den der theistische Glaube vor dem atheistischen voraus hat. Vielleicht wird man ihn beym ersten Blick für gar zu weit hergeholt, für übertriebene

triebene philosophische Subtilität halten. Allein, wer das bereits gesagte wohl gefaßt hat, wird ihn hoffentlich ohne Schwierigkeit für wahr erkennen.

Es giebt kein Geschöpf, wenn wir anders in vorigen richtig geschlossen haben, welches nicht nothwendig in einigem Grade böse seyn muß, wenn irgend eine Neigung oder Abneigung stärker bey ihm ist, als sein Privatwohl, oder das Wohl des Systems, von dem es ein Theil ist, es leidet. Denn in jedem Fall ist die Neigung böse und lasterhaft. Hat nun ein vernünftiges Geschöpf den Grad von Abneigung, welcher nöthig ist, es gegen irgend ein besonderes Uebel zu waffnen, und gegen ein herannahendes Unglück in Harnisch zu jagen; so ist das regelmäßig und gut. Dauert aber, nachdem das Unglück geschehen ist, sein Abscheu noch fort, wird gar die Leidenschaft immer noch stärker, so, daß es wüthet und tobt, und sein Schicksal für unerträglich hält; so ist das offenbar lasterhaft, sowohl in Absicht aufs Gegenwärtige, als aufs Künftige; denn es verdirbt die Gemüthsart, und stört jenes natürliche Ebenmaaß Zug der Neigungen, wovon Tugend

und Güte so sehr abhangen. Auf der andern Seite ist geduldige Ertragung des Unglücks, und Aufrichtung des Geistes unter Leiden; unmittelbar tugendhaft, und zugleich ein Bewahrungsmittel der Tugend. Nun müssen diejenigen, welche kein höchstes Wesen annehmen, nothwendig zugestehen, daß sich in dem natürlichen Lauf der Dinge nichts zutragen könne, was entweder Bewunderung und Liebe, oder Zorn und Abscheu verdiene. Allein, da wir nicht einmal in glücklichen Tagen bey dem Gedanken an Dinge, welche durch Atomen und Zufall hervorgebracht werden, Vergnügen empfinden können; so ist es bey widrigen Umständen, unter dem Druck harter Trübsale und Leiden, kaum möglich, einen gewissen natürlichen Abscheu und Unmuth zu vermeiden, welcher durch die Vorstellung einer so verkehrten Ordnung der Dinge immer lebendig erhalten und gestärkt werden muß. Der ächte Theist hingegen glaubt: „daß al„les, was sich in der Ordnung der Welt er„eignet, im Ganzen gerecht und gut sey.“ So groß also auch die Trübsale und Leiden seyn mögen, die in dem Lauf der Dinge einen Menschen treffen, und ihn zu zwingen

scheis

scheinen, von seinem besondern Zustande oder Schicksal das Schlimmste zu denken; so kann ers doch durch Ueberlegung dahin bringen, sich mit Geduld und Gelassenheit darein zu ergeben. Noch mehr: Er kann sich noch genauer mit seinem Schicksal aussöhnen, und es an sich selbst zum Gegenstande seiner Zuneigung machen; denn er hegt eine so hohe Meynung von den Gesezen und der Regierung seines höhern Vaterlandes, daß er seine Treue, seine willige Unterwerfung gegen Gott immer zu veredlen und zu stärken sucht.

Solche Neigungen müssen nothwendig in jeder Art von Leiden die höchste Standhaftigkeit wirken, und uns fähig machen, alle mögliche Widerwärtigkeiten, die uns um der Tugend willen treffen mögen, auf die beste Art zu ertragen. Und wie diese Neigung nothwendig eine größere Gelassenheit und Duldsamkeit in Rücksicht auf böse Vorfälle, böse Menschen, und Beleidigungen hervorbringen muß; so kann es nicht fehlen, sie muß natürlicher Weise auch unsre Gemüthsart viel billiger, sanftmüthiger, wohlwollender machen. Folglich muß dies eine wahr-

haftig

haftig gute Neigung, und das Geschöpf, bey dem sie sich befindet, deßwegen um so viel mehr wahrhaftig gut und tugendhaft seyn. Denn Alles, was Veranlassung oder Mittel ist, daß ein vernünftiges Geschöpf seine Rolle in der Gesellschaft einiger lieb gewinnt, und das allgemeine Beste, oder das Wohl seines Geschlechts, mit wärmeren Eifer und stärkerer Begierde, als gewöhnlich ist, zu befördern sucht, das ist unstreitig auch eine Ursach mehr als gewöhnlicher Tugend bey einem solchen Geschöpf.

Ferner ist auch dies außer Zweifel: daß die Bewundrung und Liebe der Ordnung, der Harmonie und des Ebenmaßes, wo wan sie auch finde, natürlicher Weise die Gemüthsart verbessere, die geselligen Neigungen stärke, und die Tugend mächtig befördern helfe; welche leztere selbst nichts anders ist, als Liebe der Ordnung und Schönheit in der Gesellschaft. Bey den geringsten Dingen in der Welt nimmt der Anblick der Ordnung uns ein, und zieht unsre Neigung an sich. Sehen wir nun aber in der Ordnung der Welt selbst nichts, als Regelmäßigkeit und Schönheit;

so

so muß die Bewunderung und Hochschäzung der Ordnung nothwendig höher steigen, und der edle Enthusiasmus, oder die Liebe zur Schönheit, welche der Tugend so beförderlich ist, muß um desto mehr zunehmen, je großer und herrlicher der Gegenstand ist, an dem sie sich übt. Denn unmöglich läßt sich eine solche göttliche Ordnung ohne Begeisterung und Entzücken betrachten; da schon in den gemeinen Gegenständen der Wissenschaft, und der freyen Künste, Alles, wo sich Harmonie und Ebenmaß findet, für Jeden, welcher die Sache versteht, oder selbst ausübt, so hinreißend und entzückend ist.

Wäre nun auch der Gegenstand und Grund dieser göttlichen Leidenschaft, nicht wirklich wahr, oder ihr entsprechend; das heißt: wäre der theistische Glaube falsch; so ist doch die Leidenschaft an sich selbst in so fern natürlich und gut, als sie zur Beförderung der Tugend und Güte gereicht. Ist aber, auf der andern Seite, der Gegenstand dieser Leidenschaft wirklich wahr und ihr entsprechend; das heist: ist der theistische Glaube gegründet, und nicht eingebildet? dann ist auch die Leidenschaft angemessen,

messen, und unumgängliche Pflicht für jedes vernünftige Geschöpf.

Hieraus läßt sich nun das Verhältniß der Tugend zur Religion richtig bestimmen: die erstere wird nur durch die leztere vollkommen; denn wo diese fehlt, da kann nimmer so viel Wohlwollen, Standhaftigkeit, unerschütterliche Beharrlichkeit im Guten; nie so viel Ordnung und Uebereinstimmung der Neigungen, oder Gleichförmigkeit der Gesinnungen und Grundsäze, statt finden.

Die höchste Vollkommenheit der Tugend, beruhet also auf dem Glauben an einen Gott.

Zweytes Buch.

Erster Theil.

Erster Abschnitt.

Wir haben nun gesehen, was die Tugend ist, und wem dieser Charakter zukömmt. Es ist also noch übrig, zu untersuchen: Was für Verbindlichkeit wir haben, oder was für Gründe uns bewegen sollten, tugendhaft zu seyn.

Wir haben gefunden, daß ein Geschöpf nicht anders gut oder tugendhaft heißen kann, als wenn alle seine Neigungen und Triebe, seine Gemüthsart und Gesinnungen, dem Wohl seiner Gattung, oder des Systems, wozu es als ein Theil gehört, gemäß und zuträglich sind. Eine solche richtige und gute Beschaffenheit der Neigungen und Gesinnungen, nicht bloß in Beziehung auf sich selbst, sondern auf die Gesellschaft und das Ganze, ist Rechtschaffenheit, oder Tugend. Der Mangel hingegen, irgend einer von diesen Neigungen

gungen und Gesinnungen, oder ihr Gegentheil, ist Verkehrtheit, Verderbniß, oder Laster.

Wir haben bereits gezeigt, daß in den Leidenschaften und Neigungen besonderer Geschöpfe eine beständige Beziehung auf das Interesse einer Gattung, oder einer gemeinschaftlichen Natur, statt finde. Wir bewiesen dies in Ansehung der natürlichen Neigungen, als Liebe der Aeltern und Kinder gegen einander, Trieb zur Fortpflanzung und Ernährung der Jungen, Sorge für die Nachkommenschaft, Geselligkeit, Mitleiden, Hülfsbegierde, und was sonst dahin gehört. Auch wird wohl Niemand leugnen, daß diese Neigung eines Geschöpfs zu dem Wohl der Gattung oder der gemeinschaftlichen Natur, ihm eben so angemessen und natürlich sey, als es einem Organ, Theil oder Gliede eines animalischen oder bloß vegetabilischen Körpers angemessen und natürlich ist, seiner Lebensart und Bestimmung oder seinem gehörigen Wachsthum gemäß zu wirken. Gewiß ists nicht natürlicher, daß der Magen verdauet, die Lunge athmet, die Drüsen Säfte absondern, oder andre innere Theile ihre verschiednen Geschäfte verrichten; wiewohl sie zuweilen durch

besondere Hinderniſſe in ihren Verrichtungen aufgehalten und gestört werden können.

Da also offenbar jedes Geschöpf solche Neigungen gegen die gemeinschaftliche Natur, oder das System der ganzen Art hat, außer denen andern, die sich bloß auf seine eigne Natur, oder das Selbstsystem, beziehen; so siehet man leicht, daß ein Geschöpf, wenn es der ersten Art dieser Neigungen folgt, in vielen Fällen den letztern entgegen handeln müsse. Wie könnte sonst das Geschlecht erhalten werden? Oder was bedeutete sonst jene eingepflanzte natürliche Neigung, vermöge welcher ein Geschöpf mit so großer Beschwerlichkeit und Gefahr seine Brut erhält, und seines gleichen Hülfe leistet?

Vielleicht wird man sich also einbilden, diese beyderley Fertigkeiten oder Neigungen stünden offenbar im Widerspruch gegen einander. Man wird vielleicht glauben, man könne dem gemeinschaftlichen Intereſſe, oder dem Wohl des Ganzen, durch die Neigungen der einen Art nicht nachstreben, ohne dadurch der Erreichung seines Privatwohls, welches die Neigungen der andern Art zum Zwecke haben, hinderlich zu seyn. Denn sobald man es für ausgemacht hält, daß Beschwerlichkeiten und

Gefahren, von welcher Art sie seyn mögen, natürlicher Weise ein Uebel unsers Privatzustandes sind; und zu gleicher Zeit gewiß ist, daß jene auf das Wohl des Ganzen abzweckende Neigungen uns ihrer Natur nach oft den größten Beschwerlichkeiten und Gefahren jeder Art aussezen, so folgt daraus offenbar: „daß es eines Jeden Vortheil ist, gar keine „auf das Wohl des Ganzen abzweckende Nei„gungen zu haben.“

So viel wissen wir gewiß: daß alle gesellige Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit, oder was sonst zu dieser edlen Art von Neigungen gehört, seiner Natur nach, die eigennüzigen Leidenschaften verdränget, uns aus uns selbst hinausziehet, und unsrer eignen Vortheile und Sicherheit vergessen macht. Nach der bekannten Art also, immer nur nach seinem Selbstinteresse zu urtheilen, sollten wir billig alles, was wir Geselliges an uns haben, verbannen. Wohlwollen, Nachsicht, Zärtlichkeit, Mitleiden, kurz, alle natürlichen Neigungen sollten wir dem zufolge sorgfältig unterdrücken, und als bloße Thorheit und Schwachheit der Natur bekämpfen und ausrotten; damit solchergestalt nichts in uns übrig bliebe, was der unmittelbaren Beziehung

hung auf uns selbst zuwider wäre; nichts was einer unveränderlichen, überlegten Verfolgung des allereingeschränktesten, engsten Selbstinteresse im Wege stehen könnte.

Nach dieser außerordentlichen Hypothese muß man als ausgemacht annehmen: „daß „in dem System einer Art oder Gattung das „Interesse der Privatnatur dem der gemeinschaftlichen, das Interesse der besonderen „Glieder dem des Ganzen überhaupt, gerade „zuwider sey.“ — Seltsame Einrichtung! in welcher unleugbar große Unordnung und Zerrüttung herrschen müßte; ganz das Entgegengesezte von dem, was wir sonst in der Natur wahrnehmen. Als ob in einem vegetabilischen oder animalischen Körper ein Theil oder Glied, für sich selbst genommen, in einem guten und glücklichen Zustande seyn könnte, wenn es sich, in Rücksicht auf sein Ganzes, in einem verkehrten oder unnatürlichen Zustande befindet.

Daß es sich aber hiermit in der That ganz anders verhalte, wollen wir jezt zu beweisen suchen. Wir werden dann sehen: „daß das„jenige, was man als eine üble Ordnung „und Einrichtung in der Welt vorstellt, in„dem man moralische Rechtschaffenheit für

„ein

„ein Uebel, und Laster für das Wohl oder „den Vortheil eines Geschöpfs ausgiebt, in „der Natur gerade das Gegentheil sey; — „daß Neigung für das allgemeine und Pri„vatwohl, nicht nur bey einander bestehen „können, sondern unzertrennlich sind; und „daß folglich moralische Rechtschaffenheit, „oder Tugend, der Vortheil, und die Glück„seligkeit, Laster hingegen der Schaden und „das Unglück jedes Geschöpfs seyn müsse.“

Zweyter Abschnitt.

Es giebt vielleicht wenige, die ein Geschöpf, dem es an natürlichen Neigungen, an allen sich mittheilenden oder geselligen Trieben fehlt, entweder für sich selbst, oder in Beziehung auf seine Nebengeschöpfe, für glücklich halten sollten. Vielmehr hält man allgemein dafür, daß ein solches Geschöpf seines Lebens wenig froh werde, und in dem Genuß bloß sinnlicher Vergnügungen, die ihm nach dem Verlust der geselligen Freuden und alles dessen, was Menschlichkeit und Gutartigkeit heißen kann, allein übrig bleiben, wenig Befriedigung finden könne. Wir wissen, daß es bey einem solchen Geschöpfe nicht bloß zufällig oder gewöhnlich ist, mürrisch, tückisch und bos-

boshaft zu seyn; sondern daß eine Seele, die von Güte und Menschlichkeit entblößt ist, nothwendig einen entgegengesezten Charakter annehmen, und von ganz andern Leidenschaften regiert werden muß. Ein solches Herz muß ein unaufhörlicher Tummelplaz verkehrter Neigungen, und bitterer Abneigungen seyn, die aus beständiger übler Laune, Verdrüßlichkeit, und Unbehaglichkeit entspringen. Das Bewußtseyn einer solchen Natur, die dem menschlichen Geschlecht, und allen Wesen, mit denen man zu thun hat, so nachtheilig ist, muß die Seele mit finsterem Argwohn und Eifersucht umwölken, sie mit Furcht und Schrecken beunruhigen, und beständigen Unmuth in ihr erregen, sollte ihr Zustand auch noch so heiter und glücklich scheinen, sollte ihrem äußerlichen Wohlstande auch gar nichts mangeln.

Bey einem im höchsten Grade unmoralischen Charakter leuchtet dies Jedem von selbst deutlich genug ein. Wo sich eine so völlige Verderbniß, ein so gänzlicher Abfall von aller Redlichkeit, Billigkeit, Zuthätigkeit, Geselligkeit, oder Freundschaft findet; da wird gewiß Jeder das Elend, welches daraus erfolgt, bemerken und zugestehen. Selten wird

man

man in diesem Falle irrig urtheilen. Das Unglück ist nur, daß wir diese Verderbniß und ihre Folgen in geringeren Graden nicht genug in Betrachtung ziehen. Der Grad des Elendes, denken wir, stehe mit dem Grade der Ungerechtigkeit oder Bosheit nicht nothwendig in genauem Verhältniß. Als ob ein durchaus unmoralischer und unmenschlicher Charakter zwar freylich das größte Unglück und Elend wäre; aber ein geringerer Grad desselben uns gar nicht schade oder unglücklich mache! Eben so vernünftig wärs, wenn man behaupten wollte, es sey zwar das größte Uebel für einen Körper, im höchsten Grade zerrüttet und verstümmelt zu seyn; aber der Verlust oder die Verderbniß eines einzigen Gliedes sey gar kein Uebel oder Nachtheil für den Körper zu nennen.

Die Theile und Verhältnisse der Seele, ihre gegenseitige Beziehung und Abhängigkeit, die Verbindung und Harmonie der Leidenschaften, welche die Seele oder Gemüthsart ausmachen, lassen sich leicht von Jedem verstehen, der es der Mühe werth hält, diese innere Anatomie zu studieren. Es ist gewiß, daß dieses Innere eine nicht weniger wahre und genaue Ordnung oder Symetrie hat, als

der

der Körper. Gleichwohl geben sich nur wenig Menschen Mühe, Anatomisten dieser Art zu werden. Niemand schämt sich der tiefsten Unwissenheit in diesem Stück. Wir sehen zwar Alle ein, daß das größte Elend und Uebel aus der Gemüthsart und Beschaffenheit unsrer Gesinnungen entspringet; wir gestehen zwar Alle, daß die Gemüthsart sich oft ändern kann, und in manchen Fällen sich wirklich zu unserm großen Nachtheil ändert; und doch bekümmern wir uns nicht darum, wie dies eigentlich zugehe. Nichts ist uns gleichgültiger, als genau zu wissen, durch was für Ursachen, oder auf welche Art unser innerer Zustand zuweilen verschlimmert wird. Die Solutio continui, wie die Aerzte des Körpers es nennen, kömmt in diesem Fall bey den Aerzten einer andern Art niemals in Betrachtung. Der Begriff von einem Ganzen und seinen Theilen ist in dieser Wissenschaft unerhört. Wir wissen nicht, was daraus erfolgt, wenn man irgend eine Begierde anstrenget, einer verkehrten Leidenschaft nachgiebt, oder eine geziemende und natürliche Fertigkeit oder gute Neigung erschlaffen läßt. Eben so wenig können wir begreifen, wie irgend eine besondere Handlung

lung einen so plözlichen Einfluß auf die ganze Seele haben könne, daß man alsobald dadurch verschlimmert werde. Vielmehr glauben wir, ein Mensch könne wohl Treu und Glauben brechen, eine ihm sonst ungewöhnliche Bosheit begehen, ein Laster oder eine Niederträchtigkeit ausüben, ohne den geringsten Nachtheil für sich selbst, oder ohne daß irgend ein Elend natürlicher Weise aus der bösen Handlung für ihn entspringe.

So hören wir oft sagen: „Dieser Mensch „hat freylich böse gehandelt; aber was schadet es ihm?“ Und doch, wenn von einem durchaus verderbten, abscheulichen und boshaften Menschen die Rede ist, sagen wir mit Recht: „Der Mensch ist seine eigne Hölle, „sein eigner Teufel:“ und wir räumen gern ein: „daß gewisse Launen und Leidenschaften, „und bloß die innere Gemüthsbeschaffenheit, „einen Menschen vollkommen elend machen „kann; seine äußeren Umstände mögen auch „noch so glücklich seyn.“ Was beweisen diese verschiednen Urtheile anders, als daß wir eben nicht gewohnt sind, über diese moralischen Gegenstände zusammenhängend zu denken; und daß in unsern Begriffen über

diese

diese Sache nicht wenig Verwirrung, und Widerspruch herrsche?

Suchen wir den ganzen Bau unsrer Seele oder Gemüthsart, in ihrer wahren Gestalt und Beschaffenheit; sähen wir, wie unmöglich es ist, irgend eine gute oder ordentliche Neigung auszurotten, eine böse oder unordentliche ihr einzupflanzen, ohne sich, in gewissem Grade, dem zerrütteten Zustande zu nähern, dessen höchster Grad von Jedermann für so elend erkannt wird: so würden wirs ohne Zweifel als ausgemacht annehmen, — da keine böse, unmoralische oder ungerechte Handlung begangen werden kann, ohne einen neuen Bruch und Eingriff in die Gemüthsart und Leidenschaften, oder ohne Vergrößerung der bereits angefangenen Verheerung — daß Jeder, welcher Böses thut, oder zum Nachtheil seiner Rechtschaffenheit, Gutartigkeit, oder Tugend handelt, nothwendig eine größere Grausamkeit gegen sich selbst begehe, als derjenige, welcher sich kein Bedenken machen würde, Gift zu verschlucken, oder freywillig und mit eigner Hand seine äußere Gestalt oder seinen Körper zu verstümmeln und zu verwunden.

Dritter Abschnitt.

Wir haben oben gezeigt, daß man eigentlich nur dann von einem lebendigen Wesen sagen kann, es handle, wenn es durch die Neigungen oder Leidenschaften geschieht, die einem lebendigen Wesen eigen sind. Denn in konvulsivischen Zufällen, wo ein Geschöpf entweder sich selbst oder Andre schlägt, ist es ein bloßer Mechanismus, eine Maschiene, eine Art von Uhrwerk, und nicht das lebendige Wesen selbst, was handelt.

Was also ein lebendiges Wesen, als solches betrachtet, thut oder handelt, das kann bloß aus Antrieb irgend einer Neigung oder Leidenschaft, als Furcht, Liebe, oder Haß geschehen.

Und da es unmöglich ist, daß eine schwächere Neigung eine stärkere überwiege, so muß nothwendig ein Geschöpf sich auf diejenige Seite neigen, wo die Neigungen oder Leidenschaften überhaupt am stärksten sind, und entweder durch ihre Kraft oder Anzahl die mächtigste Parthey ausmachen: und dies Uebergewicht ist es, was seine Handlungen lenkt und bestimmt.

Die Neigungen und Leidenschaften, welche die Handlungen eines lebendigen Wesens nothwendig lenken und bestimmen, sind entweder,

1. Die natürlichen Neigungen, welche das Wohl des Ganzen zum Zweck haben;
2. Oder die Selbstneigungen, welche bloß auf das Privatwohl abzwecken;
3. Oder solche, die zu keiner von beyden Arten gehören; die weder auf das allgemeine, noch auf das Privatwohl abzielen, sondern beyden entgegenwirken; und die daher mit Recht unnatürliche Neigungen heißen können.

Je nachdem es nun bey Jemanden um diese Neigungen steht, muß er tugendhaft oder lasterhaft, gut oder böse seyn.

Die leztere Art derselben ist offenbar durchaus lasterhaft. Die beyden ersteren können, ihrem Grade nach, bald tugendhaft, bald lasterhaft seyn.

Vieleicht befremdet hier Manchen diese Aeußerung, das natürliche Neigungen zu stark, oder Selbstneigungen zu schwach seyn könnten. Diese Schwierigkeit zu heben, dürfen wir uns nur erinnern, was schon vorhin gezeigt

zeigt worden: „daß nemlich natürliche Neigung, in besonderen Fällen, ausschweifen, „und einen widernatürlichen Grad erreichen „kann.“ Zum Beyspiel, wenn das Mitleiden uns so sehr überwältigt, daß es seinen eignen Zweck zerstört, und die nöthige Hülfleistung hindert; oder wenn die Liebe gegen unsre Kinder so hoch steigt, daß wir uns selbst, und folglich auch unsre Kinder ins Verderben stürzen. Und so hart es uns auch dünken mag, dasjenige unnatürlich und lasterhaft zu nennen, was bloß der höchste Grad einer natürlichen und wohlwollenden Neigung ist; so ist doch nichts gewisser, als daß eine einzelne gute Neigung dieser Art, so bald sie übermäßig hoch steigt, den übrigen Abbruch thun, und ihnen gewissermaßen etwas von ihrer Kraft und natürlichen Wirksamkeit entziehen müsse. Denn kein Geschöpf, bey dem sich ein so übermäßiger Grad von Leidenschaft findet, muß nothwendig dieser einen zu viel, und andern von derselben Art, die in Ansehung ihres Zweckes eben so natürlich und nüzlich sind, zu wenig einräumen. Und dies muß nothwendig Partheylichkeit und Ungerechtigkeit veranlassen, indem man bloß eine Pflicht, oder Vorschrift der Natur ernstlich

befolgt,

befolgt, andre Vorschriften oder Pflichten aber, welche jene begleiten, vielleicht sie verdrängen und ihr vorgezogen werden sollten, verabsäumt.

Eben dies giebt in jedem andern Falle. Selbst die Religion, als eine Leidenschaft, nicht von der eigennützigen sondern von der edleren Art, betrachtet, kann bey gewissen Gemüthern überspannt, über ihr natürliches Verhältniß hinausgetrieben, und ebenfalls in einem zu hohen Grade statt finden. Der Zweck der Religion ist, uns in allen moralischen Neigungen und Gesinnungen, in der Ausübung aller Pflichten, vollkommner und fertiger zu machen. Werden wir nun durch die Gewalt andächtiger Entzückungen und Betrachtungen hieran gehindert, werden wir dadurch unfähiger zu den wesentlichen Pflichten der Gesellschaft: dann kann man mit Wahrheit sagen, unsre Religion sey zu stark. Denn Aberglaube läßt sichs unmöglich nennen, so lange der Gegenstand der Frömmigkeit der wahre, und der Glaube orthodox ist. Es ist bloß Uebermaß eines heiligen Eifers, der in diesem Falle so sehr hinreißt, daß der Fromme in weltlichen Dingen nachlässiger wird, sich um die geringeren und zeitlichen

Ange-

Angelegenheiten der Menschen weniger bekümmert.

Wie nun in besondern Fällen, auf der einen Seite, gemeinnützige Neigungen zu stark seyn können, so können, auf der andern, Privatneigungen zu schwach seyn. Wenn, zum Beyspiel, ein Geschöpf sich selbst nicht achtet, und gegen Gefahr unempfindlich ist; oder wenn es ihm an dem Grade von Leidenschaft irgend einer Art fehlt, welcher nöthig ist, sich selbst zu erhalten, oder zu vertheidigen; so ist das, in Betracht der Absicht und des Zwecks der Natur, unstreitig lasterhaft. Sie selbst lehrt uns dies durch ihre bekannte Wirkungsart, und unwandelbare Verhaltungsregeln. Gewiß muß doch ihre Fürsorge für das ganze Geschöpf, ihrer Fürsorge für einen einzelnen Theil oder ein Glied desselben, wenigstens gleich seyn. Nun bemerken wir, bey den verschiednen Theilen, die sie uns gegeben hat, angemessene Triebe, die das Wohl und die Sicherheit derselben befördern; so, daß sie, selbst ohne unser Bewußtseyn, zu ihrer Vertheidigung, zu ihrer Wohlfahrt und Erhaltung wirksam sind. So unterläßt ein Auge, in seinem natürlichen Zustande, niemals, sich von selbst, ohne unser Bewußt-

seyn,

seyn, aus einer besonderen Vorsicht und Furchtsamkeit zuzuschließen; ohne diesen Trieb möchten wir uns die Erhaltung unsers Auges noch so sehr angelegen seyn lassen, alle unsre Aufmerksamkeit und Vorsicht würde vergebens seyn. Ein Mangel also an diesen Hauptneigungen, in Beziehung auf das Wohl des Ganzen, muß bey dem Haupttheile (der Seele oder Gemüthsart) gewiß eine eben so große Unvollkommenheit seyn, als es bey einem der geringern und untergeordneten Theil seyn würde, wenn ihm die eigenthümlichen Triebe der Selbsterhaltung mangelten.

Solchergestalt werden die Neigungen für das Privatwohl zur Tugend nothwendig und wesentlich. Freylich kann kein Geschöpf bloß darum tugendhaft oder gut heißen, weil es diese Neigungen besizt; aber da doch ohne dieselben das Wohl des Ganzen oder des Systems nicht erhalten werden kann; so folgt daraus, daß demjenigen Geschöpf, welches wirklich Mangel daran leidet, nothwendig ein gewisser Grad von Tugend und natürlicher Rechtschaffenheit fehle; und daß es also mit Recht für lasterhaft und mangelhaft gehalten werden könne.

So machen wir oft Jemanden den Vorwurf, er sey zu gut; wenn seine Neigung gegen Andre so warm und eifrig ist, daß sie ihn über die gehörigen Schranken fortreißt; oder auch wenn er, nicht aus zu großer Wärme einer Leidenschaft von dieser, sondern aus gar zu großer Kälte einer Leidenschaft von andrer Art, oder aus Mangel einer eigennüzigen Leidenschaft, die ihn in den Schranken halten könnte, zu weit gehet.

Man wird hier vielleicht den Einwurf machen: die gar zu große Stärke der natürlichen Neigungen, wenn die Privatneigungen ebenfalls zu stark sind; oder die Mangelhaftigkeit oder Schwäche der Privatneigungen, wenn die natürlichen Neigungen auch schwach sind, könne oft die einzige Ursach seyn, daß Jemand rechtschaffen und nach moralischen Ebenmaß handle. Denn solchergestalt könne Jemand, der sein Leben gar zu gering schäzt, mit dem kleinsten Grade natürlicher Neigung alles das ausrichten, was sich sonst nur von dem höchsten Grade der geselligen Liebe und des Freundschaftsenthusiasmus erwarten läßt. Und eben so könne, auf der andern Seite, ein übertrieben Furchtsamer, durch einen eben so übermäßigen Grad natürlicher Neigung,

Dinge vollbringen, wozu sonst nur die höchste Tapferkeit anspornen kann.

Hierauf dient zur Antwort: daß wir nicht anders, als in Beziehung auf eine gewisse Einrichtung oder Oekonomie eines besondern Geschöpfs oder einer ganzen Gattung sprechen können, wenn wir behaupten, daß irgend eine Leidenschaft zu stark, oder eine andre zu schwach sey. Denn wenn eine Leidenschaft, die auf einen guten Zweck führt, nur um desto nüzlicher und wirksamer ist, je mehr Stärke sie hat; wenn wir versichert sind, daß die Stärke derselben keine innere Zerrüttung, kein Mißverhältniß zwischen ihr selbst und andern Neigungen veranlassen werde; so können wir eine solche Leidenschaft, so stark sie immer seyn mag, nicht als lasterhaft verdammen. Leidet es aber die Einrichtung des Geschöpfs nicht, alle Leidenschaften in gleichem Verhältniß zu besizen; so daß nur einige Leidenschaften zu dieser Höhe getrieben werden, andre aber das gleiche Verhältniß nicht haben, noch erreichen können; dann kann man jene starken Leidenschaften, sollten sie auch von der bessern Art seyn, mit Recht übermäßig nennen. Denn da sie in einem unrichtigen Verhältniß gegen die übrigen stehen,

und eine Verrückung des Gleichgewichts unter den Neigungen überhaupt hervorbringen, so müssen sie nothwendig eine Ungleichheit in dem Verhalten, und also leicht verkehrte moralische Handlungen, veranlassen.

Einige Beyspiele, die ich aus den geringeren Gattungen der Geschöpfe hernehmen will, werden noch deutlicher zeigen, was ich unter der Oekonomie der Leidenschaften verstehe: Diejenigen, welchen die Natur gar keine Kräfte oder Mittel verliehen hat, sich gegen gewaltsame Angriffe zu vertheidigen, oder sich ihren Feinden furchtbar zu machen, müssen nothwendig einen außerordentlichen hohen Grad von Furcht besizen, aber wenig oder gar keinen Muth, welcher sie zur Gegenwehr verleiten; oder ihre Flucht verzögern könnte. Denn auf der Flucht beruht ihre Sicherheit, und diese wird durch die Furcht befördert, indem sie die Sinnen wachsam, und die Lebensgeister beständig zum Sprunge in Bereitschaft erhält.

Solchergestalt kann also Feigheit und eine habituelle starke Furcht der Oekonomie eines besonderen Geschöpfs, sowohl in Rücksicht auf sich selbst, als auf sein ganzes Geschlecht, gemäß; Herzhaftigkeit hingegen seiner

ner Oekonomie zuwider, und daher fehlerhaft seyn. Selbst in einer und eben derselben Gattung ist dies von der Natur, nach der Verschiedenheit des Geschlechts, des Alters, und der Leibesbeschaffenheit, verschieden eingerichtet. Die zahmern grasfressende Geschöpfe, die in Heerden leben, sind von ganz anderer Natur, als die wilderen, die sich nicht in Heerden halten, sondern, ihrem räuberischen Leben gemäß, bloß paarweise und von andrer Gesellschaft abgesondert leben. Doch findet man auch bey der ersteren Art von harmlosen Geschöpfen eine Herzhaftigkeit, die ihrem Bau und ihrer Stärke gemäß ist. Zur Zeit der Gefahr, wenn die ganze Heerde fliehet, bietet der Stier allein dem Löwen, oder jedem andern angreifenden Raubthier, die Spize, und zeigt, daß er sich seiner Stärke bewußt ist. Selbst das Weibchen dieser Art ist, wie wir sehen, von der Natur einigermaßen gegen Gewaltthätigkeiten bewaffnet; und entflieht nicht gleich vor jeder kleinen Gefahr. Bey einem Reh aber, oder irgend einem andern ganz wehr- und harmlosen Geschöpf, ist es im geringsten nicht unnatürlich oder fehlerhaft, bey Annäherung eines Feindes seine Jungen zu verlassen, und sein Leben in der

Flucht

Flucht zu suchen. Für andre Geschöpfe aber, welche im Stande sind, sich zu vertheidigen, und welche die Natur zum Angriff gewaffnet hat, — sollten es auch nur schwache Insekten, als Bienen oder Wespen, seyn, — ist es natürlich, in Wuth zu gerathen, und sich mit Gefahr ihres Lebens jedem Feinde zu widersezen. Denn durch diese bekannte Leidenschaft des Geschöpfs wird die Gattung selbst gesichert; weil man aus der Erfahrung weiß, daß ein solches Geschöpf, so unvermögend es auch seyn mag, Beleidigungen mit Gewalt abzutreiben, doch freywillig sein Leben wagt, den Beleidiger zu züchtigen, und die Seinigen nicht ungestraft angreifen läßt. Unter allen Geschöpfen aber ist der Mensch in dieser Absicht am furchtbarsten: denn so bald er es für gerecht und rühmlich hält, ist er im Stande, um sein selbst oder um seines Vaterlandes willen, an Jedem, er sey wer er wolle, eine Beleidigung zu rächen; und durch Aufopferung seines eignen Lebens (wenn er einen so hohen Grad von Entschlossenheit hat) steht fast immer unfehlbar das Leben eines Andern, so stark er auch bewacht seyn mag, in seiner Gewalt. Beyspiele dieser Art haben oft mächtige Herrscher im Zaum gehalten,

sich

sich ihrer Gewalt nicht in ihrem grösten Umfange zu bedienen, und ihre Unterthanen nicht aufs Aeußerste zu treiben.

Ueberhaupt lassen sich die Neigungen oder Leidenschaften eines Geschöpfs gar füglich mit den Saiten eines musikalischen Instruments vergleichen. Werden diese, auch mit Beobachtung des richtigsten Verhältnisses unter einander, über einen gewissen Grad hinaus zu hoch gespannt, so ist das mehr, als das Instrument leidet: man hört nicht mehr die Laute oder die Leyer, alle Wirkung geht verloren. Sind hingegen zwar einige Saiten gehörig gespannt, andre aber nicht im gehörigen Verhältnisse aufgezogen: so ist auch dann das Instrument in Unordnung, und macht eine widrige Musik. Die verschiednen Gattungen von Geschöpfen sind gleichsam so viel verschiedne Arten von Instrumenten: und selbst in der nemlichen Gattung von Geschöpfen (wie in der nemlichen Art von Instrumenten) ist nie das eine vollkommen so, wie das andre, und die nemlichen Saiten passen nicht für jedes. Derselbe Grad von Stärke, womit man das eine aufziehet, und die verschiednen Saiten in richtige Harmonie und Einstimmung bringt, kann bey einem andern sowohl

die

die Saiten, als das Instrument selbst zersprengen. So haben Menschen von sehr lebhaftem Gefühl, die gegen Schmerz und Vergnügen äußerst empfindlich sind, des stärksten und mächtigsten Einflusses andrer Neigungen nöthig, als Zärtlichkeit, Liebe, Geselligkeit, Mitleiden, um das innere Gleichgewicht zu erhalten, welches zu gehöriger Vollbringung ihrer Pflicht nothwendig ist: dahingegen Andre von kälterem Blut, oder von tieferen Ton, keiner so starken Beymischung oder Spannung bedürfen; auch von der Natur nicht gemacht sind, jene zärtlichen und einnehmenden Leidenschaften in einem so ausnehmenden Grade zu fühlen.

Es wäre gewiß keine üble Sache, auf diese Art die verschiednen Stimmungen der Leidenschaften, die mannichfaltigen Mischungen und Zusammensezungen, wodurch die Menschen einander so unähnlich werden, zu untersuchen. Denn, so wie die höchsten Vervollkommungen der Seele, so findet man auch die größten Verderbnisse und Ausartungen nur unter den Menschen. Bey den andern Gattungen finden wir überhaupt genaues Ebenmaß, Beständigkeit und Regelmäßigkeit aller Leidenschaften und Neigungen; kein

Man-

Mangel an Fürsorge für ihre Jungen, oder für die Gesellschaft, zu welcher sie gehören; keine Schändung ihrer selbst; keine Unmäßigkeit, oder Ausschweifung, von welcher Art es sey. Die kleineren Geschöpfe, welche gleichsam in Städten leben, als Bienen und Ameisen, sezen immer ihre einförmige und harmonische Lebensart fort, und werden nie den Neigungen ungetreu, welche sie antreiben, zu Beförderung des allgemeinen Besten das ihrige beyzutragen. So gar die Raubthiere, welche am weitesten von aller Gesellschaft entfernt leben, beobachten doch ein solches Verhalten gegen einander, welches dem Wohl ihres Geschlechts genau angemessen ist. Der Mensch hingegen, ungeachtet des Beystandes der Religion und der Vorschrift der Gesetze, lebt doch zum öftern der Natur weit weniger gemäß; ja, die Religion selbst macht ihn oft noch barbarischer und unmenschlicher. Menschen hat man durch besondere Kennzeichen abgesondert; ausschließende Unterschiede fest gesezt; Meynungen unter Androhung der härtesten Strafen ihnen zum Gesez gemacht; Antipathien und Abscheu gegen den größten Theil ihres eignen Geschlechts ihnen eingeflößt. So, daß es nicht leicht ist, irgendwo auf der Erde

eine

eine menschliche Gesellschaft zu finden, welche menschliche Geseze hat. Kein Wunder, wenn es in solchen Gesellschaften so schwer ist einen Menschen zu finden, welcher natürlich, und als ein Mensch lebt.

Doch, da wir gezeigt haben, was wir unter einem gar zu hohen oder gar zu geringen Grade von Leidenschaft eigentlich verstehen; und daß ein gar zu hoher Grad irgend einer natürlichen Neigung oder ein gar zu geringer Grad einer Privatneigung, wiewohl beydes oft für Tugend gehalten wird, doch im Grunde ein Laster und eine Unvollkommenheit ist: so kommen wir jezt zu den einleuchtendern und wesentlicheren Bestandtheilen des Lasters, und die allein, wenn vom eigentlichen Laster die Rede ist, in Betrachtung kommen. Nemlich,

1. Wenn entweder die gemeinnüzigen Neigungen schwach oder mangelhaft sind;
2. Oder wenn die eigennüzigen oder Privatneigungen zu stark sind;
3. Oder wenn solche Neigungen entstehen, die zu keiner von diesen beyden Arten gehören, und nicht im Geringsten weder zum Wohl des allgemeinen, noch des Privatsystems abzwecken.

Anders,

Anders, als auf diese Art, kann unmöglich ein Geschöpf das seyn, was wir böse oder lasterhaft nennen. Wenn wir daher beweisen, daß diese lasterhaften Neigungen wirklich nicht unser Vortheil sind, sondern vielmehr das Gegentheil; so werden wir damit zugleich bewiesen haben: „daß es unser wahrer Vortheil sey, durchaus gut und tugendhaft zu „seyn.“ Denn bey einem gesunden, unverdorbenen Zustande unsrer Neigungen, wie wir ihn beschrieben haben, können wir, in unsern Handlungen und Verhalten, unmöglich anders, als gesund, gut und tugendhaft seyn.

Es kömmt also darauf an, daß wir beweisen:

I. „Daß die natürlichen, wohlwollenden „oder edelmüthigen Neigungen, wenn sie „stark und mächtig zu Beförderung des „Wohls des Ganzen wirken, das nothwendige Erforderniß und einzige wahre Mittel zum frohen Selbstgenuß „sind; und daß Mangel derselben uns „unfehlbar elend macht.“

II. „Daß

II. „Daß die eigennützigen oder Privatnei-
„gungen, wenn sie zu stark sind, oder
„höher steigen, als die gehörige Unter-
„ordnung unter die wohlwollenden und
„natürlichen Neigungen es leidet, uns
„ebenfalls elend machen.“

III. Und „daß endlich die unnatürlichen
„Neigungen, (solche nemlich, die we-
„der das Wohl der Art oder des Gan-
„zen; noch das Privatwohl oder
„Selbstinteresse des Geschöpfs zum
„Grunde haben) den höchsten Grad des
„Elendes ausmachen.“

Zweyter Theil.

Erster Abschnitt.

Zuerst also haben wir zu beweisen: „daß „die natürlichen Neigungen (die sich „nemlich auf Liebe, Gefälligkeit, Wohlwol„len und Sympathie mit unsers Gleichen „oder unserer Gattung gründen) das noth„wendige Erfoderniß und einzige wahre Mit„tel zum frohen Selbstgenuß sind; und daß „Mangel derselben uns unfehlbar elend „macht.“

Wir wollen hier zuförderst untersuchen, worinn das eigentlich bestehen, was wir Vergnügen nennen, und wornach wir durchgängig die Glückseligkeit abmessen und schäzen. Bekanntermaßen unterscheidet man das Vergnügen in körperliches und geistiges.

Daß das geistige Vergnügen größer sey, als das körperliche, wird fast allgemein zugestanden, und läßt sich auch daraus beweisen: daß der Geist, wenn er eine hohe Meynung von dem Werth und der Schönheit einer Handlung oder eines Verhaltens gefaßt,

und

und dadurch den stärksten Eindruck dieser Art bekommen hat, auf den höchsten Grad des Enthusiasmus für den Gegenstand gespannt ist, sich dann über alle körperlichen Schmerzen sowohl, als Vergnügungen hinwegsezt, und sich weder durch die schmeichelhaftesten, noch durch die schrecklichsten Vorstellungen, von welcher Art sie seyn mögen, von seinem Vorhaben abwendig machen läßt. So sehen wir, daß Wilde, Barbaren, Missethäter, ja selbst die abscheulichsten Bösewichter, um ihrer besondern Bande oder Gesellschaft willen, oder aus einem tief eingesogenen Begriff oder Grundsaz von Ehre oder Tapferkeit, Rache oder Dankbarkeit, sich den größten Beschwerlichkeiten willig unterwerfen, der Folter und dem Tode Troz bieten. Auf der andern Seite kann ein Mensch sich in den allerglücklichsten Umständen des äußerlichen Vergnügens befinden, er kann mit allem dem umgeben seyn, was seine Sinnen schmeicheln oder bezaubern kann, er kann wirklich mitten im Genuß der süßesten Wollust dieser Art begriffen seyn, und doch, sobald er merkt, daß es in seinem Innern nicht richtig steht, sobald er eine innere Krankheit oder Unordnung, eine innere Unbehaglichkeit oder Zerrüttung verspürt,

spürt, ist es augenblicklich um alle Wollust, um alles Vergnügen der Sinne geschehen; jedes Mittel dieser Art verliert seine Kraft, und wird mit Ekel und Widerwillen verworfen.

Räumt man also den hohen Vorzug der geistigen Vergnügungen vor den körperlichen ein, so folgt daraus, „daß dasjenige, was „in einem vernünftigen Wesen eine ununter„brochene Folge von geistigen Vergnügungen „hervorbringen kann, weit wichtiger für seine „Glückseligkeit ist, als dasjenige, was ihm „eine gleich ununterbrochene Folge von sinn„lichen oder körperlichen Vergnügungen ver„schaffen könnte.“

Nun sind die geistigen Vergnügungen entweder die natürlichen Neigungen selbst, in ihrer unmittelbaren Wirksamkeit und Anwendung; oder sie entspringen doch gewissermassen gänzlich aus ihnen, und sind nichts anders, als Wirkungen derselben.

Hieraus folgt dann weiter, daß die richtige Beschaffenheit der natürlichen Neigungen bey einem vernünftigen Geschöpf, da sie das einzige Mittel ist, welches ihm eine ununterbrochene Reihe von geistigen Vergnügungen verschaffen kann, auch das einzige Mittel ist,

ihm

ihm eine unfehlbare und dauerhafte Glückseligkeit zu verschaffen.

Fürs erste also haben wir zu zeigen: „wie sehr die natürlichen Neigungen an sich „selbst das höchste Vergnügen sind.“ Nichts wäre wohl unnöthiger, dünkt mich, als dieses einem Menschen zu beweisen, der jemals den Gemüthszustand erfahren hat, worein uns ein lebhaftes Gefühl von Liebe, Dankbarkeit, Wohlwollen, Edelmuth, Mitleiden, Wohlthätigkeit, oder andrer geselligen und freundschaftlichen Neigungen versezt. Wer die menschliche Natur auch noch so wenig kennet, wird doch fühlen, welch' ein großes Vergnügen die Seele genießen muß, wenn sie auf diese edle Art gerührt wird. Der Unterschied, den wir zwischen Einsamkeit und Gesellschaft, zwischen gewöhnlicher Gesellschaft und dem Umgange mit Freunden finden; die Beziehung fast aller unsrer Vergnügungen auf gemeinschaftlichen Genuß, und ihre Abhängigkeit von einer entweder gegenwärtigen oder doch eingebildeten Gesellschaft; alles dies sind hinreichende Beweise für unsern Saz.

Wie groß der Vorzug der geselligen Vergnügungen vor allen andern sey, läßt sich aus sichtbaren Merkmalen und Wirkungen

schließen.

schließen. Selbst der Ausdruck der Mienen und Gesichtszüge, bey dieser Art von Freude, zeugt von einem viel tieferen, reineren und ungetrübteren Vergnügen, als der äußerliche Ausdruck, welcher mit Befriedigung des Hungers, des Durstes, oder anderer heißen Begierden verknüpft ist. Noch mehr aber zeigt sich dieser Vorzug in der wirklichen Gewalt und Uebermacht dieser Art von Neigungen über alle übrigen. Allenthalben, wo sie sich einigermaßen vortheilhaft zeigen, stillen und dämpfen sie jede andre Regung von Vergnügen. Keine bloß sinnliche Lust kann ihnen das Gegengewicht halten. Wer beyde Arten von Vergnügen zu beurtheilen weiß, wird immer der ersteren den Vorzug geben. Um aber beyde richtig beurtheilen zu können, muß man nothwendig für jede Gefühl haben. Der Tugendhafte kann allerdings das sinnliche Vergnügen beurtheilen, und kennt seine ganze Stärke. Denn weder sein Geschmack noch seine Sinnen sind darum stumpfer; vielmehr stärker und feiner, wegen seiner Mäßigkeit, und des vorsichtigen Gebrauchs der sinnlichen Begierden. Aber einen Lasterhaften, in Sinnlichkeit ersoffnen Menschen kann man auf keine Weise für einen gültigen Richter

über

über das gesellige Vergnügen erkennen; weil es ihm seiner Natur nach gänzlich fremd ist.

Der Einwurf, daß bey manchen Naturen die gute Neigung zwar wirklich gegenwärtig, aber nur nicht stark genug sey, kann hier nicht gelten. Denn wo sie sich nicht in ihrem natürlichen Grade findet, da ist es wirklich eben so viel, als ob sie gar nicht da wäre, oder niemals da gewesen wäre. Je weniger ein verkehrtes Geschöpf von dieser guten Neigung besizt, desto mehr Wunder ists, wenn sie jemals das Uebergewicht hat, welches doch bey den aller verdorbensten Geschöpfen zuweilen geschieht. Und hat sie nur einmal, in einem einzelnen Falle die Oberhand, so beweiset das offenbar, daß sie immer herrschend seyn würde, wenn man sie nur von Grund aus erfahren oder kennen gelernt hätte.

Solchergestalt übertrift also der Reiz der wohlwollenden Neigungen jedes andre Vergnügen; weil er mächtig genug ist, uns von jeder andern Begierde oder Neigung abzuziehen. So beweiset, zum Beyspiel, in dem Fall, wo die älterliche Liebe gegen ihre Jungen nöthig ist, und in tausend andern Fällen, dieser Reiz eine so starke Gewalt, daß man, mitten unter andern Versuchungen, nur dieser

Leiden-

Leidenschaft allein fähig ist; welche solchergestalt jedes andre Vergnügen verschmähet und besiegt, und also selbst das höchste Vergnügen seyn muß.

Jeder, der nur so weit in den Wissenschaften gekommen ist, daß er die Grundsäze der Mathematik versteht, wird gewiß gefunden haben, daß die Beschäfftigung seines Geistes mit den Entdeckungen, die er hier macht, wiewohl es bloß spekulative Wahrheiten sind, ihm ein Vergnügen und eine Wonne gewährt, die alle sinnliche Lust weit übertrifft. Wenn wir die Natur dieses spekulativen Vergnügens genau untersuchen, so werden wir finden, daß es sich nicht im geringsten auf irgend ein Privatinteresse des Geschöpfs bezieht, noch irgend einen Vortheil des Privatsystems zum Gegenstande hat. Die Bewunderung, Freude oder Liebe trifft hier etwas, das ganz außer uns liegt, und uns selbst nichts angehet. Und wenn gleich das reflektirte Vergnügen, welches aus der Vorstellung dieser einmal empfundenen Freude entspringt, sich als eine eigennüzige Leidenschaft auslegen läßt; so kann doch das ursprüngliche Vergnügen keinen andern Grund haben, als Liebe zur Wahrheit, Ebenmaß, Ordnung und Symmetrie in den

Dingen außer uns. Wenn dies richtig ist, so gehört diese Leidenschaft wirklich mit in die Klasse der natürlichen Neigungen. Denn da sie in der Sphäre des Privatsystems keinen Gegenstand hat; so muß man sie entweder für überflüssig und unnatürlich halten (als wenn sie auf keinen Vortheil, keinen Nuzen irgend eines Dinges in der Natur abzweckte) oder man muß sie für das erkennen, was sie wirklich ist, nämlich: „eine natürliche Freude „bey Betrachtung des Ebenmaßes, der Har„monie und Eintracht, wodurch die allge„meine Natur bestehet, und welche der Ein„richtung und dem Wesen jeder besonderen „Art oder Klasse der Dinge wesentlich ist.“

Allein, dieses spekulative Vergnügen, so groß und schäzbar, so weit über jede Regung der bloßen Sinnlichkeit es erhaben seyn mag, kömmt doch der tugendhaften Regung, und der Ausübung des Wohlwollens und der Güte bey weitem nicht gleich. Hier ist mit der süßesten Rührung der Seele zugleich ein angenehmer Beyfall des Verstandes, eine frohe Billigung dessen, was in dieser guten Gemüthsbeschaffenheit und rechtschaffenen Neigung gethan wird, verknüpft. Denn wo giebt es wohl auf Erden einen schöneren Gegenstand

genstand der Betrachtung, einen herzerhebendern, herrlicheren Anblick als eine schöne, rechtschaffene und edle That? Oder welch ein Gut können wir besizen, dessen Bewußtseyn und Andenken uns gründlicher und dauerhafter vergnügen könnte?

Wenn in der Leidenschaft der Liebe zwischen beyden Geschlechtern mit dem gemeinen thierischen Triebe zugleich etwas von wohlwollender und freundschaftlicher Neigung vermischt ist, so werden wir finden, daß das Gefühl dieser leztern wirklich das Gefühl des ersteren weit übertrift; indem es nichts ungewöhnliches ist, daß Jemand bloß aus dieser Neigung, und um der geliebten Person willen, sich den größten Beschwerlichkeiten von der Welt unterwirft, ja dem Tode selbst mit Freuden entgegen gehet, ohne die geringste Vergeltung dafür zu erwarten. Denn wo sollte der Grund einer solchen Erwartung liegen? Gewiß nicht hier, in dieser Welt; denn da ist mit dem Tode Alles aus. Und eben so wenig in einem künftigen Leben; denn wer hat sichs jemals einfallen lassen, einen Himmel oder eine künftige Belohnung für die leidende Tugend der Verliebten auszumachen?

Noch eine Bemerkung zum Vortheil der natürlichen Neigungen ist, daß sie nicht bloß dann, wenn Freude und Munterkeit damit vermischt sind, ein wahres, alle Sinnlichkeit überwiegendes Vergnügen wirken; sondern selbst die Bekümmernisse, welche mit natürlichen Neigungen verknüpft sind, so sehr sie allem Vergnügen zuwider zu seyn scheinen, eine innere Zufriedenheit und Freude gewähren, welcher kein Vergnügen befriedigterer Sinnlichkeit gleich kömmt. Und wo man es dahin bringen kann, daß die zärtlichen und wohlwollenden Neigungen in ununterbrochener Folge, selbst unter Furcht, Schrecken, Kummer und Gram, fortdauern; da ist die Gemüthsbewegung noch immer angenehm. Selbst dieser melancholische Anblick, dies traurige Gefühl der Tugend, ergözt uns. Ihre Schönheit strahlt durch die Wolke, und behauptet sich mitten unter umringenden Trübsalen. Wenn daher, auch bloß durch Täuschung, wie in einem Trauerspiel, die Leidenschaften dieser Art geschickt in uns erregt werden; so ziehen wir diese Unterhaltung jeder andern von gleicher Dauer vor. Wir fühlen in uns selbst, daß diese wehmüthige Regung unsrer Leidenschaften, diese Theilnehmung

nehmung an den Schicksalen der Tugend, diese Aeußerung alles dessen, was wir von geselliger Neigung und menschlicher Sympathie an uns haben, die höchste Wonne bey sich führt; und bloß durch Gedanken und Empfindungen ein weit größeres Vergnügen gewährt, als nichts in der Welt durch Sinne oder thierische Triebe zu thun vermag. Und so sehen wir also, „wie sehr die geistigen Ver„gnügungen wirklich nichts anders sind, als „die natürlichen Neigungen selbst.“

Um nun auch zu zeigen, „wie sie, als „natürliche Wirkungen, aus denselben ent„springen:“ so wollen wir zuvörderst bemerken, daß die Wirkungen der Liebe, oder der wohlwollenden Neigung, als ein geistiges Vergnügen betrachtet, folgende sind: „Ge„nuß des Guten durch Mittheilung, durch „Reflexion, oder Theilnehmung an dem Gu„ten Anderer.“ — Und „angenehmes Be„wußtseyn der wirklichen Liebe, verdienten „Achtung und Billigung Anderer.“

Welch ein wichtiger Theil der Glückseligkeit aus der ersten dieser Wirkungen entspringe, wird Jeder, der nicht im höchsten Grade bösartig ist, leicht einsehen. Man darf nur bedenken, welch eine reiche Quelle von Vergnügun-

gnügungen es ist, wenn man Zufriedenheit und Freude mit Andern theilt; wenn man sie gemeinschaftlich und in Gesellschaft genießt, wenn man sie aus den frohen und glücklichen Umständen Anderer, aus Erzählungen und Beschreibungen von solcher Glückseligkeit, ja aus den Mienen, Gebehrden, Worten und Tönen, selbst geringerer Geschöpfe, deren Aeußerungen von Freude und Zufriedenheit wir irgend verstehen können, gleichsam zusammen liest. So einschmeichelnd sind diese Vergnügungen der Sympathie, so sehr durch unser ganzes Leben verwebt, daß sich kaum eine Freude, eine Annehmlichkeit denken läßt, wovon sie nicht einen wesentlichen Theil ausmachen.

Was die andre Wirkung der geselligen Liebe, nämlich das Bewußtseyn verdienter Zuneigung oder Achtung, betrift; so begreift man ohne Mühe, wie viel darauf bey geistigen Vergnügungen ankomme, wie sehr es die höchste Glückseligkeit derer ausmache, die im engsten Verstande wollüstig sind. Wie natürlich ist es nicht auch den Selbstsüchtigsten unter uns, aus einem guten Namen eine Art von Vergnügen zu schöpfen, und uns an der Einbildung verdienter Bewundrung und Hochachtung

achtung zu ergözen? Denn ist es gleich bloße Einbildung, so bemühen wir uns doch, es für Wahrheit zu halten, und schmeicheln uns, so sehr wir können, mit der Vorstellung irgend eines Verdiensts, und mit dem Wahn, daß wir uns mindstens um einige Wenige, mit denen wir in genauerer Verbindung stehen, verdient gemacht haben.

Wo ist der Tyrann, der Räuber, der offenbarste Rebell, gegen die Geseze der Gesellschaft, der nicht einen oder mehrere Genossen, Angehörige, oder wie ers nennt, Freunde hat, mit denen er sein Glück mit Freuden theilt, an deren Wohlergehen er Vergnügen findet, und deren Freude und Zufriedenheit er zu seiner eignen macht? Wo ist ein Mensch in der Welt, der gegen die Schmeicheley oder Gewogenheit seiner Vertrauten gleichgültig wäre? Auf diese süße Hoffnung und Erwartung der Freundschaft, haben fast alle unsre Handlungen einige Beziehung. Diese durchströmt unser ganzes Leben, und vermischt sich so gar mit den mehrsten unsrer Laster. Eitelkeit, Ehrgeiz, Schwelgerey, und manche andre Unordnungen haben davon ihren Theil. Selbst die unzüchtigste Liebe schöpft reichlich aus dieser Quelle. Wollte

man

man also das Vergnügen auf eben die Art, als andre Dinge, berechnen; so würde man mit Recht sagen können, daß aus diesen beyden Quellen — nämlich, Gemeinschaft, oder Theilnehmung an den Vergnügungen Anderer, und Glaube, daß man von Andern Liebe und Achtung verdiene — mehr als neun Zehntheile aller Freuden des Lebens entspringen. Und so giebt es also in der Hauptsumme der Glückseligkeit keinen einzigen Artikel, der sich nicht von der geselligen Liebe herschreibt, und unmittelbar von den natürlichen und wohlwollenden Neigungen abhängt.

Wie nun die Ursachen, so auch ihre Wirkungen. Je nachdem nämlich die natürliche Neigung oder gesellige Liebe vollkommen oder unvollkommen ist, wird auch die davon abhängende Zufriedenheit und Glückseligkeit vollkommen oder unvollkommen seyn.

Damit sich aber nicht Jemand einbilde, ein geringerer Grad natürlicher Neigung, oder eine unvollkommne partielle Rücksicht auf Andre, könne die Stelle einer vollständigen, reinen und wahrhaftig moralischen vertreten; damit nicht ein kleiner Anstrich von geselliger Neigung für hinreichend gehalten werde, den Zweck der gesellschaftlichen Glückseligkeit

seligkeit zu erreichen, und uns das Vergnü-
gen der Theilnehmung und Gemeinschaft, ohne
welches kein Glück statt findet, zu verschaf-
fen: so bedenke man zuvörderst, daß die par-
tielle Neigung, oder die gesellige Liebe für ei-
nen Theil, ohne Rücksicht auf eine vollstän-
dige Gesellschaft, oder auf ein Ganzes, an
sich selbst ein ausdrücklicher Widerspruch ist.
Jede Neigung gegen etwas außer uns selbst —
wenn sie nicht von der natürlichen Art ist,
und sich auf das System oder die ganze Gat-
tung bezieht — muß nothwendig die ungesel-
ligste aller Neigungen seyn, und alle gesell-
schaftliche Glückseligkeit zerstören. Ist sie
aber wirklich von der natürlichen Art, und
wird bloß auf irgend einen Theil, nicht auf
die Gesellschaft oder das Ganze selbst ange-
wandt; denn läßt sich eben so wenig Grund
davon angeben, als von den meisten wunder-
lichen, queersinnigen Leidenschaften, deren
Menschen fähig sind. Wer sich also dieser
Neigung bewußt ist, kann sich um deßwillen
keines Verdienstes oder Werths bewußt seyn.
Und derjenige, auf welchen eine so wunder-
liche Neigung von ungefähr fällt, kann sich
keineswe:ges auf ihre Dauer und Stärke ver-
lassen. Da sie nicht auf vernünftigen Grün-

den

den beruhet; so muß sie auch leicht ohne vernünftige Gründe aufhören und verändert werden können. Nun muß aber die Veränderlichkeit einer solchen Art von Neigung, welche bloß von Eigensinn und Laune abhängt, und häufigen Abwechselungen von Haß und Liebe, von Abscheu und Zuneigung, unterworfen ist, nothwendig beständigen Verdruß und Unmuth erzeugen, alles unmittelbare Vergnügen der Freundschaft und Geselligkeit verderben, und am Ende gewissermaßen die Neigung zur Freundschaft und zum menschlichen Umgange selbst zerstören. Die unpartheyische, allgemein wohlwollende Neigung hingegen, ist mit sich selbst übereinstimmend, regelmäßig und vernünftig; folglich auch unveränderlich, gründlich und dauerhaft. Und wie bey der Partheylichkeit, oder fehlerhaften Freundschaft, die keine feste Regel oder Ordnung kennt, jedes Nachdenken nothwendig nachtheilig ist, und das Vergnügen vermindert; so stellt hingegen, bey einem unpartheyischen Wohlwollen, das Bewußtseyn eines rechtschaffenen Verhaltens gegen das menschliche Geschlecht überhaupt der Seele jede besondere freundschaftliche Neigung in dem erfreulichsten Lichte vor, und erhebt das Vergnügen

gnügen der Freundschaft, vermittelst der oben erwähnten Gemeinschaft oder Theilnehmung, nur um desto höher.

Wie ferner die partheyische Neigung nur eines kurzen und schwachen Genusses jener Freuden der Sympathie oder Theilnehmung mit Andern fähig ist; so ist sie auch nicht im Stande aus jener andern Hauptquelle der menschlichen Glückseligkeit, nämlich dem Bewußtseyn der wirklichen oder verdienten Hochachtung Anderer, ein besonders erhebliches Vergnügen zu schöpfen. Woraus sollte diese Hochachtung entspringen? Das Verdienst, an sich selbst, muß wahrhaftig sehr dürftig seyn, so lange die Neigung so armselig und schwankend ist. Wer wird auf eine bloß zufällige Neigung, auf ein eigensinniges Wohlgefallen, Vertrauen sezen? Wer kann sich auf eine Freundschaft verlassen, die nicht auf moralischen Grundsäzen beruht, sondern nach phantastischen Begriffen bloß auf eine einzelne Person, oder einen kleinen Theil des Menschengeschlechts, mit Ausschluß der Gesellschaft und des Ganzen, eingeschränkt wird?

Ueberdem kann man es als etwas Unmögliches ansehen, daß diejenigen, die nach einer andern Regel, als der Tugend, hochschäzen

schäzen oder lieben, ihre Neigung auf solche Gegenstände richten sollten, welche sie lange hochschäzen oder lieben könnten. Es wird ihnen schwer werden, unter der Zahl ihrer auf solche Art geliebten Freunde einen zu finden, dessen sie sich herzlich freuen, oder dessen gegenseitige Liebe oder Achtung ihnen wahrhaftig werth und schäzbar seyn könnte. Eben so wenig kann das ein gesundes und dauerhaftes Vergnügen seyn, welches man aus Selbstschmeicheley, und aus einem falschen Wahn von der Hochachtung und Liebe Anderer schöpft, die keiner wahren Hochachtung und Liebe fähig sind. Wir sehen also hieraus, wie sehr ein Mensch von engen und partiellen Neigungen in dieser Absicht verlieren, wie sehr er nothwendig bey diesem zweyten Haupttheil des geistigen Vergnügens zu kurz kommen müsse.

Aller entgegengesezten Vortheile genießt die vollständige uneingeschränkte Neigung. Sie ist gleichförmig, dauerhaft, mit sich selbst eins, immer beruhigend und vergnügend. Sie erwirbt sich Beyfall und Liebe bey den Besten, und in allen gleichgültigen Fällen, selbst bey den schlimmsten der Menschen. Mit Recht können wir von ihr sagen, sie genieße

LB Coburg

nieße des Bewuſtſeyns, daß ſie von jeder Geſellſchaft, von allen vernünftigen Geſchöpfen, und von dem Urgrunde aller vernünftigen Weſen, Liebe und Beyfall verdiene. Und wenn es einen ſolchen Urgrund in der Natur giebt, ſo können wir hinzuſezen, daß das Vergnügen, welches dieſe allgemeine, vollſtändige Neigung gewährt, nach Verhältniß ihres höchſten Gegenſtandes, des Inbegriffs aller Vollkommenheit, höchſt edel und vollkommen iſt. Denn dies iſt, wie wir gezeigt haben, die Wirkung der Tugend. Und dieſe allgemeine vollſtändige Neigung, dieſe innere Rechtſchaffenheit beſizen, heißt der Natur, und den Regeln und Vorſchriften der höchſten Weisheit gemäß leben. Dies iſt Moralität, Gerechtigkeit, Frömmigkeit und natürliche Religion.

Vielleicht aber hat dieſes Argument ein gar zu ſchulmäßiges Anſehen; die Wörter und Redensarten, deren wir uns bedient haben, klingen vielleicht Manchem ſo fremd und ungewöhnlich: wir wollen daher verſuchen, obs uns möglich iſt, die Sache faßlicher und klärer vorzuſtellen.

Man denke alſo einmal recht ernſtlich über das Vergnügen nach, welches man entweder

in

in der Einsamkeit, im Nachdenken, im Studiren und in der Unterhaltung mit sich selbst, oder in Lustigkeit, Zeitvertreib, und Umgange mit Andern genießt; so wird man finden, daß es gänzlich auf folgenden beyden Stücken beruhet: erstlich, auf einer heiteren Gemüthsbeschaffenheit, die von Unmuth, Bitterkeit und Ekel ganz frey ist; und dann, auf einer wohlgeordneten, ruhigen, mit sich selbst zufriednen Seele oder Vernunft, die ihren eignen Anblick nicht scheuet. — Eine solche Seele nun, und eine solche Gemüthsbeschaffenheit, die uns zum Genuß des vorerwähnten Vergnügens fähig macht, können wir nicht anders, als durch die natürlichen und guten Neigungen, erlangen.

In Ansehung der Gemüthsbeschaffenheit, erwäge man nur Folgendes. Es giebt keinen Zustand äußerlicher Glückseligkeit, oder blühenden Wohlstandes und Ueberflusses, wo Neigung und Begierde immer befriedigt, Fantasie und Laune immer vergnügt würden. Fast stündlich finden sich Hinderniße, die sich der Begierde in den Weg stellen; äußere Zufälle, oder innere Bedenklichkeiten, die den ungebundenen Strom erhizter Neigungen hemmen. Es ist nicht genug, um sie zu befriedi-

gen,

gen, daß man ihnen nachhängt. Und wenn ein Leben bloß durch Fantasie regiert wird; so ist das Grunds genug zum Verdruß und Widerwärtigkeiten. Selbst die gewöhnliche Ermattung, Unbehaglichkeit, Unlust und Unfähigkeit; ein unterbrochner Umlauf der Säfte oder Lebensgeister bey den gesundesten Menschen; und die zufälligen Unordnungen, die bey jeder Konstitution gewöhnlich sind; alles dies ist, wie Jeder weiß, schon hinlänglich, Verdruß, Widerwillen und Eckel hervorzubringen. Hieraus muß dann mit der Zeit eine Fertigkeit entstehen, wofern nicht etwas seinem Fortgange Einhalt thut, und es verhindert, in der Gemüthsart herrschend zu werden. Nun giebt es kein besseres Gegenmittel wider die üble Laune, als natürliche und wohlwollende Neigung. Denn wenn Jemand den Entschluß faßt, einen solchen in seiner Gemüthsart bereits entstandenen Unmuth zu unterdrücken, und diese Verbesserung mit Muth und wahrem Ernst angreift; so werden wir finden, daß er dieses Unternehmen nicht anders zu Stande bringen kann, als dadurch, daß er in seinem Herzen irgend ein sanftes Gefühl von der geselligen und freundschaftlichen Art erregt; irgend eine erquickende, aufheiternde

ternde Regung von Wohlwollen, Gefälligkeit, Freundschaft oder Liebe, jene entgegengesezte Regung von Ungeduld und Mißvergnügen zu mildern und umzuändern.

Sollte man etwa sagen, die religiöse Neigung, oder die Frömmigkeit, sey in diesem Fall ein hinreichendes und schickliches Mittel; so antworten wir, daß dies, je nach der verschiedenen Beschaffenheit derselben, gelten könne oder nicht. Denn ist sie von der angenehmen und freudigen Art, so gehört sie selbst zu der natürlichen Neigung: ist sie aber von der ängstlichen schreckhaften Art; führt sie irgend eine Neigung bey sich, die der Mannheit, dem Edelmuth, der Tapferkeit oder der Freyheit im Denken zuwider ist; so wird man bey ihrem Gebrauch nichts gewinnen; und am Ende wird man sicher erfahren, daß das Mittel schlimmer war, als die Krankheit selbst. Das strengste Nachdenken über unsre Pflicht, und die Betrachtung dessen allein, was uns als Gesez, und unter harten Strafen, geboten ist, wird uns in solchen Fällen auf keine Weise beruhigen. Je finsterer und schreckhafter unsere Gedanken über einen solchen Gegenstand sind, desto schlimmer wird unsre Gemüthsart werden, desto geneigter,

sich in Härte und Unmuth auszulassen. Sollte man auch einmal erzwungener Weise, oder durch Furcht gedrungen, ein anderes Betragen erkünsteln, oder andre Grundsäze zu erkennen geben; so würde doch das Verhalten im Grunde immer dasselbe bleiben. Ist das Gesicht gleich ruhig, so ist das Herz doch damit nicht geändert. Die böse Leidenschaft kann auf eine Zeitlang zurückgehalten, am Ausbruch verhindert werden; aber dadurch ist sie noch nicht bezwungen, oder im Geringsten geschwächt, so bald sich ihr eine neue Gelegenheit anbietet. So viel Frömmigkeit sich also in einem solchen Herzen immer finden mag, so wird es doch wahrscheinlicher Weise bald nicht viel von Ruhe des Geistes oder guter Gemüthsart mehr übrig haben; und folglich nur sehr armseliger und schwacher Geistesvergnügungen fähig seyn.

Sollte man hiergegen wieder einwerfen: bey traurigen Umständen könne zwar wohl eine üble Laune überhand nehmen, aber bey einem ununterbrochenen äußerlichen Wohlergehen, bey einer vollkommnen irdischen Glückseligkeit, könne sich nicht leicht etwas ereignen, was die Gemüthsart dergestalt versäuren und solchen Ekel und Unmuth in ihr erwecken

könnte: so bedenke man, daß diejenigen, die am meisten gewohnt sind, allen ihren Launen geschmeichelt, alle ihre Wünsche und Begierden befriedigt zu sehen, am leichtesten durch jeden widrigen Zufall, durch jede kleinste Ungemächlichkeit aufgebracht und verdrüßlich gemacht werden. Sind aber in einem solchen glücklichen Zustande, wo alles nach Herzenswunsche zu gehen pflegt, die Reizungen zum Verdruß und Unmuth am häufigsten, und die Leidenschaften des Zorns, der Erbitterung und Feindseligkeit am heftigsten; so hat man um so viel mehr eines starken Beystandes der geselligen Neigung nöthig, wenn die Gemüthsart nicht in Wildheit und Unmenschlichkeit ausarten soll. Tyrannen und Despoten beweisen und bestätigen diese Wahrheit zur Genüge.

Was nun das zweyte Stück unsrer Betrachtung, nemlich, eine wohlgeordnete und mit sich selbst zufriedne Seele oder Vernunft, betrifft; so dürfen wir nur folgendes erwägen, um einzusehen, wie sehr auch diese Glückseligkeit von der natürlichen Neigung abhänge. Man wird zugeben, daß ein solches Geschöpf, wie der Mensch, welcher sich durch verschiedne Stufen des Nachdenkens zu der-

jenigen

jenigen Fähigkeit erhoben hat, die wir Vernunft und Verstand nennen, eben in dem Gebrauch dieses seines Vermögens nachzudenken nothwendig Wahrnehmungen von demjenigen haben muß, was in seinem Verstande, sowohl als in seinen Neigungen und in seinem Willen vorgehet; kurz von allem dem, was seinen Charakter, sein Betragen oder Verhalten gegen seine Nebengeschöpfe und gegen die Gesellschaft, betrifft. Oder sollt' er auch selbst unfähig oder nicht aufgelegt dazu seyn; so sind immer Andre bey der Hand, ihn daran zu erinnern, nnd seinem Gedächtniß in dieser Art von Kritik fortzuhelfen. Keinem von uns fehlt es an dergleichen Erinnerern. Auch die größten Günstlinge des Glücks sind von diesem Geschäft der Selbstbetrachtung nicht frey. Sogar die Schmeicheley selbst, da sie uns den Anblick unser selbst so angenehm macht, reizt unsre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand, und gewöhnt uns unvermerkt daran. Je eitler ein Mensch ist, desto mehr richtet er sein Auge innerlich auf sich selbst; er hat kein angelegentlicheres Geschäft, als diese Selbstbeschauung. Und wenn auch eine wahre Achtung und Rücksicht auf uns selbst uns zu dieser Selbstbetrachtung nicht vermö-

gen kann; so erregt doch eine falsche Rücksicht auf Andre und die Begierde ihnen zu gefallen, eine wachsame Eifersucht, und giebt uns Anlaß genug, über unsern Charakter und unser Verhalten nachzudenken.

Von welcher Seite wir also dies ansehen mögen, so werden wir immer finden, daß jedes vernünftige oder denkende Geschöpf, vermöge seiner Natur, genöthigt ist, sich der Musterung seiner eignen Seele und Handlungen zu unterwerfen; von sich selbst und von seinem innern Zustande Vorstellungen zu haben, die ihm immer vor Augen schweben sich immer von selbst seiner Seele aufdrängen. Wie nun für denjenigen, der die natürliche Neigung verloren, nichts quälender seyn kann, als dieser Anblick; so ist hingegen nichts erfreulicher und seliger für den, der sie unverdorben erhalten hat.

Es giebt zwey Dinge, die einem vernünftigen Geschöpf äußerst peinlich und unausstehlich seyn müssen; nemlich: „das Bewußtseyn „einer ungerechten Handlung oder Verhaltens, „welches man für natürlich hassenswürdig „und strafbar erkennt: oder, das Bewußtseyn einer thörichten Handlung oder Verhal-

„haltens, wovon man einsieht, daß es unsrer „eignen Glückseligkeit schade.“

Das erstere allein heißt eigentlich Gewissen, sowohl im moralischen, als religiösen Sinne. Denn Furcht und Schrecken vor der Gottheit ist an sich selbst noch kein Gewissen. Niemand wird deßwegen für gewissenhaft gehalten, weil er sich vor bösen Geistern, Beschwörungen, Zaubereyen, oder dergleichen, was von einem ungerechten, eigensinnigen oder teuflischen Wesen gewirkt werden kann, fürchtet. Wer aber Gott anders, als, wegen einer mit Recht strafbaren Handlung, fürchtet, der fürchtet ein teuflisches, nicht ein göttliches Wesen. Eben so wenig ist Furcht vor der Hölle, und tausend andre Schrecknisse der Art, Gewissen; wofern nicht im Bewußtseyn von etwas, das unrecht, schändlich, moralisch häßlich und bösartig ist, dabey zum Grunde liegt. Und wenn das ist, so zeigt sich erst das Gewissen, und man kann nicht umhin, sich vor der Strafe zu fürchten, sollte sie auch nicht ausdrücklich gedrohet seyn.

Solchergestalt sezt das religiöse Gewissen das moralische oder natürliche voraus. Und wiewohl man mit dem erstern den Begriff von Furcht vor der göttlichen Strafe verbin-

det;

det; so hat es doch seine Kraft von der wahrgenommenen moralischen Häßlichkeit oder Schändlichkeit einer Handlung, bloß, mit Rücksicht, auf die göttliche Gegenwart, und die natürliche Ehrfurcht, die man einem solchen Wesen schuldig ist. Denn in einer solchen Gegenwart muß die Schaam über Niederträchtigkeit oder Laster schon mächtig wirken, ohne weiter auf die richterliche Gewalt eines solchen Wesens, oder auf seine Austheilung besonderer Belohnungen und Strafen in einem künftigen Leben, Rücksicht zu nehmen.

Wir haben bereits gesagt, daß kein Geschöpf aus Bosheit und Vorsaz Böses thun kann, ohne sich zugleich bewußt zu seyn, daß es dafür Böses verdiene. In diesem Betracht also kann man von jedem Geschöpf, das Bewußtseyn hat, sagen, daß es ein Gewissen habe. Denn bey allen Menschen und allen denkenden Geschöpfen gilt der Saz ohne Ausnahme: „Was man sich bewußt ist, um Je„den verdient zu haben, das muß man noth„wendig von Allen befürchten und erwarten.“ Und so entsteht dann nothwendig Argwohn, Besorgniß und Schrecken, sowohl vor Menschen, als vor der Gottheit. Außerdem aber muß sich bey jedem vernünftigen Geschöpf

das Gewissen noch weiter äußern; nemlich, durch das Gefühl der Häßlichkeit dessen, was unnatürlich und strafwürdig ist; und durch die nachfolgende Schaam und Reue, daß man etwas begangen, was Haß und Abscheu verdient.

Es giebt wohl schwerlich ein Geschöpf, oder kann wohl keins geben, dem das Bewußtseyn der Niederträchtigkeit, bloß als solche betrachtet, nicht unangenehm und widrig seyn sollte; das bey einer schändlichen, abscheulichen That ganz gelassen und unbewegt bleiben könnte. Giebt es ein solches Geschöpf, so muß es offenbar gegen das moralische Gute oder Böse durchaus gleichgültig seyn. In diesem Fall ist es auch unstreitig schlechterdings keiner natürlichen Neigung fähig; und wenn das ist, auch keines geselligen Vergnügens, keiner geistigen Freuden; hingegen muß es allen Arten von unnatürlichen, quälenden und bösen Neigungen unterworfen seyn. Ein Mensch also, der kein Gewissen, oder kein natürliches Gefühl von der Abscheulichkeit des Lasters oder der Ungerechtigkeit hat, ist der Unglückseligste auf Erden. Wo aber das Gewissen, oder ein solches Gefühl noch vorhanden ist, da muß nothwendig alles, was dagegen

gegen begangen wird, vermittelst des oben bewiesenen nothwendigen Nachdenkens über sich selbst, Schaam, Verdruß und Angst nach sich ziehen.

Ein Mensch, der in der Hize der Leidenschaft einen Andern ums Leben bringt, wird gleich beym Anblick dessen, was er gethan hat, wieder besänftigt. Seine Rachsucht verwandelt sich in Mitleiden, und sein Haß kehrt sich gegen ihn selbst. Und dies wirkt bloß der Gegenstand. Dieser macht ihn voller Unruhe und Angst: Die Ursach derselben schwebt ihm beständig vor Augen, und erregt in ihm unaufhörlich schmerzhafte Erinnerung und quälendes Bewußtseyn. Sezen wir aber, seine Leidenschaft werde nicht besänftigt, er fühle keine wahre Bekümmerniß oder Schaam; so hat er entweder kein Gefühl von der Häßlichkeit des Verbrechens und der Ungerechtigkeit, keine natürliche Neigung, folglich keine Glückseligkeit, keinen Frieden in sich selbst, oder, hat er ja noch einiges Gefühl von moralischem Werth, von Rechtschaffenheit oder Güte, so muß das von sehr verworrener und widersprechender Art seyn. Er muß sich dann in irgend einen ungereimten Begriff verliebt haben, irgend ein falsches Bild von Tugend

zu seinem Abgott machen, und dem als edel, rühmlich und verdienstlich nachstreben, was unvernünftig und thöricht ist. Und wie mar-
tend dies für ihn seyn müsse, begreift man leicht. Denn nie läßt sich ein solches Fantom in eine unveränderliche Form bringen. Nie läßt sich dieser Proteus von Ehre in einer bleibenden Gestalt festhalten. Man kann ihn nicht verfolgen, ohne sich alle Augenblick auf die unangenehmste Art getäuscht und angeführt zu sehen. Nichts als wahre Tugend (wie wir oben bewiesen haben) kann sich mit Hochachtung, Billigung, oder gutem Gewissen vertragen. Und wer, durch falsche Religion oder herrschende Gewohnheit verleitet, etwas als Tugend hochachten oder bewundern gelernt hat, was nicht wirklich Tugend ist, der muß entweder wegen des Widersprechenden und Ungereimten einer solchen Hochachtung, und wegen der beständigen Vergehungen, die dadurch veranlaßt werden, endlich alles Gewissen verlieren, und so im höchsten Grade elend werden; oder wenn er noch irgend etwas von Gewissen behält, so muß das doch von solcher Art seyn, daß es ihm nie Beruhigung und Vergnügen gewähren kann. Denn unmöglich kann ein grausamer Schwär-

mer

mer oder Abergläubiger, ein Verfolger, ein Mörder, ein Schläger, ein Seeräuber, oder irgend ein Bösewicht von geringerem Grade, der ein Feind der ganzen menschlichen Gesellschaft ist, und der natürlichen Neigung zuwider handelt; unmöglich kann der irgend einen wahren festen Grundsaz, einen richtigen Maaßstab haben, wonach er seine Hochachtung oder Billigung irgend einer moralischen Handlung bestimmen und einrichten könnte. Und je mehr er alsdenn auf Ehre hält, je weiter er seinen Eifer treibt, desto mehr verschlimmert er seine Natur, desto abscheulicher wird sein Charakter. Je mehr er eine an sich selbst moralisch böse und lasterhafte Handlung als groß und rühmlich liebt und bewundert, desto mehr inneren Widerspruch und Mißbilligung seiner selbst wird er erfahren. Denn da nichts gewisser ist, als „daß keiner „natürlichen Neigung widerstrebt, keiner un„natürlichen Folge geleistet werden kann, oh„ne gewissermaßen aller natürlichen Neigung „überhaupt Eintrag zu thun:“ so folgt daraus nothwendig, „daß, da die innere „Häßlichkeit durch Beförderung der unnatür„lichen Neigung größer wird; man immer „desto mehr Anlaß zu unangenehmen Selbst„betrach-

„betrachtungen haben wird, je mehr ein fal-
„sches Principium von Ehre, falsche Reli-
„gion oder Aberglaube, bey uns herrschet.“

Wer also, aus falschem Gewissen, oder verkehrtem Gefühl von Ehre, irgend einen Begriff von dieser Art hegt; oder irgend einen Charakter hochschäzt, der der moralischen Billigkeit zuwider ist; und zur Unmenschlichkeit führt, der sezt sich dadurch nur um so mehr der Geißel des wahren Gewissens, der Schaam und innern Vorwürfen aus. Auch kann keiner, der auf irgend eine vorgebliche Authorität hin eine einzige unmoralische Handlung begeht, aus irgend einem Grunde versichert seyn, daß er nicht zu einer andern Zeit noch weiter gehen, und jeder Art von Bosheit, deren bloßen Gedanken er vielleicht jezt verabscheuet, fähig seyn sollte. Und dies ist ein Vorwurf, dem die Seele bey der geringsten Verlezung des natürlichen Gewissens, bey jeder moralisch häßlichen und ungerechten Handlung, sich nothwendig machen muß; sollte sie gleich durch Beyspiele oder Vorgänger unter den Menschen, oder durch vorgeblichen Befehl höherer Wesen, dazu berechtigt zu seyn glauben.

Was nun weiter das andre Stück des Gewissens betrifft, nemlich das Bewußtseyn einer unvernünftigen oder thörichten Handlung zum Nachtheil unsrer wahren Glückseligkeit: so muß diese unangenehme Selbstbetrachtung auch da nothwendig erfolgen und Statt finden, wo ein Gefühl von moralischer Häßlichkeit, die man sich durch Verbrechen und Ungerechtigkeit zugezogen, vorhanden ist. Denn selbst da, wo kein Gefühl von moralischer Häßlichkeit, bloß als solche betrachtet, sich findet, da muß doch noch immer ein Gefühl von der Strafbarkeit derselben bey Gott und Menschen vorhanden seyn. Oder wär' es auch möglich alle Gedanken oder Besorgnisse von einem höheren Wesen auf immer zu verbannen; so bedenke man nur, daß diese Fühllosigkeit gegen das moralische Gute und Böse einen gänzlichen Mangel natürlicher Neigung vorausset, und daß dieser Mangel durch keine Verstellung verhehlt werden kann: dann wird man nicht zweifeln, daß ein Mensch von diesem unseligen Charakter einen sehr empfindlichen Verlust an der Freundschaft und dem Vertrauen andrer Menschen, und also auch an seiner eignen äußerlichen Glückseligkeit erleiden müsse. Auch kann er unmöglich

umhin,

umhin, diesen großen Nachtheil zu bemerken, so oft er, mit Verdruß und Neid wahrnimmt, wie viel mehr Freundschaft, Liebe und Achtung besseren Leuten von Jedermann erwiesen wird, und wie weit glücklicher das ihren Zustand macht. Selbst da also, wo die natürliche Neigung mangelt, muß doch unstreitig das unmoralische Verhalten, welches nothwendig aus dem Mangel dieser Neigung erfolgt, vermittelst des Gewissens dieser Art, oder des Bewußtseyns einer thörichten und unserm wahren Vortheil widersprechenden Handlung, Verdruß und Unmuth nach sich ziehen.

Aus alle dem läßt sich nun leicht der Schluß machen, wie sehr unsre Glückseligkeit von der natürlichen und guten Neigung abhange. Denn wenn die größte Glückseligkeit auf den Vergnügungen des Geistes beruhet, und die größten Geistesvergnügungen diejenigen sind, die wir beschrieben haben, und sich auf die natürlichen Neigungen gründen: so folgt daraus, „daß die natürlichen „Neigungen das vornehmste Mittel und Erfoderniß des frohen Selbstgenusses, das „größte Gut, und die höchste Glückseligkeit „des Lebens sind.“

Was

Was nun die bloß körperlichen oder sinnlichen Vergnügungen betrift, so ist es offenbar, daß sie unmöglich anders rechte Wirkung thun, unmöglich anders mit wahrer Freude genossen werden können, als vermittelst der geselligen und natürlichen Neigungen.

Gut leben heißt bey gewissen Leuten nichts anders, als gut essen und trinken. Mich dünkt aber, wir räumen, diesen ihrem Vorgeben nach, gut lebenden Leuten viel zu viel ein, wenn wir, gleich ihnen, ihre Lebensart mit dem Titel Wohlleben beehren. Als ob diejenigen wohl lebten, die sich die größte Mühe geben, so wenig als möglich, des Lebens zu genießen. Denn wenn es mit unserm Begriff von der Glückseligkeit seine Richtigkeit hat, so sind das gerade die größten Wollüste des Lebens, welche diese Leute über ihrem Wohlleben vergessen, und die sie kaum jemals Zeit gehabt haben, zu kosten.

Ein so wichtiger Theil der Wollust aber auf dem Gaumen beruhet; und so angesehen die Wissenschaft ist, die diesen Gegenstand behandelt: so möchte man doch wohl nicht ohne Grund vermuthen, daß das Gepränge von Aufwand und Eleganz, und eine gewisse Nacheiferung und Bemühung, sich, in dieser

kostbaren

kostbaren Kunst zu leben, hervorzuthun, nicht wenig zu der hohen Idee, die man davon hegt, beytrage. Denn man nehme nur die prächtige Tafel, die lustige Gesellschaft, die schimmernde Equipage, das glänzende Geschirr, und das übrige Zubehör weg; so wird, selbst für den größten Schwelger, nur ein sehr armseliges Vergnügen übrig bleiben.

Selbst der Begriff von Schwelgerey oder Debauche, (welcher einen Ausfall in alles, was sich von Vergnügen und Wollust nur denken läßt, anzeigt) hat offenbar eine Beziehung auf Gesellschaft oder gemeinschaftlichen Genuß. Man kann es eine Ueberfüllung oder eine Ausschweifung im Essen und Trinken, aber schwerlich Schwelgerey nennen, wenn die Ausschweifung von aller Gesellschaft abgesondert begangen wird. Und denjenigen, der sich selbst auf diese Art schändet, nennt man wohl oft ein Vieh, aber niemals einen Schwelger. Die Buhlerinnen, und selbst die gemeinsten Mezen, wissen sehr wohl, wie nöthig es ist, daß Jeder, den sie mit ihrer Schönheit unterhalten, sich einbilde, das Vergnügen sey gemeinschaftlich, und werde nicht weniger gegeben, als empfangen. Und fiele diese Einbildung gänzlich weg, so würde

sich

sich wohl kaum unter der gröbsten Art von Menschen Jemand finden, in dessen Augen das übrige Vergnügen viel werth wäre.

Welcher Mensch würde sich wohl für sich allein, und selbst in Gedanken von aller Gesellschaft vollkommen abgesondert, an irgend etwas herzlich und lange vergnügen können? Wem würde nicht in diesem Fall jede sinnliche Wollust bald zum Ekel werden? Wem würde nicht selbst das auserlesenste Vergnügen zur Last fallen, so lang' er nicht Mittel gefunden hätte, es mitzutheilen, und es sich durch gemeinschaftlichen Genuß, wenigstens einer einzigen Person, erst recht angenehm zu machen? Man bilde sich ein, was man wolle; man halte sich für so selbstsüchtig, als möglich, oder gebe sich noch so viel Mühe, den Vorschriften jenes engen Grundsazes, wodurch man die Natur gern auf sich selbst einzwängen möchte, zu folgen: Die Natur wird dennoch durchbrechen, und durch Unruhe, Unmuth und Angst die bösen Folgen einer solchen Gewaltthätigkeit, die Ungereimtheit eines solchen Grundsazes, und die Strafe die ein so unnatürliches, abscheuliches Bestreben sich selbst zuziehet, offenbar an den Tag legen.

Solcher-

Solchergestalt hängen also nicht nur die geistigen, sondern auch die körperlichen Vergnügungen von der natürlichen Neigung ab: so daß sie, wo diese fehlt, nicht nur ihre Kraft verlieren, sondern sich auch gewissermaßen in Unlust und Ekel verwandeln. Die Empfindungen, welche natürlicher Weise Vergnügen und Freude gewähren sollten, erzeugen vielmehr Mißvergnügen und Verdruß, Unruhe und Unbehaglichkeit. Dies sehen wir aus der beständigen Veränderlichkeit und Liebe zur Abwechselung bey allen denen, deren Vergnügungen nichts Theilnehmendes, nichts Freundschaftliches an sich haben. Gute Gesellschaft, im gemißbrauchten Verstande, scheint schon etwas Beständigeres und Anziehenderes zu haben. Die gemeinschaftliche Theilnehmung unterhält das Vergnügen länger. Eben das gilt von der Liebe. Eine gewisse Zärtlichkeit und edelmüthige, mittheilende Neigung unterhält die Leidenschaft, die sonst gleich schwinden würde. Die vollkommenste Schönheit, für sich allein, ist nicht im Stande, sie fest zu halten, oder dauerhaft zu machen. Und diejenige Liebe, die keinen andern Grund hat, als bloß dies Aeußerliche, verwandelt sich bald in Widerwillen. Sätti-

gung, beständiger Ekel, und etwas Fieberhaftes der Begierde, findet sich immer bey denen, welche das Vergnügen mit Leidenschaft verfolgen. Diejenigen genießen es am besten, welche darauf studieren, ihre Leidenschaften in Ordnung zu halten. Und dadurch werden sie bald einsehen lernen, wie durchaus unmöglich es ist, daß irgend etwas Sinnliches uns Vergnügen oder Befriedigung gewähre, wenn es nicht von etwas Freundschaftlichem oder Geselligen abhängt, nicht mit wohlwollender oder natürlicher Neigung verbunden oder verwandt ist.

Ehe wir aber diese Betrachtung der geselligen oder natürlichen Neigung beschließen, wollen wir sie noch einmal unter einen allgemeinen Gesichtspunkt bringen, und sie, eins für alle, auf die Wage legen; um zu sehen, was für ein Gleichgewicht sie in unserm Innern hervorbringt; und was daraus erfolgen muß, wenn sie mangelhaft oder zu leicht ist.

Wer auch noch so wenig von der Natur und Beschaffenheit unsers Körpers versteht, der weiß doch, daß er ohne Bewegung, Thätigkeit und Beschäfftigung ermattet, und sich selbst zur Last wird. Seine Nahrung wird

ihm

ihm zum Uebel und zur Beschwerde; die Lebensgeister, weil sie äußerlich keine Beschäfftigung finden, greifen die inneren Theile an; die Natur zerstört sich gleichsam selbst. Eben so mit der Seele. Fehlt es ihr an ihrer angemessenen und natürlichen Uebung und Beschäfftigung, so ist sie träge, übel aufgeräumt, und sich selbst zur Last. Ihre Gedanken und Leidenschaften, da sie widernatürlich von ihren gehörigen Gegenständen abgezogen werden, richten sich gegen sich selbst, und erzeugen nichts als Unmuth und üble Laune.

Bey den Thieren, die keiner Vernunft und Ueberlegung, wenigstens nicht auf die Art wie Menschen, fähig sind, hat es die Natur so geordnet, daß die tägliche Aufsuchung ihres Unterhalts, und der emsige Fleiß, womit sie ihre eigne Erhaltung, oder die Angelegenheiten ihrer Gattung besorgen, fast ihre ganze Zeit einnimmt; und sie finden immer hinlängliche Beschäfftigung für ihre Leidenschaft, in dem Grade, der ihrer Reizbarkeit angemessen, und für ihre Leibesbeschaffenheit nöthig ist. Nimmt man nun ein solches Geschöpf aus seinem natürlichen arbeitsamen Zustande heraus, und sezt es mitten in einen solchen Ueberfluß, der seinen Begierden und

Bedürf-

Bedürfnissen mehr, als nöthig, Genüge thun kann; so wird man bemerken, daß mit der wollüstigen Gemächlichkeit seines Zustandes auch zugleich seine Neigungen und Leidenschaften ausschweifender werden. Sobald es den Genuß der Güter des Lebens wohlfeiler und leichter haben kann, als die Natur sie ihm bestimmt hatte, so muß es, vermöge seiner Natur auf andre Art theuer dafür bezahlen; denn es verliert seine natürliche gute Beschaffenheit, die eigenthümliche Regelmäßigkeit seiner Gattung oder Art.

Dies bedarf nicht erst durch besondere Beyspiele bewiesen werden. Wer in der Naturhistorie nicht ganz ein Fremdling ist oder die verschiednen Gattungen der Geschöpfe, ihre Art zu leben und sich fortzupflanzen, nur einigermaßen beobachtet hat, wird diesen Unterschied der natürlichen Beschaffenheit zwischen wilden und zahmen Thieren von einerley Gattung leicht einsehen. Die leztern nehmen neue Fertigkeiten an, und arten von ihrer ursprünglichen Natur aus. Sie verlieren so gar den gemeinen Instinkt, und Mutterwiz ihrer Art; können auch nie wieder dazu gelangen so lange sie in diesem gemästeten Zustande bleiben: kommen sie aber wieder

ins

ins Freye, so nehmen sie auch den natürlichen Trieb und Scharfsinn ihres Geschlechts wieder an. Sie lernen, sich genauer zusammenhalten, und sorgen zärtlicher für ihre Brut. Sie sammlen auf den Winter ein, und machen sich jeden Vortheil zu Nuze, den die Natur ihnen gegeben hat, ihr Geschlecht zu erhalten, und gegen Feinde zu schüzen. Sobald sie also ihre gehörige Beschäfftigung wieder bekommen, werden sie wieder regelmäßig und gut. Ihre Ausgelassenheit und Unart verschwindet mit ihrem Müssiggange und ihrer Bequemlichkeit.

Unter den Menschen ist es einmal so, daß Einige durch Noth zur Arbeit gezwungen sind, unterdeß Andre durch Mühe und Arbeit der Geringeren mit reichem Ueberfluß aller Dinge versorgt werden. Wenn nun diese Vornehmern bey ihrem gemächlicheren Leben, bey dem Mangel gemeiner Arbeit und Handthierung, nicht sonst eine schickliche und angemessene, für die Gesellschaft nüzliche Beschäftigung haben, als Wissenschaften und Künste, Staatsgeschäfte, Hauswirthschaft, und dergleichen; wenn sie statt dessen alle schuldige Arbeitsamkeit und Beschäfftigung bey Seite sezen, und in einem ununterbrochenem

Müßig-

Müßiggange, in Trägheit und Unthätigkeit leben: so muß das nothwendig einen höchst verdorbenen und verkehrten Zustand hervorbringen; es muß eine gänzliche Zerrüttung der Leidenschaften nach sich ziehen, und in die seltsamsten Unordnungen ausbrechen, die sich nur denken lassen.

Wir sehen die ungeheuren Früchte der Ueppigkeit in Hauptstädten, welche lange der Siz des Reichthums und der Macht gewesen sind. Wir sehen, wie weit jede Art von Laster da getrieben wird, wo eine Menge von Menschen in trägem Ueberfluß und üppiger Gemächlichkeit beysammen leben. Ganz anders verhält sichs mit denen, die eine angemessene nüzliche Beschäfftigung treiben, und von Jugend auf dazu gewöhnt sind. Dies sehen wir an den abgehärteten, von der großen Welt entfernten Landleuten, an den Bewohnern kleiner Städte, und an der arbeitsamen Klasse des gemeinen Volks; wo man selten Beyspiele jener Unregelmäßigkeit und Zerrüttung der Neigungen und Leidenschaften findet, die an Höfen und Pallästen und in den reichen Stiftungen gemächlicher und gemästeter Priester so gewöhnlich sind.

Wenn

Wenn nun das, was wir von der innern Beschaffenheit behauptet haben, wahr und richtig; wenn es gewiß ist, daß die Natur, sowohl in den Neigungen und Leidenschaften, als in den Gliedern und Organen, die sie bildet, nach einer genauen Ordnung und Regelmäßigkeit wirkt; wenn wir ferner sehen, daß sie dieses Innere offenbar so eingerichtet hat, daß nichts ihm so wesentlich ist als Uebung; und keine Uebung so wesentlich, als der geselligen oder natürlichen Neigung: so folgt, daß da, wo diese unterdrückt oder geschwächet wird, das Innere nothwendig leiden und verdorben werden muß. Man studiere immerhin die Trägheit, Gleichgültigkeit, oder Fühllosigkeit, als eine Kunst, oder suche sie mit der äußersten Sorgfalt in Ausübung zu bringen; die eingezwängten Leidenschaften werden mit Gewalt ihre Fesseln zerbrechen, sich auf eine oder andre Art in Freyheit sezen, und Beschäfftigung genug finden. Sie werden gewiß nicht ermangeln, sich ungewöhnliche und unnatürliche Uebung zu verschaffen, wenn ihnen die natürliche und gute versagt wird. Und so werden, anstatt der regelmäßigen und natürlichen Neigungen, neue und un-

natür-

natürliche entstehen, und alle innere Ordnung und Oekonomie zerrütten.

Derjenige müßte einen sehr unvollkommnen Begriff von der Ordnung der Natur in der Bildung und Einrichtung lebendiger Geschöpfe haben, welcher sich einbilden könnte, ein so großes Principium, ein so wesentlicher Theil, als die natürliche Neigung ist, könne verloren gehen oder verdorben werden, ohne gänzliche Zerrüttung oder Zerstörung der Gemüthsart und der innern Struktur des Geistes.

Wer von dieser moralischen Art von Architektur nur einige Kenntniß hat, der wird das innere Gebäude so sorgfältig aufgeführt, und alle Theile des Ganzen so genau und künstlich zusammengefügt finden, daß eine einzige Leidenschaft, wenn sie nur ein wenig zu weit ausgedehnt wird, oder zu lange in diesem Zustande bleibt, unvermeidlichen Umsturz und unersezliches Verderben nach sich ziehen kann. Er wird dies bey gewöhnlicher Verrückung und Raserey durch die Erfahrung bestätigt finden; da nemlich die Seele, wenn sie lange bey einem einzigen, entweder angenehmen oder widerwärtigen Gegenstande zu

lange

lange verweilt, endlich unter dem Gewicht desselben erliegt, und also die Nothwendigkeit eines gehörigen Gleichgewichts und Ebenmaßes der Neigungen beweiset. Er wird finden, daß es bey jedem verschiednen Geschöpf, bey jeder besondern Gattung, auch eine verschiedne Ordnung und Verbindung der Leidenschaften giebt, die der verschiednen Lebensart, den verschiednen Verrichtungen und Fähigkeiten, die jedem angewiesen sind, gemäß ist. Wie die Handlungen und Wirkungen, so sind auch die Triebfedern und Quellen in jedem System verschieden. Die innere Einrichtung ist immer dem äußeren Verhalten angemessen. Wo also Fertigkeiten oder Neigungen verrückt, verkehrt angebracht, oder verwechselt sind; wo diejenigen, die der einen Gattung eigenthümlich sind, mit denen, die einer andern zukommen, vermischt werden, da muß sich nothwendig innere Zerrüttung und Unordnung finden.

Dies Alles werden wir leicht wahrnehmen, wenn wir die vollkommneren mit den unvollkommneren Naturen vergleichen, mit solchen zum Beyspiel, die von ihrer Geburt an unvollkommen sind, weil sie bey ihrer ersten Bildung im Mutterleibe eine gewaltsame

Zerrüt-

Zerrüttung erlitten haben. Wir wissen, wie sichs mit Mißgeburten verhält, die aus verschiednen Gattungen oder Geschlechtern zusammengesezt sind. Nicht weniger sind diejenigen Geschöpfe Mißgeburten, bey denen ein innerer Theil verunstaltet oder verzerrt ist. Ein Thier ist schon unnatürlich und eine Art von Mißgeburt in unsern Augen, wenn es seinen eigenthümlichen Instinkt verliert, seine Gattung verläßt, seine Brut vernachlässigt, die Kräfte und Fähigkeiten, welche die Natur ihm verliehen, verkehrt anwendet. Welch eine elende Mißgeburt muß also nicht, vor allen andern Geschöpfen der Mensch seyn, wenn er den Sinn, das Gefühl verliert, welches ihm als Menschen eigenthümlich, seinem Charakter und Wesen angemessen ist! Welch ein Unglück muß es für ein Geschöpf seyn, das mehr als jedes andre von der Gesellschaft abhängt, wenn es jene natürliche Neigung verliert, wodurch es angetrieben wird, das Wohl seiner Gattung oder Gemeinschaft zu befördern! Gewiß, die Natur hat den Menschen so viel von dieser Neigung zugetheilt, daß er, vor allen andern Geschöpfen, offenbar am wenigsten eines einsamen Lebens fähig ist. Auch ist wohl nichts in der Welt

einleuchtender, als daß jeder Mensch so viel von geselliger Neigung besizt, daß er nicht umhin kann, den Umgang und die Freundschaft seiner Nebenmenschen zu suchen. Hier hängt er einer Leidenschaft nach, oder lößt einer Begierde den Zügel, die er fast unmöglich durch Zwang oder innern Kampf zurückhalten kann; wenigstens nicht, ohne sich in Schwermuth und Melancholie zu stürzen. Denn jeder ungesellige Mensch, der allen Umgang, alle Gemeinschaft mit der Welt scheuet, muß nothwendig mürrisch und bösartig werden. Wer aber gezwungener Weise oder durch Zufall von der Welt abgeschnitten wird, verspürt bald in seiner Gemüthsart die üblen Wirkungen eines solchen Zwanges. Wird die natürliche Neigung unterdrückt, so erzeugt sie Unmuth und Mißvergnügen; gewährt hingegen eine erquickende und belebende Freude, wenn sie Raum und Freyheit hat zu wirken. Wer fühlt dies nicht, wenn er nach langer Einsamkeit oder Abwesenheit einem Busenfreunde sein Herz öffnen, seine geheimsten Gedanken und Empfindungen vor ihm ausgiessen kann?

Noch merkwürdigere Beweise dieser Wahrheit finden wir bey Menschen in den höchsten

Würden,

Würden, selbst bey Fürsten, Monarchen, und dergleichen, die durch ihren Stand über den gewöhnlichen menschlichen Umgang erhaben zu seyn scheinen, und einen gewissen entfernten Abstand von dem übrigen Menschengeschlecht affektiren. Doch ist ihr Verhalten nicht gegen alle Menschen so. Freylich werden die Weiseren und Besseren gemeiniglich, als unfähig zu ihrem Umgange, zu ihrer geheimsten Vertraulichkeit, entfernt gehalten. Allein, diesen Abgang zu ersezen, zieht man andre an sich, die zwar vielleicht nichts weniger als Verdienste haben, ja wohl gar die nichtswürdigsten und verächtlichsten Geschöpfe sind, aber gleichwohl hinreichen, den Absichten einer eingebildeten Freundschaft Genüge zu thun, und förmliche Günstlinge werden können. Dies sind dann die Gegenstände der Menschlichkeit bey den Großen. Für diese fühlen sie oft Unruhe und Bekümmerniß; diesen schenken sie gern ihr Vertrauen; diese lassen sie mit Vergnügen an ihrer Macht und Größe theilnehmen; gegen diese sind sie offen, ungezwungen, freygebig, zutraulich, wohlwollend; und zwar so, daß sie in der Handlung selbst Vergnügen finden, und keine weitere eigennüzige Absichten und Zwecke dadurch

zu

zu erreichen suchen; da vielmehr ihr politisches Interesse oft ganz das Gegentheil fodert. Wo aber weder Menschenliebe, noch diese Leidenschaft für Günstlinge statt findet, da wird sich auch allemal die Tyrannische Gemüthsart, in ihren wahren Farben, in ihrer lebendigen Gestalt zeigen, mit aller der Bitterkeit, der Grausamkeit, dem tückischen Mißtrauen, welche dem einsamen und finstern Zustande unmittheilender, unfreundschaftlicher Größe eigenthümlich sind. Es wäre überflüssig, diese Bemerkung mit besondern Beyspielen aus der Geschichte oder unserer Zeit zu beweisen.

Aus allem diesem erhellet nun die große Gewalt der natürlichen Neigung: wir sehen, wie tief sie unsrer Natur eingepflanzt, wie innig sie mit unsern andern Leidenschaften verflochten ist; wie wesentlich sie zu der regelmäßigen Regung und Ausübung unsrer Neigungen erfodert wird, wovon unsre Glückseligkeit und Zufriedenheit so unmittelbar abhängt.

Und so haben wir denn bewiesen, „daß, „so wie, auf der einen Seite, die natürli„chen Neigungen das Haupterforderniß und „einzige wahre Mittel zum frohen Selbstge-

„nuß

„nuß sind; so, auf der andern Seite, der „Mangel derselben uns unfehlbar elend „macht.“

Zweyter Abschnitt.

Wir haben jezt ferner zu beweisen, „daß „die Privatneigungen, wenn sie zu stark und „mächtig sind, ein Geschöpf unglücklich ma„chen.“

Zu diesem Ende müssen wir, der Ordnung wegen, hier erst diejenigen Neigungen, die sich auf das Selbstinteresse oder die Privatoekonomie des Geschöpfs beziehen, besonders durchgehen. Diese sind: Liebe zum Leben; — Empfindlichkeit gegen Beleidigungen; — Vergnügen, oder Begierde nach Nahrung und Befriedigung des Zeugungstriebes; — Eigennuz, oder Verlangen nach denjenigen Gütern, wodurch wir uns vor Mangel sichern und unser Leben erhalten; — Nacheiferung, oder Ruhm- und Ehrbegierde; Trägheit, oder Liebe zur Gemächlichkeit und Ruhe. — Dies sind die Neigungen, die sich auf das Privatsystem beziehen, und dasjenige ausmachen, was wir Eigennüzigkeit, oder Selbstliebe nennen.

Sind nun diese Neigungen gemäßigt, werden sie in gewissen Schranken gehalten, so sind sie weder dem gesellschaftlichen Leben nachtheilig, noch der Tugend hinderlich. Steigen sie aber auf einen hohen Grad, so werden sie Feigheit, — Rachsucht, — Schwelgerey und Geilheit, — Geiz, — Eitelkeit und Ehrsucht, — Faulheit; — und dann sind sie offenbar, in Rücksicht auf die menschliche Gesellschaft, lasterhaft und böse. Wie sehr sie aber auch in Rücksicht auf den Menschen für sich betrachtet böse sind, und ihm selbst sowohl, als der Gesellschaft zum Nachtheil gereichen, das wird sich am besten zeigen, wenn wir jede besonders untersuchen.

Wär' es möglich, daß eine von diesen Privatneigungen, in Absicht auf das Wohl und die Glückseligkeit des Geschöpfs, der natürlichen Neigung den Preis streitig machen könnte und ihr vorgezogen werden dürfte; so hätte gewiß keine dazu ein besseres Recht, als die Begierde und Liebe zum Leben. Dennoch werden wir vielleicht finden, daß keine Leidenschaft, wenn man ihr zu viel einräumt, mehr Unordnung und Elend veranlasse, als eben diese.

Nichts ist gewisser und allgemeiner eingestanden, als „daß das Leben selbst zuweilen „ein Unglück seyn kann.“ Ein Geschöpf, das in diesem höchsten Grade elend ist, mit Gewalt länger am Leben erhalten wollen, wird für die größte Grausamkeit gehalten. Und wenn gleich die Religion verbietet, sich selbst von einem solchen Leben zu befreyen; so ist doch nichts willkommner als der Tod, wenn er sich, durch irgend einen glücklichen Zufall, von selbst einfindet. Dieserwegen sind oft die nächsten Freunde und Angehörigen äußerst froh über die Erlösung einer ihnen sehr theuren Person; sollte diese auch selbst schwach genug seyn, den Tod zu scheuen, und sich alle mögliche Mühe geben, ihren so wenig wünschenswerthen Zustand aufs äußerste zu verlängern.

Da also das Leben oft ein Unglück für uns werden kann; da es natürlicher Weise schon bloß durch die Schwachheiten eines hohen Alters zum Unglück wird; da ferner nichts gewöhnlicher ist, als daß man das Leben so übermäßig hochschäzt, es um einen so theuren Preis erkauft, als es nach aller Vernunft immer werth seyn kann: so folgt offenbar, daß die Leidenschaft selbst — nemlich die Liebe

zum

zum Leben und der Abscheu vor dem Tode — so bald sie einen gewissen Grad übersteigt, und alle übrigen Neigungen überwiegt, ein Geschöpf geradeswegs gegen sein eignes Interesse leiten, es zu seinem eignen größten Feinde machen, und es zwingen müsse, als ein solcher zu handeln.

Gesezt aber es wäre gut und nüzlich für ein Geschöpf, durch alle mögliche Mittel, es sey in welchen Umständen, und um welchen Preis es wolle, sein Leben zu erhalten; so würd' es doch immer noch seinem Interesse zuwider seyn, diese Leidenschaft in einem hohen Grade zu besizen. Denn eben hierdurch würde sie sich selbst nur im Wege stehen, und ihre eigne Absicht vereiteln. Mancherley Beyspiele ließen sich hiervon anführen, wenns nöthig wäre. Denn was ist bekannter, als daß eine übermäßige Furcht uns immer eher in Gefahr stürzt, als sichere? Unmöglich kann ein Mensch, selbst zu seiner eignen Vertheidigung, mit Bedacht und Gegenwart des Geistes handeln, wenn eine solche Leidenschaft ihm sehr heftig zusezt. Bey allen außerordentlichen Vorfällen rettet uns nichts, als Muth und Entschlossenheit; da hingegen Feigheit uns die Mittel der Rettung benimmt,

uns nicht allein zur Vertheidigung unfähig macht, sondern uns sogar an den Rand des Verderbens hinreißt, und uns in den Abgrund hineinstürzt, den wir sonst leicht vermieden haben würden.

Wären aber auch die Folgen dieser Leidenschaft nicht so schädlich, als wir sie vorgestellt haben; so ist doch immer unleugbar, daß sie an sich selbst nicht anders als elend seyn kann; wofern es anders Elend ist, Zaghaftigkeit zu fühlen, und von den Gespenstern und Schreckbildern gequält zu werden, die denjenigen, der nichts ärger fürchtet, als den Tod, immer verfolgen. Denn nicht bloß verwirret und peiniget uns diese Art von Furcht, wenn die Gefahr schon wirklich über unserm Haupte schwebt; sondern so bald sie nur im geringsten die Oberhand gewinnt, verschont sie uns nie, selbst nicht in der sichersten, stillesten Stunde der Einsamkeit und Ruhe. Jeder Gegenstand erweckt Gedanken, die sie zu gebrauchen weiß. Sie ist geschäfftig, wenn Andre es am wenigsten bemerken; sie schleicht sich zu allen Zeiten in die fröhlichsten Scenen des Lebens ein, und verbittert, und vergiftet also jedes Vergnügen, jede Freude. Man kann sicher behaupten, daß manches Leben, wenn

man

man es recht in der Nähe und im Innern betrachten könnte, bloß wegen dieser Leidenschaft im höchsten Grade elend erscheinen würde, sollte sich auch sonst alles vereinigen, was ein Leben glücklich machen kann. Fügen wir nun noch das niederträchtige, kriechende Betragen hinzu, welches durch eine so heftige Liebe zum Leben veranlaßt wird, bedenken wir, wie wir dadurch zu Handlungen, die wir nie ohne Mißfallen ansehen können, verleitet, und nach und nach von unserer natürlichen Bahn immer weiter abgezogen, immer tiefer in krumme Wege und Irrgänge verwickelt werden: so ist wohl keiner so unredlich, daß er nicht gestehen sollte, in solchem Falle sey das Leben ein sehr armseliger Gewinnst, ein sehr sklavisches, freudenleeres Ding. Denn wie kann dies anders seyn, da alles, was edel und rühmlich ist, selbst der wahre Genuß, die höchste Glückseligkeit, das erste Gut des Lebens, um des Lebens willen hintangesezt und aufgeopfert wird?

Es scheint also ausgemacht, „daß diese „Begierde oder Liebe zum Leben, wenn sie zu „stark ist, oder einen mäßigen Grad übersteigt, dem Interesse eines Geschöpfs zuwider ist, und seine Glückseligkeit zerstört.“

Es

Es giebt eine andre Leidenschaft, die von der Furcht sehr verschieden, aber ebenfalls, wenn sie einen gewissen Grad nicht übersteigt, zu unsrer Erhaltung und Sicherheit sehr zuträglich ist. Denn wie jene uns antreibt, Gefahr zu scheuen, so stärkt uns diese gegen dieselbe, und reizt uns, Beleidigungen abzutreiben, und Gewaltthätigkeiten zu widerstehen. Es ist freylich wahr, nach der strengsten Tugend, und der genauesten Regelmäßigkeit der Neigungen bey einem Weisen und Tugendhaften, sind solche Gemüthsbewegungen nicht so stark, daß man sie eigentlich Leidenschaften nennen könnte. Ein tapferer kann behutsam seyn, ohne eigentliche Furcht; und ein Gleichmüthiger kann Widerstand thun oder strafen, ohne Zorn. Allein in gewöhnlichen Charakteren kann einiger Zusaz von eigentlichen Leidenschaften nicht vermieden werden; die aber denn im Ganzen einander mäßigen und das Gleichgewicht halten können. Und so wird der Zorn gewissermaßen nothwendig. Durch diese Leidenschaft wird ein Geschöpf, wenn es Gewaltthätigkeit gegen ein andres verüben will, abgeschreckt, indem es sieht, was für eine Gemüthsbewegung dadurch bey dem andern erregt wird, und aus

dem natürlichen äußeren Zeichen dieser aufsteigenden Leidenschaft abnimmt, daß es, wenn es die Beleidigung weiter triebe, nicht leicht ungestraft davon kommen würde. Diese Leidenschaft reizt ferner ein Geschöpf, nach wirklich verübter Gewalt und Feindseligkeit, zum Widerstande, und spornt es an, seinem Feinde gleiches mit gleichem zu vergelten. Denn je höher Wuth und Verzweiflung steigen, desto furchtbarer wird ein Geschöpf; und wird es aufs Aeußerste getrieben, so fühlt es eine Stärke und Kühnheit, die ihm vorher ganz fremd war, und deren es ohne diese gewaltige Reizung nie fähig gewesen wäre. Ungeachtet also diese Neigung wirklich den Nachtheil, oder die Bestrafung eines Andern unmittelbar zur Absicht hat, so gehört sie doch offenbar zu denen, die auf den Vortheil und das Wohl des Privatsystems, des Geschöpfes selbst, abzwecken; und trägt noch überdem, in andern Absichten, auch zu dem Wohl und Interesse der ganzen Gattung bey. Gleichwohl wird es schwerlich nöthig seyn, zu zeigen, wie höchst schädlich und selbstverderblich der Zorn sey, wenn er das ist, was wir gewöhnlich unter diesem Worte verstehen: wenn er eine Leidenschaft ist, die entweder in dem Augen-

genblick der Beleidigung mit unbesonnener Hize und Gewaltthätigkeit ausbricht, oder sich tief einprägt, und eingewurzelte Rachgier und unersättliche Verfolgungssucht erzeuget. Kein Wunder, daß so vieles aus bloßer Rache und auf Antrieb eingewurzelter Erbitterung geschieht, da das Vergnügen, welches man in Befriedigung dieser Leidenschaft genießt, nichts anders ist, als Besänftigung der allerpeinlichsten Marter, und Erleichterung des schwersten, drückendsten Elendgefühls. Da die Schmerzen dieser Art, durch die Befriedigung der Begierde nach des Andern Unglück, auf eine Zeitlang gehoben oder gelindert werden, so lassen sie allerdings den Genuß einer süßen Ruhe, und einen Ausguß angenehmer, schmeichelnder Empfindungen zurück. Doch ist dies, die Wahrheit zu sagen, nicht mehr werth, als die Folter selbst. Denn, wer je die Folter ausgehalten hat, der wird sagen können, wie ihm bey einem plözlichen Nachlassen derselben zu Muthe gewesen. Daher kommen jene verkehrten Freuden einer mürrischen, boshaften, giftigen Gemüthsart, wenn sie sich nach Herzenslust auslassen kann. Denn diese ist nichts anders, als beständige Befriedigung eines beständig erneuerten Zorns.

Bey

Bey andern Gemüthsarten entsteht diese Leidenschaft nicht so plözlich, und nicht über jede Kleinigkeit; läßt sich aber auch so leicht nicht wieder besänftigen, wenn sie einmal rege gemacht worden. Ist die schlafende Furie, Rachsucht, einmal erwacht, und auf dem höchsten Gipfel gestiegen, so ruhet sie nicht eher, bis sie ihren Zweck erreicht hat; und hat sie den, so ist sie still und zufrieden, und macht uns die darauf erfolgende Erleichterung und Ruhe desto süßer, je länger und bitterer die vorhergehende Angst und Marter uns gequält hatte. Gewiß, wenn bey Verliebten, und in der Sprache der Galanterie, die Befriedigung heißer Liebe, eine Linderung der Qual heißt; so kann die Befriedigung in unserm Falle mit noch größerem Recht so heißen. Denn so süß und theuer den Liebhabern jene Qual ist, so wenig von Annehmlichkeit läßt sich bey dieser leztern denken: man kann sie unmöglich für etwas anders, als vollkommenstes Elend, ein marterndes und höchst widerliches Gefühl halten, ohne den geringsten Zusaz von angenehmer Empfindung.

Es ist wohl nicht nöthig, der bösen Wirkungen dieser Leidenschaft auf unsre Seele und unsern Körper, auf unsern Privatzustand und

alle

alle Verhältnisse unsers Lebens, zu erwähnen. Wir möchten durch Anführung aller dieser besonderen Stücke unsern Lesern nur Langeweile machen. Sie gehören zu den moralischen Materien, die gemeiniglich mit der Religion verknüpft, und an öffentlichen Orten so rhetorisch abgehandelt, so nachdrücklich eingeschärft und so fleißig wiederholt werden, daß die Welt ihrer leicht satt haben muß. Was wir gesagt haben, wird hoffentlich zur Genüge beweisen, „daß es in der That ein großes Un„glück sey, einer solchen Leidenschaft, wie „diese, unterworfen zu seyn;“ und, „daß „die Fertigkeit selbst eine der schlimmsten „Krankheiten sey, die sich ohne Elend nicht „denken läßt.“

Wir kommen jezt zu den sinnlichen Lüsten, welche die Welt im vorzüglichen Sinne mit dem Namen Vergnügen beehrt. Wär' es wahr (wir haben vorhin das Gegentheil bewiesen) daß es keine höhere Vergnügungen gäbe, als die der Sinne; wär' es ferner wahr, daß diese Vergnügungen der Sinne in gewissen äußerlichen Dingen lägen, welche uns allemal, nach Verhältniß ihres Grades und ihrer Beschaffenheit, ein gewisses Maaß von Freudegenuß gewährten: so würde daraus

folgen,

folgen, daß es der sichere Weg zur Glückseligkeit sey, sich mit einem reichen Vorrath dieser Dinge zu versehen, mit denen Glückseligkeit und Vergnügen so ungertrennlich verknüpft seyn soll. Allein, wir mögen den Begriff des Wohllebens so sehr nach der Mode bequemen, als wir immer wollen, so werden wir doch schwerlich unsre innern Fähigkeiten dazu gemacht finden, mit diesen äußerlichen Befriedigungsmitteln eines üppigen Wohlstandes gleichen Schritt zu halten. Und stimmt die natürliche Anlage von innen nicht ein; so wird es vergebens seyn, diese Dinge von außen noch so sehr zu vervielfältigen, noch so reichlich bey der Hand zu haben.

Man findet bey denen, die sich durch Uebermaaß einen beständigen Ekel zugezogen haben, daß sie dem ungeachtet eine eben so beständige Eßlust besizen. Ein solcher Appetit aber ist eben so falsch und unnatürlich, als der Durst der aus einem Fieber oder aus gewohnter Schwelgerey entspringt. Nun hat aber die einfache Befriedigung des natürlichen Appetits einen unendlichen Vorzug vor allem Kizel der feinsten und künstlichsten Schwelgerey. Dies erfahren zuweilen die Schwelger selbst. Leute, die in Ueppigkeit

erzo-

erzogen, und nie gewöhnt worden, den Appetit abzuwarten, sondern ihm immer zuvorzukommen, haben oft, wenn sie entweder durch Veränderung ihrer Umstände eine neue Lebensart anfangen müssen, oder nur auf kurze Zeit, als auf einer Reise, oder auf der Jagd, zufälliger Weiße die Süßigkeiten einer simpeln, durch Enthaltung und Arbeit gewürzten Kost, geschmeckt haben, offenherzig gestanden, daß sie erst dann die höchste Befriedigung und Wollust genossen, die je eine Tafel gewähren könne.

Auf der andern Seite hat man eben so oft bemerkt, daß Leute, die an ein thätiges Leben, eine gesunde Arbeitsamkeit, und dabey an eine einfache, natürliche Kost gewöhnt waren, bey nachmaliger Verbesserung ihrer Umstände, ihren Verlust beklagt, und die Vergnügungen der allerfeinsten Ueppigkeit, in Vergleichung der Annehmlichkeiten ihres vorigen Zustandes, sehr gering geschäzt haben. Offenbar muß die Feinheit und Schärfe der Empfindungen verloren gehen, wenn man unaufhörlich der Natur zusezt, den Appetit erzwinget, und die Sinnen gewaltsam reizt. Und wenn gleich Laster und Gewohnheit uns treibt, die nemlichen Gegenstände unsers Appetits

petits täglich mit größerer Begierde zu verlangen, so werden wir doch täglich weniger Befriedigung darinn finden. Ist gleich die Ungeduld bey Entbehrung derselben größer; so ist doch das Vergnügen des Genusses in der That geringer. Das Unschmackhafte, der Ekel, der sich unaufhörlich einfindet, ist eine der aller unangenehmsten und widrigsten Empfindungen. Kaum kann man etwas kosten, ohne dieses Widerliche eines verekelten Geschmacks und verdorbenen Appetits zu erfahren. Anstatt also, daß ein solcher Zustand uns ein beständiges ununterbrochenes Vergnügen gewähren sollte, ist er vielmehr eine wahre Krankheit, eine Verderbniß des Vergnügens, eine Zerstörung jeder natürlichen und angenehmen Empfindung. So wenig ist es wahr, „daß man in einem solchen Zu„stande von beständiger Schwelgerey des Le„bens am besten genieße, oder am meisten „froh werde.“

Wie verderblich die Folgen einer solchen Lebensart sind, für den Körper, durch mancherley Krankheiten, und für die Seele, durch Erniedrigung und Dummheit, das bedarf hier keiner Ausführung.

Die

Die Folgen derselben in Absicht auf unser Privatinteresse, sind gleichfalls offenbar. Da ein solcher Zustand von ohnmächtiger und doch unbeschränkter Begierde unsre Bedürfnisse vermehrt, so muß er auch unsre Abhängigkeit von Andern vergrößern. Wir mögen noch so gutes Auskommen haben, noch so sehr im Ueberfluß leben, doch werden wir nicht leicht alle unsre Bedürfnisse befriedigen können. Mittel und Wege müssen also ausfindig gemacht werden, dasjenige herbey zu schaffen, was eine so gebietrische Sinnlichkeit von uns fodert; sie wird uns zwingen, unsre Ehre dem Vermögen aufzuopfern, und uns zu allen Ungerechtigkeiten und Ausschweifungen fortreißen. Aber erst dann ist es recht auffallend, wie feindselig wir durch dergleichen Ausschweifung und Unenthaltsamkeit gegen uns selbst handeln, wenn wir aus Unvermögen, unsre unbändige Sinnlichkeit zu beherrschen, Dinge thun, von denen wir selbst gestehen, daß sie uns zum Verderben gereichen. Doch, alles dies ist von selbst einleuchtend; und es bedurfte bey weitem nicht so viel, um daraus den Schluß zu ziehen: „daß Schwelgerey und Sinnlichkeit unserm Privatinte-

„resse

„resse und dem wahren Genuß des Lebens zu-
„wider sind.“

Es giebt eine andre Art von sinnlicher Lust, welche vor jener einen großen Vorzug hat, und, eigentlich zu reden, kaum eine Privatleidenschaft heißen kann, da der Vortheil und die Erhaltung der ganzen Gattung ihr einziger Endzweck ist. Allein, da alle andre geselligen Neigungen bloß ein geistiges Vergnügen bey sich führen, und sich allein auf Liebe und Wohlwollen gründen; so findet sich bey dieser noch etwas mehr, ein ausnehmend hohes Vergnügen der Sinne. So sehr hat die Natur für die Erhaltung der verschiednen Gattungen von Geschöpfen gesorgt, daß sie durch ein gewisses Bedürfniß, eine Art von unwiderstehlichem Drang der Natur getrieben werden, ihr Geschlecht fortzupflanzen. Es kömmt nun darauf an, ob es für ein Geschöpf gut und vortheilhaft ist, dieses Bedürfniß in einem höheren als natürlichen und gewöhnlichen Grade zu fühlen.

Wir haben bereits so umständlich von der natürlichen und unnatürlichen Neigung gehandelt, daß wir nicht nöthig haben, hier viel davon zu sagen. Räumt man ein, daß alle übrigen Vergnügungen ein gewisses Maaß

der Begierde halten müssen, welches ohne Nachtheil des Geschöpfs, ja seiner Fähigkeit das Vergnügen zu genießen selbst, nicht überschritten werden kann; so wird man auch schwerlich glauben können, daß diese Begierde der sinnlichen Liebe keine gewisse Gränzen oder gehörige Schranken haben sollte. Es giebt andre Arten heftiger Empfindungen, die in einem gewissen Grade sehr reizend und angenehm sind; so bald sie aber höher steigen, widrig und unerträglich werden. Ein durch Kützeln erregtes Gelächter wird endlich äußerst schmerzhaft; wiewohl es noch immer die Züge von Lust und Vergnügen beybehält. Und wenn es gleich Leute giebt, die in der besondern Art des Juckens, welches mit einer gewissen Krankheit verknüpft ist, ein ausnehmendes Vergnügen finden; so werden doch Leute von feinerem Geschmack, selbst diejenigen, die das Vergnügen zu ihrer Wissenschaft und zu ihrem höchsten Gute machen, schwerlich eben so vortheilhaft davon urtheilen.

Giebt es also in jeder Empfindung von bloßem Vergnügen einen gewissen Grad der Lebhaftigkeit, den wir nicht übersteigen dürfen, ohne uns der Raserey zu nähern; ist es wirklich nothwendig, irgendwo stehen zu blei-

ben, und der Leidenschaft irgend ein Ziel zu sezen: wonach sollen wir dies Maaß und Ziel bestimmen, als nach der Natur, der einzigen Regel und Richtschnur der Dinge? Was hier aber Natur sey, können wir erfahren, wenn wir auf den natürlichen Zustand der Geschöpfe, und des Menschen selbst, wenn er nicht durch verkehrte Erziehung verdorben ist, Acht haben.

Wer das Glück gehabt hat, daß er der Natur gemäß erzogen, an Arbeitsamkeit und Mäßigkeit gewöhnt, und vor aller Unmäßigkeit und Ausschweifung verwahrt worden, der hat immer die Begierden und Neigungen dieser Art in seiner Gewalt. Darum aber denke man nicht, daß sie ihm weniger Vergnügen von jeder Art gewähren. Im Gegentheil muß dies Vergnügen bey ihm desto größer seyn, da sie gesund, ungeschwächt, durch Ausschweifung und Mißbrauch nicht verdorben sind. Könnte man also die Empfindung des Tugendhaften, der ein natürliches und regelmäßiges Leben führt, mit der Empfindung des Lasterhaften, welcher lüderlich und ungebunden lebt, in diesem Fall aus der Erfahrung vergleichen; so ist gar kein Zweifel, das Urtheil würde, auch ohne Rücksicht auf die Folgen, bloß in Betracht des Vergnügens der

Empfin-

Empfindung selbst, sehr zum Vortheil des Ersteren ausfallen.

Die Folgen dieses Lasters in Ansehung der Gesundheit, Stärke und Munterkeit des Körpers anzuführen, wäre überflüssig. Der Schaden, den die Seele dadurch leidet, wiewohl man ihn weniger bemerkt, ist noch gröſser. Hinderung aller Vervollkommung, unersezlicher Verlust der Zeit, weibische Weichlichkeit, Trägheit, Schlafsucht, Unordnung und Ungebundenheit unzähliger Leidenschaften, die eine solche erschlaffte und entnervte Seele ausbrütet; alles das sind Wirkungen, die beym geringsten Nachdenken ins Auge fallen.

Was für Nachtheile aus solcher Unenthaltsamkeit für unser Privatinteresse, und für die Gesellschaft entspringen, wie groß hingegen, auf der andern Seite, die Vortheile der Züchtigkeit und Selbstbeherrschung sind, das darf hier auch nicht erst erwiesen werden. Jeder weiß, daß keine Sklaverey gröſser seyn kann, als die aus der Gewalt einer solchen Leidenschaft erfolgt. Vor allen andern läßt sie sich durch Schonung oder Nachsicht am wenigsten bändigen, und maßt sich immer mehr an, je mehr ihr bewilligt und zugestanden wird. Wie hoch sie uns in Betracht der

liebens=

liebenswürdigen Sittsamkeit und Unschuld unsrer Natur, des Vertrauens und der guten Meynung Andrer zu stehen komme, das wird Jeder, bey einigem Nachdenken, leicht einsehen. Wir sehen also, „daß bey keiner Leidenschaft Uebermaaß und Ausschweifung so „unausbleiblich Verderbniß und Elend nach „sich ziehe, als bey dieser.“

In Ansehung derjenigen Leidenschaft, die man im ausschließendern Sinne Eigennuz nennt, weil sie den Besiz des Reichthums und der Glücksgüter dieses Lebens zum Zweck hat, ist so viel gewiß: Wenn das Verlangen nach diesen Dingen gemäßigt, und in einem vernünftigen Grade wirksam ist; wenn es kein hiziges Nachjagen, keine heiße unbändige Begierde erregt: so kann es vollkommen mit der Tugend bestehen, ja es ist für die ganze Gesellschaft zuträglich und vortheilhaft. Das allgemeine sowohl, als das Privatsystem gewinnet durch die Industrie, die aus dieser Neigung entspringt. Aber wird sie endlich zu einer wahren Leidenschaft, so ist der Schaden, welchen die Gesellschaft davon hat, nicht größer, als der, den man sich selbst dadurch zufügt. Ein solcher Mensch ist in der That sein eigner Tyrann, und wird sich selbst un-

endlich mehr zur Last, als er Andern je werden kann.

Wie höchst elend ein geiziges oder habsüchtiges Gemüth sey, bedarf gewiß keines Beweises. Wer weiß nicht, welch einen kleinen Theil irdischer Dinge der Mensch zu seinem Unterhalt und zu seiner Bequemlichkeit gebraucht; und wie sehr seine Bedürfnisse ins Kleine gezogen werden könnten, wenn man sich nur mit halb so viel Fleiß und Eifer und Kunst eines frugalen, mäßigen und natürlichen Lebens befleißigte, als jezt der Pracht und Ueppigkeit? Ist nun aber die Mäßigkeit wirklich so vortheilhaft, ist sie, in der Ausübung sowohl als in ihren Folgen, so angenehm und glücklich, als vorhin gezeigt worden; so wär es überflüssig, etwas von dem Elende zu erwähnen, welches mit jenen habsüchtigen und hizigen Begierden nach Dingen verbunden ist, die weder Maaß noch Ziel haben; weil sie außerhalb dem Gebiet der Natur liegen, wo alle Gränzen für die Begierde aufhören. Denn wo werden wir still stehen, wenn wir einmal über diese Schranken hinaus sind? Wie werden wir ein Ding, das ganz unnatürlich und unvernünftig ist, bestimmen und festsezen? Oder welche

Metho-

Methode, welche Regelmäßigkeit werden wir in den Ausschweifungen unsrer Phantasey halten, wenn wir Verschwendung auf Verschwendung, oder Schäze auf Schäze häufen.

Daher jene bekannte Rastlosigkeit habsüchtiger und gieriger Gemüther, so erwünscht und glücklich ihre äußeren Umstände auch immer seyn mögen; indem man in diesem Zustande nie ein wahres, wirklich befriedigendes Vergnügen genießt, sondern immer von Unersättlichkeit geplagt wird. Denn unmöglich kann ein wahrer Genuß statt finden. als in Befriedigung einer natürlichen, regelmäßigen Begierde. Auch sagen wir nicht leicht, daß Jemand Reichthum oder Ehre genieße, wenn seine Begierde durch Habsucht oder Ehrgeiz immer weiter getrieben, und nie durch das, was sie gewinnt, befriedigt wird. Doch, man predigt täglich so viel wider dieses Laster, daß wir dieser Mühe überhoben seyn können; selbst im gemeinen Leben sind ein Geizhals und ein elender Mensch im Grunde gleichbedeutende Begriffe.

Nicht weniger eifert man gegen die übeln Folgen jener andern hochstrebenden Gemüthsart, welche die Gränzen einer anständigen Nacheiferung oder Ruhmbegierde, ja so gar der

Eitel-

Eitelkeit und Einbildung, überschreitet. Dies ist die Leidenschaft, die sich durch ausschweifenden Stolz und Ehrgeiz äußert. Werfen wir nun nur einen Blick auf die heitere Ruhe, die Glückseligkeit und Sicherheit eines bescheidnen und stillen Geistes, der völlig über sich selbst Herr ist, in jeden Stand paßt, sich in alle nur irgend erträgliche Umstände schicken kann; so werden wir einen solchen Charakter gewiß äußerst liebenswürdig und einnehmend finden. Auch wird es nicht nöthig seyn, hiernächst noch der Vortrefflichkeit und der Vortheile der Bescheidenheit zu gedenken, oder des Unheils und der Selbstfeindschaft ungemäßigter Begierden, und kindisch eitler Einbildung von persönlichen Vorzügen in solchen Dingen, als Titel, Ehrenstellen, Rang, großer Ruf, oder Erstaunen, Bewunderung und Zujauchzen des Pöbels.

Eben so bekannt ists, daß in eben dem Verhältniß, wie die Begierden dieser Art mächtig, ungestüm und unbändig werden, auch die entgegengesezte Furcht und Besorgniß, stärker und gewaltsamer wird, und folglich die Gemüthsart argwöhnisch, eifersüchtig, verfänglich, ängstlich, und unfähig macht, die geringste Zurücksezung, Abweisung

sung oder gewöhnliche Widerwärtigkeit zu ertragen. Und hieraus können wir den Schluß machen: „daß alle Ruhe und Sicherheit in „Absicht auf die Zukunft, und alle Heiterkeit, „Zufriedenheit, in Ansehung des Gegenwär„tigen, durch diese hochstrebenden Leiden„schaften, durch eine heftige und unbändige „Begierde nach Ruhm und äußerlichem An„sehen, zerstöret werden müsse.“

Es giebt eine Gemüthsart, die man oft den beyden lezterwähnten hab- und ehrsichtigen Begierden entgegen sezt. Nicht, weil sie wirklich die Habsucht und den Ehrgeiz ausschließt; sondern weil sie die Wirkungen derselben zurückhält, und sie verhindert, sich thätig zu äußern. Dies ist die Leidenschaft, welche die Seele in übermäßige Liebe zur Ruhe und Gemächlichkeit einwiegt und einschläfert, sie dadurch zu großen Unternehmungen unfähig macht, und ihr die Schwierigkeiten eines mühseligen und arbeitsamen Strebens nach Reichthum und Ehre als unüberwindlich vorstellt. Wiewohl nun die Neigung zur Gemächlichkeit, die Liebe zu mäßiger Ruhe und Erholung von Geschäfften, uns eben so natürlich und nüzlich ist, als die Neigung zum Schlaf; so muß doch eine übermäßige Liebe

zur

zur Ruhe, und ein herrschender Abscheu gegen Thätigkeit und Beschäfftigung, eben so wohl eine Krankheit für die Seele seyn, als Schlafsucht für den Körper.

Wie nothwendig Thätigkeit und Uebung für den Körper sind, sehen wir aus dem grossen Unterschiede zwischen einer Leibesbeschaffenheit, die daran gewöhnt, und einer andern, die gar nicht daran gewöhnt ist; zwischen der Gesundheit und Stärke, welche durch Arbeit und Uebung erzeugt wird, und demjenigen Zustande, welcher aus ununterbrochener Trägheit und Ruhe erfolgt. Aber nicht bloß den Körper verdirbt eine solche Trägheit. Die allgemeine Erschlaffung nimmt allem Gefühl von Gesundheit, Muth und Kraft seine Annehmlichkeit und Stärke, und greift selbst die Seele an, wo es eine noch schlimmere Seuche verbreitet. Denn so wenig vielleicht der Körper auf eine Zeitlang darunter leiden mag, so ist es doch unmöglich, daß die Seele, wo sich diese Krankheit eingeschlichen hat, nicht unmittelbar dadurch verdorben und zerrüttet werden sollte. Sie erzeugt eine Unlust und Aengstlichkeit, die auf die ganze Gemüthsart wirkt, und die unnatürliche Ruhe in eine unselige Art von Thätigkeit,

tigkeit, in üble Laune und Unmuth, verwandelt; wovon wir oben, da wir von dem Mangel eines gehörigen Gleichgewichts der Neigungen handelten, genug gesagt haben.

Gewiß hat es hier mit der Seele gleiche Bewandniß, wie mit dem Körper. Fehlt es diesem an Arbeit oder natürlicher Uebung, so greifen die Lebensgeister, weil sie nicht gehörig verbraucht werden, die Konstitution selbst an, und zerstören dieselbe nach und nach. Eben so mit der Seele. Fehlt es ihr an Uebung, wird sie durch Mangel an gehöriger Thätigkeit und Beschäfftigung schlaff und entnervt, so erregen die Gedanken und Neigungen, da sie in ihrer gehörigen Wirksamkeit gehindert und ihrer natürlichen Energie beraubt werden, rastlose, nagende Begierden und quälenden Reiz, der nie befriedigt wird. Dadurch wird denn die Seele immer mehr Sklavinn ihrer Leidenschaft, unfähiger sich gehörig zu mäßigen, und fängt gleich einem zubereiteten Zunder, durch den kleinsten Funken Feuer.

Wie sehr unser Privatinteresse bey einer solchen Gemüthsbeschaffenheit leidet; wie elend ein solcher Mensch, in Absicht auf alle Umstände und Angelegenheiten des Lebens

daran

daran ist, so oft sich ein Fall ereignet, wo es auf Thätigkeit ankömmt; wie sehr er allen möglichen Widerwärtigkeiten ausgesezt seyn muß, da er sich selbst nicht helfen, auch von Andern keinen Beystand erwarten kann; — denn so unfähig er selbst zu allen Geschäfften und Pflichten der Gesellschaft ist, so hat er doch mehr, als jeder Andrer, des Beystandes derselben nöthig, weil er selbst am wenigsten im Stande ist, sich zu rathen oder zu helfen; — alles dies fällt Jedem in die Augen. Und hieraus ist denn offenbar, „daß diese „überwiegende Neigung zur Ruhe, diese fau„le, weiche, weibische Gemüthsart, dieser „Widerwille gegen Arbeit und Beschäfftigung, „uns unvermeidlich zu einem schädlichen Mit„gliede der Gesellschaft, und zur Marter für „uns selbst mache.“

So haben wir also die Privatleidenschaften und ihre Folgen, wenn sie einen gemäßigten Grad übersteigen, betrachtet. Diese Neigungen, so sehr sie auf unser Privatinteresse abzwecken, können also doch oft unserm wahren Interesse höchst nachtheilig werden. Sie verursachen unsre meisten Uebel, und stürzen uns in das allergrößte Elend, eines bösen, niederträchtigen Charakters. Je

mäch-

mächtiger sie über uns werden, desto schimpflicher wird unsre Sklaverey, je höher sie steigen, desto tiefer fallen wir. Sie sind die Quelle dessen, was wir Selbstsucht nennen, und jener schmuzigen, filzigen Gemüthsart, von welcher wir vorhin geredt haben. Offenbar also, kann nichts so elend an sich selbst, nichts so unglückselig in seinen Folgen seyn, als ein Gemüth, das so wenig über sich selbst Herr ist, so sehr von seinen Leidenschaften tyrannisirt, und durch dieselben in der niederträchtigsten Sklaverey von der Welt gehalten wird.

Es ist ferner sonnenklar, daß, so wie diese Selbstsucht in uns zunimmt, auch die Hinterlist und Falschheit unsers Betragens, welche natürlicher Weise damit verknüpft ist, in gleichem Verhältniß immer zunehmen muß. Die Aufrichtigkeit und offne Ehrlichkeit unsrer Natur, Heiterkeit und ungezwungene Freymüthigkeit, geht also nothwendig verloren; alles Zutrauen hört gewissermaßen auf; und nichts als Argwohn, Eifersucht und Neid tritt an dessen Stelle. Ein abgesondertes Privatinteresse muß sich täglich tiefer bey uns einwurzeln; großmüthige Absichten und Bewegungsgründe immer mehr ausgerottet wer-

den:

den: und je mehr wir uns solchergestalt von der Gesellschaft und von unsern Nebenmenschen absondern, desto geringschäziger werden unsre Begriffe von jenen geselligen Neigungen seyn, die uns so mächtig in das Band der Eintracht und Freundschaft mit Andern hineinziehen. Wer also auf diesen Fuß in der Welt leben will, der muß sich nothwendig bemühen, seine natürlichen Neigungen zu betäuben und zu unterdrücken; denn so lange das nicht geschieht, werden sie ihn wider seinen Willen verleiten, das Wohl der Gesellschaft zu befördern, und dem, was er aus blinder Selbstliebe für seinen Privatvortheil hält, entgegen zu handeln.

Haben nun diese selbstsüchtigen Leidenschaften, außer ihren übrigen bösen Folgen, zugleich die gewisse Wirkung, unsrer natürlichen Neigungen zu zerstören; so ist, unserm obigem Beweise zufolge, unleugbar: „Daß „sie uns unfehlbar den wahren Genuß, die „größte Glückseligkeit des Lebens rauben, und „jene abscheulichen und unnatürlichen Leiden„schaften, jene Wildheit der Gemüthsart „hervorbringen müssen, die das größte Elend, „den beklagenswürdigsten Zustand des Men-

„schen

„schen ausmachen.“ Und dies ist uns jezt noch auszuführen übrig.

Dritter Abschnitt.

Die Leidenschaften also, die wir hier zulezt untersuchen wollen, sind diejenigen, die weder ein allgemeines noch ein Privatwohl, zum Zweck haben; weder der Gattung überhaupt, noch dem Geschöpf ins besondere, zum geringsten Vortheil gereichen. Diese nennen wir im Gegensaz gegen die geselligen und natürlichen, unnatürliche Neigungen.

Von dieser Art ist jene unnatürliche und unmenschliche Lust von den Qualen Andrer, jenes besondere Vergnügen an Trübsal, Elend, Blutvergießen, Mord und Zerstörung. Dies war immer die herrschende Leidenschaft mancher Tyrannen und barbarischen Nationen, und ist, in gewissem Grade solchen Gemüthsarten eigen, welche nichts von jener Höflichkeit des Betragens wissen wollen, die eine gebührende Ehrerbietung gegen andre Menschen in uns unterhält, und keine barbarische Rauhigkeit, oder viehische Wildheit in uns aufkommen läßt. Wer nur das geringste von feinen und gefälligen Sitten hat, bey

dem

dem findet diese Leidenschaft keinen Eingang. Dies ist die Natur der so genannten guten Lebensart, daß sie, mitten unter so vielen andern Verderbnissen, doch keine Unmenschlichkeit, kein barbarisches Vergnügen gestattet. Heftiger Zorn, Rachsucht, Furcht, oder andre übertriebne Privatleidenschaften, können machen, daß wir einen Feind mit grausamer Freude leiden sehen: aber an den Qualen und Schmerzen andrer Geschöpfe ohne Unterschied, Vergnügen finden, sie mögen Landsleute oder Auswärtige, von unsrer eignen oder einer andern Gattung, Verwandte oder Fremde, Bekannte oder Unbekannte seyn; sich gleichsam an dem Tode weiden, sich an den Zuckungen und dem Röcheln eines Sterbenden ergözen; dies läßt sich durchaus nicht aus Selbstinteresse oder Privatneigungen erklären, sondern ist schlechterdings eben so unnatürlich, als es abscheulich und unglückselig ist.

Eine andre, der vorigen ziemlich nahe verwandte Leidenschaft, ist ein lustiges, ausgelassenes Vergnügen an dem, wodurch Andere gekränkt oder beleidigt werden; eine Art von muthwilliger Bosheit, oder Schadenfreude; eine Leidenschaft, die man gewöhn-

lich

lich bey Kindern, anstatt sie zu unterdrücken, vielmehr aufmuntert: so daß man sich gar nicht wundern darf, wenn die unglücklichen Wirkungen derselben so häufig sind. Denn schwerlich wird sich ein Grund angeben lassen, warum derjenige, der schon in der Kinderstube gewöhnt worden, an Schaden und Zerstören seine Lust zu finden, nicht auch nachher an andern Zerstörungen Vergnügen finden, und gleiches Unheil in Familien, unter Freunden und im Staat selbst anrichten sollte. Doch diese Leidenschaft hat nicht den geringsten Grund in der Natur; wie wir schon gezeigt haben.

Bosheit, Bösartigkeit, oder Feindseligkeit — wenn sie nämlich nicht aus Rücksicht auf das Privatinteresse entspringen, und wenn gar keine Ursach zum Zorn oder Argwohn, noch sonst etwas vorhanden ist, was eine solche Begierde, Andern Uebels zu thun, reizen oder veranlassen könnte — gehören auch zu dieser Art von Leidenschaft.

Eben so auch der Neid, wenn er durch den Wohlstand oder die Glückseligkeit eines Andern, die der unsrigen gar nicht im Wege stehet, veranlasset wird.

Ferner

Ferner gehört hierher, eine Art von Haß gegen das menschliche Geschlecht und die Gesellschaft; eine Leidenschaft, die bey einigen Menschen wirklich geherrscht, und der man den Namen Misanthropie, oder Menschenfeindschaft gegeben hat. Eine gute Portion davon besitzen diejenigen, die sich ein mürrisches störriges Wesen angewöhnt, oder durch ihr bösartiges Naturell und schlechte Erziehung eine solche Abneigung gegen ein geselliges, gesprächiges und gefälliges Betragen zugezogen haben, daß es ihnen unerträglich ist, einen Fremden zu sehen oder zu sprechen. Der bloße Anblick der Menschen macht ihnen Verdruß, und sie hassen immer auf den ersten Blick. Zuweilen ist dies Uebel gewissermaßen eine Nationalkrankheit; besonders aber ist es wilden Völkern eigen, und ein sicheres Kennzeichen von rohen Sitten und von Barbarey. Dieß ist gerade das Gegentheil jener edlen Neigung, die bey den Alten Gastfreundschaft hieß, und in einer ausgebreiteten Liebe gegen alle Menschen, besonders in Gefälligkeit und Dienstfertigkeit gegen Fremde, bestand.

Mit gleichem Rechte können wir zu unnatürlichen Leidenschaften alle diejenigen rechnen, die aus Aberglauben (wie oben erwähnt worden)

den) und aus den Gewohnheiten barbarischer Länder entspringen. Diese sind insgesammt so entsezlich und abscheulich, daß wir nicht erst beweisen dürfen, wie elend sie uns machen.

Wir könnten hier noch andre Leidenschaften anführen, als die unnatürliche Brunst gegen fremde Gattungen oder unser eignes Geschlecht, nebst andern Mißbräuchen des natürlichen Triebes der sinnlichen Liebe. Allein nach dem, was wir schon bey Gelegenheit der natürlicheren Leidenschaft gesagt haben, können wir füglich diese schändliche Verderbniß der Begierden mit Stillschweigen übergehen.

Dies sind die Neigungen oder Leidenschaften, die man allein im strengsten Verstande unnatürlich und böse nennen kann, weil sie nicht im allermindsten auf unsern Privatvortheil abzwecken. Indessen giebt es noch andre, die zwar diesen Privatvortheil zur Absicht haben, dabey aber so ungeheuer ausschweifen und alles Maaß übersteigen, so weit über alle Schranken jeder gewöhnlichen Privatleidenschaft hinausgehen, aller geselligen und natürlichen Neigung so gänzlich zuwider sind; daß man sie mit Recht für unnatürliche

türliche und monstruose Neigungen halten kann.

Hieher gehört ein so unbändiger Stolz oder Ehrgeiz, eine solche Herrschsucht und Tyranney, welche nicht leiden kann, daß neben ihr etwas groß oder berühmt, oder frey, oder glücklich in der Welt bleibe; ein solcher Zorn, der gern Alles sich selbst aufopfern mögte; eine solche Rachsucht, die nie besänftigt, nie ohne die größten Grausamkeiten gesättigt werden kann; ein so tief eingewurzelter Haß und Groll, der nur immer Gelegenheiten aufsucht, sich zu äußern, und sich in jedem Gegenstande ausläßt, so daß oft die ganze Last seiner Feindseligkeit diejenigen trifft, die nur Gegenstände seines Mitleidens und Erbarmens seyn sollten.

Treulosigkeit und Undankbarkeit sind, genau genommen, bloß negative Laster, und an sich selbst keine wahre Leidenschaften; indem sie weder Abscheu noch Zuneigung besonders zum Grunde haben; sondern aus der Mangelhaftigkeit, Unregelmäßigkeit und Verderbniß der Neigungen überhaupt entspringen. Allein, zeichnen sich diese Laster vorzüglich in einem Charakter aus, und entspringen sie gewissermaßen aus Neigung und Wahl; sind sie

so

so herrschend und thätig, daß sie sich von selbst, ohne dringende Veranlassung, äußern; so nehmen sie offenbar etwas von den ganz unnatürlichen Leidenschaften an, und entstehen aus Bosheit, Neid und Groll.

Vielleicht wird man hier einwerfen: diese Leidenschaften, so unnatürlich sie seyn mögten, führten doch immer eine Art von Vergnügen bey sich; und dies Vergnügen, welches mit Befriedigung des Stolzes, oder der Tyranney, der Rachsucht, Bosheit, oder Grausamkeit verknüpft ist, möge so barbarisch seyn als es wolle, es sey doch immer ein Vergnügen. — Wär' es nun natürlicher Weise möglich, daß Jemand eine barbarische oder boshafte Freude, anders als nach vorhergegangener Angst und Marter, empfinden könnte, so würden wir vielleicht zugeben, daß man diese Art von Befriedigung Vergnügen nennen könne. Aber es ist hier offenbar gerade umgekehrt. Das Gefühl von Liebe und Wohlwollen, von geselliger und natürlicher Neigung, von Gefälligkeit und Güte, gewährt ein unmittelbares Vergnügen, eine wahre und ächte Befriedigung. Es ist an sich selbst ursprüngliche Freude, die von keinem vohergehenden Schmerz oder

widrigen Gefühl abhängt, und nichts als frohe Zufriedenheit wirket. Auf der andern Seite aber ist Feindseligkeit, Haß und Erbitterung, ursprüngliches Elend und Marter, und wirkt weiter kein Vergnügen, als daß die unnatürliche Begierde, durch Erreichung ihres Zweckes, auf einen Augenblick befriedigt und besänftigt wird. So groß also dieses Vergnügen immer scheinen mag, so beweist es nur um desto mehr, wie elend der Zustand seyn müsse, dem es seinen Ursprung zu danken hat. Denn gleich wie die grausamsten körperlichen Schmerzen, durch bloßes Nachlassen (wie schon oben angeführt worden) das höchste körperliche Vergnügen hervorbringen; so gewähren auch die grausamsten, wüthendsten Qualen der Seele, in den Augenblicken, da sie gestillt werden, den höchsten Grad des geistigen Vergnügens für diejenigen, die das bessere nicht kennen.

Leute von der sanftesten Gemüthsart und dem besten Naturell, erfahren doch dann und wann diesen unangenehmen Zustand der Seele, der in einer schlimmen Stunde durch die allergeringsten Veranlassungen hervorgebracht werden kann. Aus diesen auch noch so kleinen Erfahrungen von Erbitterung und übler Laune

werden

werden sie genugsam wissen und bezeugen können, wie übel sie in dergleichen Augenblicken daran gewesen. Wie müssen also nicht diejenigen daran seyn, die kaum eine bessere Stunde in ihrem Leben erfahren; die fast beständig von einer immer rastlosen Milzsucht, von tief eingewurzelter Bosheit und Feindseligkeit umhergetrieben werden! Wie empfindlich muß jeder widerwärtige Zufall, jede vereitelte Absicht, jede Beschimpfung, jeder Stachel ihrer immer wirksamen Antipathie, gegen so unzählige Gegenstände des Verdrusses, sie nicht foltern! Man darf sich also gar nicht wundern, wenn Leute, die so sehr geängstet und zermartert worden, es für ein großes Vergnügen halten, diese wüthenden und schmerzhaften Regungen, durch Auslassung ihrer Leidenschaft in Ruhe und Verderben, auf eine Zeitlang zu stillen und zu besänftigen.

Was für Folgen nun dieser unnatürliche Zustand, in Absicht auf unser Privatinteresse, und auf die äußern Umstände des Lebens haben müsse; auf was für einem Fuß ein Mensch, der solchergestalt alles, was wir Natur nennen, verloren hat, gegen die menschliche Gesellschaft stehe; wie er sich selbst in derselben fühle; was für eine Empfin-

dung

dung er von seiner eignen Gesinnung gegen Andre, und von der Gesinnung Andrer gegen ihn, habe; das läßt sich leicht begreifen.

Welcher Zufriedenheit oder Ruhe kann derjenige genießen, der sich nicht der verdienten Zuneigung und Liebe, sondern vielmehr des Abscheues und Hasses jeder menschlichen Seele bewußt ist? Welch eine Angst und Verzweiflung, welch eine beständige Furcht und Bangigkeit vor Menschen und höheren Wesen muß dies nicht hervorbringen! Wie tief und durchdringend muß nicht die Melancholie seyn, die, wenn sie einmal erregt worden, durch keinen Trost keine Annehmlichkeiten der Freundschaft gemildert oder zerstreut wird! Wohin ein solches Geschöpf sich wendet, wohin es sein Auge wirft, findet es nichts als Grauen und Abschen, nichts als Feinde, die sich gleichsam verschworen haben, gegen ein so einzelnes selbstsüchtiges Wesen, das sich von allen Dingen abgesondert hat, und mit der ganzen übrigen Natur im Kriege lebt.

Solchergestalt wird endlich die Seele eine Wildniß, wo alles unfruchtbar und wüste, alles Liebliche und Schöne ausgerottet ist, und nichts, als giftiges Unkraut übrig bleibt. Ist nun schon Verbannung aus dem Vaterlande, Verweisung an einen fremden Ort, al-

les,

les, was nur den Schein von Einöde oder Verlassenheit hat, so schwer zu ertragen; was muß es dann nicht seyn, diese innere Verbannung, diese wahre Absonderung von aller Gemeinschaft mit Menschen, zu fühlen; und sich solchergestalt, selbst mitten in der Gesellschaft, in einer Wüste, in der allerschrecklichsten Einöde zu befinden? Was muß es nicht seyn, in dieser Mißhelligkeit mit allen Dingen zu leben, in dieser unversöhnlichen Feindschaft und Widerspänstigkeit gegen die Ordnung und Regierung der Welt?

Hieraus ist also offenbar: „daß derjenige Zustand, welchen der Verlust der natürlichen Neigung nach sich ziehet, der höchste „Grad des menschlichen Elendes ist; daß sich „kein größeres Unglück denken läßt, als diese „scheußlichen, monstruösen und unnatürlichen „Neigungen.“

Beschluß.

Hiermit hoffen wir also bewiesen zu haben, was wir uns anfangs vorsezten. Und da nun, nach dem allgemeinen und bekannten Begriff von Laster und Bosheit, keiner lasterhaft oder böse seyn kann, als entweder,

1. Durch Mangel oder Schwäche der natürlichen Neigungen;

Oder,

Oder, 2. durch die Heftigkeit der selbstsüchtigen;

Oder, 3. durch die durchaus unnatürlichen:

So folgt nothwendig — wenn anders jedes dieser Stücke dem Geschöpf so sehr zum Nachtheil und Verderben gereicht, daß sein höchstes Elend daraus entspringet: — „daß „derjenige, welcher lasterhaft oder böse ist, „elend und unglückselig seyn müsse.“

Da ferner jede lasterhafte Handlung verhältnißmäßig mehr oder weniger zu unserer Verderbniß und unserm Elende beytragen muß; so folgt daraus: „daß jede lasterhafte „Handlung uns böse und unglücklich mache.“

Auf der andern Seite haben wir den hohen Werth und die Glückseligkeit der Tugend aus den entgegengesetzten Wirkungen andrer Neigungen, die der Natur und der Oekonomie der Gattung gemäß sind, bewiesen. Wir haben alle die besondern Stücke zusammengetragen, durch welche, wie durch eine Art von Addition und Subtraktion, die Hauptsumme der Glückseligkeit entweder vermehrt oder vermindert wird. Und wenn sich in diesem Exempel moralischer Rechenkunst gegen keinen Artikel etwas einwenden läßt; so kann man behaupten, daß die von uns bewiesenen

Wahr-

Wahrheiten eben so viel Gewißheit haben, als die Grundsäze der Arithmetik oder Mathematik. Denn laßt uns den Skepticismus so weit treiben, als wir immer wollen, laßt uns, wo möglich an allen Dingen außer uns zweifeln; unmöglich können wir doch an dem zweifeln, was in uns selbst vorgehet. Unsre Leidenschaften und Neigungen sind uns bekannt. Sie sind gewiß; die Gegenstände, mit denen sie zu thun haben, mögen seyn, was sie wollen. Für unsre Sätze und Folgerungen ist es völlig gleichgültig, was es mit diesen äußeren Gegenständen für eine Bewandniß hat; ob sie wirklich existiren, oder bloße Täuschungen sind; ob wir wachen oder träumen. Denn böse Träume sind ebenfalls ein quälendes Uebel. Und ein guter Traum (gesezt das Leben sey nichts anders) macht uns froh und glücklich. In diesem Traum des Lebens also behalten unsre Beweise immer ihre Kraft; unser Gleichgewicht und unsre Oekonomie steht unverändert fest, und unsre Verbindlichkeit zur Tugend bleibt auf jeden Fall dieselbe.

Kurz: es hat, dünkt mich, alle mögliche Gewißheit, daß die geistigen Vergnügungen vor den sinnlichen; und selbst die sinnlichen, wenn sie mit guter Neigung verbunden,

und

und vernünftig und mäßig genossen werden, vor denen, die gar keine Schranken kennen, von keiner geselligen oder wohlwollenden Neigung unterstüzt werden, einen unendlichen Vorzug haben.

Eben so einleuchtend gewiß ist dasjenige, was wir von dem genauen Ebenmaaß der innern Einrichtung oder des Baues unsrer Seele, und von denen Leidenschaften gesagt haben, welche die Gemüthsart oder den Charakter ausmachen, und wovon unser Glück oder Elend so unmittelbar abhängt Wir haben gezeigt, daß in dieser Verfassung, wegen des nothwendigen Zusammenhanges oder Gleichgewichts der Neigungen, die Verderbniß eines jeden einzelnen Theils augenblicklich die Zerrüttung und das Verderben andrer Theile, und des Ganzen selbst, nach sich ziehen müsse; daß eben die Leidenschaften, wodurch ein Mensch lasterhaft ist, an sich selbst eine Marter und Krankheit sind; daß jede wissentlich böse That auch ein böses Bewußtseyn wirke, und in eben dem Verhältniß. als sie böse ist, das gesellige Vergnügen schwächen und verderben, und sowohl die Fähigkeit zu wohlwollender Neigung, als auch das Bewußtseyn solche zu verdienen, zerstören müsse. So daß wir alsdann weder an Freude und

Glück-

Glückseligkeit mit Andern Theil nehmen, noch aus der angenehmen Vorstellung des Wohlwollens nnd der Liebe Andrer, worauf doch unsre gröſßte Glückseligkeit beruhet, Vergnügen schöpfen können.

Hat es nun mit dem moralischen Verbrechen diese Bewandniß; und ist der Zustand, den dieser Abfall von der Natur nach sich ziehet, der abscheulichste, unerträglichste und unglückseligste, der sich denken läßt; so ist offenbar: „daß wir unmöglich in etwas Böses „oder Unmoralisches willigen können, ohne „unser eignes Wohl zu beeinträchtigen, und „uns in die gröſßten Uebel zu stürzen: daß „hingegen, auf der andern Seite, alles, „was zum Wachsthum der Tugend, oder zu „Stärkung und Befestigung guter und recht„schaffener Neigungen dient, unser Privat„wohl befördere, und zu der gröſßten und „dauerhaftesten Glückseligkeit führe."

So hat also die Weisheit des ersten und höchsten Wesens und Beherrschers der Welt, es so eingerichtet, daß unser Privatinteresse und Wohl aufs genaueste von dem allgemeinen Wohl abhängt; und daß jedes Geschöpf, welches dieses leztere nicht zu befördern sucht, wirklich sich selbst, seiner eignen Glückseligkeit und Wohlfahrt im Wege stehet. Es ist

denn

denn geradezu sein eigner Feind, und kann unmöglich gegen sich selbst gut seyn, und sein eignes Wohl befördern, so lange es nicht gegen die Gesellschaft, und gegen das Ganze, von dem es einen Theil ausmacht, gut und nüzlich ist. Die Tugend also, das Vortrefflichste und liebenswürdigste von allem, was sich vortreffliches und Schönes denken läßt; diese Stüze und Zierde der menschlichen Natur; welche Gemeinschaft, Eintracht und Freundschaft unter den Menschen erhält, welche Länder sowohl, als Familien, blühend und glücklich macht; und bey deren Mangel alles, was schön und liebenswürdig, und groß, und edel ist, zu Grunde gehen muß; diese einzige Eigenschaft, die für jede Gesellschaft, für das ganze menschliche Geschlecht überhaupt so wohlthätig ist, befördert eben so sehr die Glückseligkeit und das Wohl eines jeden Geschöpfs ins besondere; und ist das Einzige, wodurch der Mensch glücklich seyn kann, und ohne welches er nothwendig unglückselig seyn muß.

So ist also Tugend das Wohl, und Laster das Uebel eines Jeden.

Die

Die

Moralisten

eine

Philosophische Rhapsodie.

Oder

Unterredungen über Gegenstände der Natur und Moral.

— Inter silvas Academi quaerere Verum.

HORAT.

Herausgegeben im Jahr 1709.

Erster Theil.

Erster Abschnitt.

Philokles an Palemon.

Welcher Sterblicher, Palemon, der nie von Ihrem Charakter etwas gehört hätte, sollte sichs wohl einbilden, daß ein Geist, der zu den größten Geschäften geschickt, der an Höfen und in Feldlägern gebildet ist, eine so heftige Neigung der Philosophie und Gelehrsamkeit haben könnte? Wer in aller Welt würd' es glauben, daß ein Mann von Ihrem Stande und Ansehen in der feinen Welt, so völlig in der gelehrten zu Hause wäre, und so innigen Antheil an den Geschäften eines Volks nähme, vor welchen dem größten Theil der Menschen, und dem herrschenden Geschmack unsrer Zeiten so sehr ekelt?

Ich bin überzeugt, Sie sind der einzige Mann von der Welt, der sichs hätte können einfallen lassen, in einem solchen Zirkel von

guter

guter Gesellschaft, als wir gestern im Park um uns hatten, Philosophie ins Gespräch zu bringen. Wie Sie solche Gegenstände mit so ganz heterogenen Betrachtungen vereinigen konnten, war mir ein Räthsel. Ich konnte bloß den Schluß machen, Sie hätten entweder eine ausschweifende Leidenschaft für die Philosophie, um ihre so mannichfache Reize aufopfern zu können; oder einige dieser bezaubernden Reize hätten eine so gewaltige Wirkung auf Sie, daß Sie sich genöthigt sähen, bey der Philosophie Hülfe zu suchen.

Auf jeden Fall bedauert' ich Sie, und schäzte mich glücklich, daß meine Liebe nicht so heftig war. Es sey besser, sagt' ich Ihnen Schönheit und Weisheit etwas mäßiger zu bewundern; es sey besser, sich nur so weit einzulassen, daß man sicher seyn könnte, mit einem ganzen Herzen, und einem noch immer gleich lebhaftern Geschmack für alle kleinen Vergnügungen und Ergözlichkeiten der Welt, davon zu kommen. Denn dies wären, meines Bedünkens, Dinge, die wohl Niemand gern für die feine romantische Leidenschaft der Herrn, die man Virtuosen nennt, hingeben würde.

Dieser Name, meynt' ich, passe sich gleich gut für den Liebhaber und den Philosophen. Der Gegenstand thue hier nichts zur Sache, er sey Poesie, Musik, Philosopie, oder das schöne Geschlecht. Der Zustand aller Verliebten, von welcher Art ihre Liebe seyn möchte, sey völlig gleich. Man erkenne sie, sagt' ich, an ihren Blicken, ihrer Bewundrung, ihrem Tiefsinn, ihrem öftern Auffahren, wie aus einem Traum, ihrem beständigen Reden von einer Sache und ihrer verstörten Gedankenlosigkeit, wenn von andern Dingen die Rede wäre — Traurige Anzeigen!

Aber alle diese Warnungen konnten Sie nicht abschrecken. Denn Sie, Palemon, sind einer von den Waghälsen, die durch Gefahr mehr angespornt, als niedergeschlagen werden. Und nun bestehen Sie gar darauf, daß ich unsre philosophischen Abentheuer schriftlich und in eine vollständige Geschichte verfaßt, Ihnen vorlegen soll; vermuthlich, als ein bleibendes Denkmal unsrer so übel angebrachten, dem herrschenden Geist der Galanterie und des Vergnügens so gerade entgegengesezten, Unterredung!

Ich muß freylich gestehen, daß es bey uns Mode ist, in jeder Gesellschaft Politik

zu schwazen, und Gespräche über Staatssachen, Zeitvertreibe und Ergözlichkeiten durch einander zu mengen. Indessen ist es gewiß, daß unsre Philosophie eine solche Freyheit nicht billigt. Wir sehen die Politik als ein Ding an, das gar nicht unter ihr Gebiet gehöre, oder im geringsten mit ihr verwandt sey. So sehr haben wir Neuern sie erniedrigt, und sie ihrer vornehmsten Rechte beraubt.

Sie müssen mirs erlauben, Palemon, daß ich hier meine Klagen über das Schicksal der Philosophie ausschütte; weil Sie mich gezwungen haben, mich zu einer Zeit mit ihr abzugeben, da ihr Kredit so sehr gefallen ist. Sie spielt keine der ersten Rollen mehr in der Welt, und es würde schwer halten, sie irgend mit Ehren auf die öffentliche Bühne zu bringen. Wir haben sie — die arme Dame! — in Kollegiis und Zellen eingemauert; und sie einem Bergmännchen gleich gemacht, das in der Erde wühlt. Empiriker und pedantische Sophisten sind ihre vornehmsten Zöglinge; Syllogismen und Elixire, ihre auserlesensten Produkte. Weit entfernt, wie vor Alters, Staatsleute zu ziehen, würde kaum ein angesehener Mann im Staat es wagen zu gestehen, daß er ihr

das

das geringste zu verdanken habe. Halten ja noch einige Wenige Bekanntschaft mit ihr, und besuchen sie dann und wann in ihren verborgenen Schlupfwinkeln, so geschieht es, wie jener vornehme Schüler zu seinem Herrn und Meister kam; heimlich und bey Nacht.

Allein, so sehr die Philosophie auch herabgewürdigt ist; so muß doch, wofern ihr die Moral zugestanden wird, die Politik ihr unleugbar ganz eigen gehören. Denn um die Sitten und bürgerlichen Verfassungen der Menschen im Allgemeinen zu verstehen, muß man nothwendig den Menschen im Besondern studieren! wir müssen ihn erst als ein Geschöpf für sich kennen, ehe wir ihn in der Gesellschaft, in seiner Beziehung auf den Staat, oder als Mitglied irgend einer Stadt oder Gemeinschaft, betrachten. Nichts ist gewöhnlicher, als über dem Menschen in seinem gesellschaftlichen Zustande und Nationalverhältniß, in seiner Verbindung mit dieser oder jener Gesellschaft, es sey durch Geburt oder Naturalisirung, zu philosophiren: Aber ihn als Bürger oder Mitgenossen der Welt zu betrachten, seiner Abstammung einen Schritt höher nachzuforschen, seine Bestimmung und Einrichtung in der Natur selbst zu beobachten,

das scheint in den Augen der Meisten unter die gar zu verwickelten, überfeinen Spekulationen zu gehören.

Vielleicht läßt sich nicht ohne Grund behaupten, diese allgemeine Abneigung gegen moralische Untersuchungen komme daher, daß diejenigen, denen es vornemlich zukam, dergleichen Materien zu behandeln, es auf solche Art thaten, daß wohlgezogene Leute sich vor ähnlichen Unternehmungen schämen mußten. Die Scholastiker, die sich diese Untersuchung allein anmaßten, verbreiteten bald ihre pedantische Figur und Miene auf die Sache selbst. Es giebt ja eigentlich dazu bestimmte Pläze, denken wir, wo über diese ernsthaftern Materien genug gesprochen und gedacht wird. In guter Gesellschaft können wir dergleichen unmöglich dulden. Die geringste Erwähnung solcher Dinge macht uns Ekel, und sezt uns in üble Laune. Kömmt uns Jemand mit Gelehrsamkeit, so heißt er Pedant; spricht er von Moral, so predigt er.

Indessen muß mans doch nothwendig für einen wahren Nachtheil unsrer heutigen Gesellschaften erkennen, daß sie sich durch diese übertriebne Delikatesse um jene männlichen Hülfsmittel der Gelehrsamkeit und gesunden

Ver-

Vernunft gebracht haben. Selbst das schöne Geschlecht, dem zu gefallen wir uns, wie wir sagen, so herablassen, kann uns darum mit Recht verachten, und uns auslachen, daß wir uns die ihm eigenthümliche Weichlichkeit zu geben suchen. Man macht ihm wahrhaftig kein Kompliment, wenn man seine Sitten nachahmt, und ein weibisches Wesen affektirt. Verstand, Sprache und Ausdruck sowohl, als Stimme und Person sollten bey uns etwas von jener männlichen Bildung, jener natürlichen Rauhigkeit an sich haben, wodurch unser Geschlecht sich unterscheidet. Und so viel wir uns auch auf unsre Politesse einbilden mögen, so ist es doch wahrlich mehr Verunstaltung als Verfeinerung unsers Umgangs, wenn wir ihn so weibisch zärtlich machen.

Kein Werk des Wizes kann vollkommen heißen, ohne jene Stärke und Kühnheit der Hand, die ihm einen lebendigen Körper und Ebenmaaß giebt. In einem guten Gemälde, sagen die Maler, kömmt es nicht nur auf Kolorit und Gewänder, sondern auch auf Sehnen und Muskeln an. Und gewiß kann keine Schrift oder Rede, die irgend von Erheblichkeit seyn soll, ein anderes als entnervtes,

kraft-

kraftloses Ansehen haben, wenn weder männliche Vernunft, noch Alterthum, noch Geschichte, noch natürliche Kenntniß des Menschen, oder was sonst Wissenschaft heißen kann, sie zu begleiten sich getrauet; außer vielleicht in einer lächerlichen Tracht, die ihr ein spielendes, tändelndes Ansehen giebt.

Dies bringt mich auf einen Grund, wonach ich oft vergebens gesucht habe; warum nemlich wir Neuern, bey unserm Reichthum an Abhandlungen und Versuchen, so arm an Dialogen sind; die man doch vormals für die feinste und beste Art hielt, selbst die ernsthaftesten Materien zu behandeln. Die Wahrheit ist: man würde unsre Zeiten aufs schändlichste belügen, wenn man so viel gesunde Vernunft in irgend eine Unterredung zusammenpfropfen wollte, daß sie ununterbrochen und genau zusammenhängend eine ganze Stunde lang aushalten könnte, bis irgend eine einzelne Materie gründlich untersucht worden.

Andre Farben auftragen, anders zeichnen oder beschreiben, als Natur und Wahrheit uns vorbilden, ist eine Freyheit, die sich weder Maler noch Dichter heraus nehmen darf. Viel weniger kann der Philosoph sich ein solches Vorrecht anmaßen; vornehmlich in sei-

nem

nem eignen Falle. Stellt er seine Philoso-phie als ein Ding vor, das in der Gesellschaft eine große Figur macht; triumphirt er nach dem Kampf, und giebt seiner Weisheit den Sieg über die Weisheit der Welt; so kann er mit Recht zum Gespött und zur Fabel werden.

Man erzählt vom Löwen: er habe einmal, in einem freundschaftlichen Gespräch mit dem Menschen, sich weislich geweigert, ihm den Vorzug der Stärke einzuräumen, da dieser, statt seine Behauptung mit der That zu beweisen, nur gewisse Abbildungen vorzeigte, wo ein Mensch einen Löwen besiegte. Diese Meisterstücke der Kunst erkannte der Löwe bald für bloß menschliche Gemächte; und appellirte daher mit Recht an eine gültigere Entscheidung. In der That, wäre der Löwe jemals selbst bey einem solchen Kampf, als der Mensch ihm hier in der Abbildung zeigte, zugegen gewesen; so hätte vielleicht das Beyspiel Eindruck auf ihn gemacht. Aber alte Statuen eines Herkules, eines Theseus, oder andrer Thierebändiger, konnten wenig über ihn vermögen, so lang' er keinen lebendigen Gegner sah oder fühlte, der im Stande gewesen wäre, ihm die Spize zu bieten.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß die Art moralischer Malerey, durch Dialogen, so sehr aus der Mode gekommen; daß diese philosophischen Konterfeye heut zu Tage, so was ganz Fremdes sind. Denn wo sind die Originale? Oder sollte auch Ihnen, Palemon, oder mir von ungefähr dergleichen eins aufgestoßen seyn; sollten wir uns an dem lebendigen Original noch so sehr ergözt haben: können Sie sich einbilden, daß es ein gutes Gemälde geben würde?

Sie wissen überdem, daß dieser Akademischen Philosophie, wovon ich Ihnen eine Probe vorlegen werde, ein gewisser Untersuchungsgeist, ein gewisses Zweifeln eigen ist, der dem Genius unsrer Zeit gar nicht behagt. Wir nehmen gern gleich auf der Stelle Parthey. Unschlüssigkeit ist uns eine Marter. Wir hassen alle Untersuchung. Je leichter wir uns heraushelfen können, desto besser. Es scheint, als fürchteten wir uns zu ertrinken, wenn wirs wagten, uns dem Strom der Vernunft zu überlassen. Es däucht uns, wir würden mit Gewalt fortgerissen, ohne zu wissen, wohin; wir ergreifen daher den ersten, den besten Zweig, uns zu halten. Da hangen wir dann, wärs auch mit Lebensgefahr, lieber, als daß

wir

wir unsern eignen Kräften, uns über dem Wasser zu halten, trauen sollten. Wer nur eine Hypothese erhascht hat, sie sey so schwach sie wolle, der ist zufrieden. Er hat denn gleich auf jeden Einwurf eine Antwort bey der Hand, und mit ein Paar Kunstwörtern weiß er ohne Mühe von allen Dingen Rechenschaft zu geben.

Kein Wunder, daß bey solchen Umständen die Philosophie der Alchymisten so sehr ihr Glück macht: sie verspricht ja die größten Wunder, und erfodert mehr Hand- als Kopfarbeit. Wir haben eine seltsame Lust, Schöpfer zu seyn, eine heftige Begierde, wenigstens den Kniff oder das Geheimniß zu wissen, wie die Natur Alles macht. Der übrige Haufen unsrer Philosophen sucht das nur in der Theorie, was unsre Alchymisten in der Praxi möglich zu machen denken. Denn Einige von diesen Herrn haben sich wirklich den Kopf darüber zerbrochen, ob sie nicht durch andre Mittel, als die Natur gebraucht, Menschen machen könnten. Jede Sekte hat ihr Recept. Sobald ihr dies wisset, seyd ihr Herr der Natur: ihr seyd im Stande, alle ihre Phänomene aufzulösen; ihr wißt nun alle ihre Entwürfe, und könnt von allen ihren

Ope-

Operationen Rechenschaft geben. Im Nothfall könnte sie euch vielleicht wohl gar ihr Laboratorium einräumen, und ihre Arbeit überlassen. Wenigstens möchte man glauben, die Anhänger jeder neueren Sekte schmeichelten sich mit diesem Wahn. Jeder ist ein Archimedes in seiner Art, und braucht nicht halb so viel, eine Welt zu machen, als jener, eine aus der Stelle zu bewegen.

Kurz: wir haben sehr triftige Ursachen, unsre Philosophie so superficiell, und folglich so dogmatisch zu treiben. Wir sind zu träge und weibisch, und dann auch ein wenig zu feige, als daß wir das Herz haben sollten, zu zweiflen. Entscheidende Zuversichtlichkeit paßt zu unsren Sitten am besten. Sie verträgt sich so gut mit unsern Lastern, als mit unserm Aberglauben. Was uns von Beyden am meisten am Herzen liegt, wird auf gleiche Weise dadurch gesichert. Haben wir zum Vortheil der Religion eine Hypothese angenommen, wovon, unsrer Meynung nach, unser Glaube abhängt, so scheuen wir, mit abergläubischer Aengstlichkeit, nichts so sehr, als was uns dieselbe verdächtig machen könnte. Sind wir aber, wegen unsrer Laster, mit der Religion zerfallen; so verhält sichs gerade

eben

eben so: wir scheuen uns eben so sehr vor allem Zweifel. Wir müssen getrost sagen können: „Es kann nicht seyn;“ und: „es läßt „sich unwidersprechlich beweisen:“ Denn sonst hieß' es: „Wer weiß?“ Und wer nicht weiß, giebt halb gewonnen! —

Wir wollen also durchaus Alles wissen, und ja nicht die Mühe haben, das geringste zu untersuchen. Welche Philosophie in der Welt kann uns dann wohl ärger zuwider seyn, als diejenige, die keine Hypothese als ausgemacht voraussezt, uns keine schmeichelhafte Systeme vorhält, bloß von Wahrscheinlichkeiten, von Zurückhaltung des Urtheils, von Untersuchung, Prüfung und Behutsamkeit gegen Betrug und Vorurtheile spricht? Dies ist jene Akademische Schule, in welcher vormals die Jugend erzogen wurde; vormals, da nicht nur Reit- und Kriegskunst ihre öffentlichen Uebungsplaze, sondern auch die Philosophie ihre berühmten Kämpfer hatte. Vernunft und Wiz hatten ihre Akademie, und mußten diese Probe aushalten; nicht auf eine pedantische Art, von der Welt abgesondert; sondern öffentlich, unter Leuten von Stande, und als eine Uebung, die ein Stück seiner Lebensart ausmachte. Die größten

Mån-

Männer schämten sich nicht, in Zeiten der Muse von öffentlichen Geschäften, in den höchsten Würden, und selbst in den lezten Stunden ihres Lebens, sich hiermit abzugeben. Daher jene philosophischen Dialogen, jene Geduld, eine Materie von allen Seiten durchzudisputiren, und bis auf den Grund zu untersuchen, wovon wir kaum einen Schatten in unsern heutigen Unterredungen übrig haben.

Bedenken Sie also, Palemon, was aus unserm Gemälde herauskommen, was für eine Figur es machen wird; besonders in dem Lichte, worein sie es unglücklicher Weise zu stellen beliebt haben. Denn wer hätte sichs können einfallen lassen, die Philosophie so mit der Lustigkeit, dem Wiz und der Laune unsrer großen Welt zusammenzustellen? — Findet, demungeachtet, ihr Kredit seine Rechnung dabey, nun, so hab' ich nichts dagegen. Das Projekt ist ganz ihr eigen. Sie haben die Philosophie so seltsam gepaart. Ihnen also überlaß ichs, für den Erfolg zu stehen, und fange dies so wenig versprechende Werk an, welches mein böses Gestirn und Sie mir auferlegt haben, und wozu ich wohl schwerlich den Beystand der Musen erbitten darf,

so

so poetisch auch meine Rolle bey diesem Unternehmen seyn wird.

Zweyter Abschnitt.

„O elender Zustand des Menschenge-
„schlechts! — Unglückliche Natur, dich in
„deinem Hauptwerke so zu irren! — Woher
„diese unselige Schwachheit? Welches Un-
„gefähr oder Schicksal sollen wir anklagen?
„Oder sollen wir den Dichtern glauben, wenn
„sie deine Tragödie singen, Prometheus!
„der du mit deinem gestolnen himmlischen
„Feuer, mit schlechtem Leimen vermischt, des
„Himmels Antliz nachäfftest, und den Unsterb-
„lichen zum Hohn und Schimpf, ihnen das
„zusammengesezte Ding, den Menschen, nach-
„bildetest, dies nichtswürdige Geschöpf, wel-
„ches alles Uebel über sich und die ganze Welt
„gebracht hat!“ —

Was sagen Sie, Palemon, bey ruhigerm Nachdenken, zu diesem tollen Geschwäz? Oder haben Sies schon wieder vergessen, daß Sie gerade in diesem romantischen Ton gegen das menschliche Geschlecht loszogen, an einem Tage, da alles so voller Anmuth war, und dies Geschlecht selbst, meinem Bedünken nach,

nie

nie so liebenswürdig erschien, nie eine bessere Figur machte?

Doch es war nicht die ganze Schöpfung, womit Sie zankten; nicht alle Schönheit war Ihnen zuwider. Das Grün der Gefilde, die schönen fern sich verlierenden Aussichten, der vergoldete Horizont und der purpurfarbne Himmel, von der untergehenden Sonne bemalt, alles dies hatte mächtige Reize für Sie, und ließ Sie nicht gleichgültig. Hier, Palemon, erlaubten Sie mir, mich der Bewunderung so sehr zu überlassen, als mir beliebte; zu gleicher Zeit aber konnten Sies nicht leiden, daß ich von den näheren Schönheiten unsrer eignen Art redte, welche zu bewundern, meiner Meynung nach, für Leute von unserm Alter viel natürlicher war. Ihrer Strenge in diesem Punkt ungeachtet, fuhr ich fort, mich des schönen Geschlechts anzunehmen, und seine Reize über alle andre Schönheiten der Natur zu erheben. Und als Sie sich diesen Gegensaz zu Nuze machten, um zu zeigen, wie wenig die Natur, und wie viel hingegen die Kunst an demjenigen Theil hätte, was ich bewunderte, so vertheidigte ich mich so gut, als ich konnte, und behauptete, als ein rüstiger Kämpfer für die Schönheit,

das

das Feld so lange, als nur noch eine Schöne zugegen war.

Da ich Ihre große Liebe zur Dichtkunst kenne, konnt' ich mich besonders nicht genug wundern, als ich fand, daß Sie auf einmal einen so großen Widerwillen gegen unsre neueren Dichter und galanten Schriftsteller gefaßt hatten; die ich Ihnen als bessere Gewährsmänner für die Vorzüge des schönen Geschlechts, wie irgend einer unter den Alten, anführte. Aber damit kam ich bey Ihnen schlecht weg. Sie gestanden es ein, was neulich ein wiziger Kopf behauptet hat: „Die „Galanterie sey ein Produkt neuerer Zeiten.“ Und das möge sie immerhin seyn, meynten Sie; es gereiche den Alten gewiß nicht zur Schande: denn diese hätten sich zu gut auf Wahrheit und Natur verstanden, als daß eine so lächerliche Erfindung bey ihnen hätte Eingang finden können.

Vergebens also sucht' ich hinter diesem Schilde mich zu schützen. Ich richtete wenig für meine Sache aus, da ich zum Behuf des schönen Geschlechts alle die Lobsprüche anführte, womit man es gewöhnlich, in diesem romantischen Tone, zu beehren pflegt. Sie griffen die Festung der Galanterie selbst an, mach-

machten das Point d'Honneur, mit seinem ganzen Gefolge von delikaten Sentiments und Grimassen lächerlich. Sie verdammten sogar unsre Lieblinge, die Romane; diese allerliebsten, süßen, natürlichen Dingerchen, größtentheils vom schönen Geschlecht selbst geschrieben. Kurz, diese ganze Gattung, dies ganze System von Wiz verdammten Sie durchaus als falsch, monstruös, und gothisch; ganz der Natur entgegen, und bloß aus den Hefen der Chevalerie oder Irrenden-Ritterschaft entsprungen; welcher leztern sie noch, an sich selbst betrachtet, den Vorzug geben, und ihr einen bessern Geschmack, als den, der jezt an ihrer Statt herrscht, zuschreiben. Denn in jenen Zeiten, da dies Geheimniß der Galanterie noch den Begriff tapferer Rittertugend einschloß; da die Schönen bey ritterlichen Thaten selbst zugegen und gewissermaßen mit von der Parthie waren, an allem, was zu Krieg und Kampf gehörte, Theil nahmen, und nur durch Lanzengetöse und männliche Heldenthaten gewonnen wurden; da wars nicht ganz ungereimt, meynten Sie, ihnen, dieser Ursach wegen, Huldigung und Anbetung zu erweisen, sie zu Schiedsrichtern des Wizes und der Sitten zu machen, und

das

das menschliche Geschlecht ihren Gesezen zu unterwerfen. Aber in einem Lande, wo die Religion es nicht zum Gesez mache, weibliche Heiligen zu verehren, sey es so ungereimt und thöricht als gottlos, das schöne Geschlecht zu vergöttern, es zu einer Würde zu erheben, die ihm die Natur nicht gegeben hätte, und ihm mit einer Ehrfurcht zu begegnen, worüber es sich selbst, sobald es auf eine natürliche Art lieben wollte, am ersten beschweren müßte.

Von der moralischen Seite betrachtet, sagten Sie, müsse man erstaunen über die zügellose Frechheit, die durch diese alberne Vergötterung in der Welt eingeführt worden. Was dieses schmeichelnde, kriechende Betragen gegen das ganze schöne Geschlecht überhaupt bedeuten solle, könnten Sie nicht begreifen; es wäre denn, daß man die Absicht hätte, es ganz gemein zu machen, und jeder Schöne die Meynung beyzubringen, das ganze Publikum habe ein Recht an sie; und die Schönheit sey eine gar zu göttliche Sache, als daß sie sich nicht überall mittheilen, daß sie als ein Eigenthum bloß auf den Besiz eines Einzigen eingeschränkt werden sollte.

Unterdessen fieng unsre Gesellschaft an, uns zu verlassen. Die feine Welt, die sie so scharf angegriffen hatten, eilte nach Hause; denn es ward spät. Ich bemerkte, daß die Gegenstände der annähernden Nacht, um der Einsamkeit und Stille, die sie mit sich brachten, nur desto mehr Anmuth für Sie hatten; und daß der Mond und die Planeten, welche nun sichtbar wurden, für einen Mann in ihrer Laune wirklich die einzige angemessene Gesellschaft waren. Denn jezt fiengen Sie an, mit vielem Vergnügen von natürlichen Dingen, und von allen Gattungen der Schönheit, den Menschen allein ausgenommen, zu sprechen. Nie hört' ich eine schönere Beschreibung von der Ordnung der Sterne des Himmels, von den Kreisen der Planeten und ihrer Begleiter, der Trabanten. Und Sie, der Sie jenen schönen Sternen der Erde, in deren Kreisen wir uns eben bewegt hatten, so gar nichts einräumen wollten; Sie, Palemon, der Sie die ganze Pracht jenes Schauplazes so gleichgültig übersahen; Sie fiengen jezt an, diesen andern mit Entzücken zu betrachten, und triumphirten über diese neue philosophische Scene von unbekannten Welten. Hier nun, da Sie das erste Feuer ihrer

Ein-

Einbildungskraft so ziemlich ausgeströmt hatten, hätt' ich mich gern mit Ihnen über jenen andern Theil der Schöpfung, das Menschengeschlecht, etwas gelassener unterhalten; wogegen Sie, sagt' ich, so viel Abscheu geäußert hätten, daß man Sie beynahe für einen vollkommnen Timon, oder Menschenhasser, halten sollte.

„Können Sie denn, o Philokles, — sagten Sie, in einem höheren Tone, voller Rührung — „Können Sie mir einen solchen „Charakter zutrauen? Oder können Sies im „Ernst von mir glauben, daß ich, als ein „Mensch, der sich seiner Natur bewußt ist, „doch so wenig Menschlichkeit haben, und „nichts von den Neigungen eines Menschen „fühlen sollte? Oder, wenn ich das fühle, „was ich natürlicher Weise gegen mein Geschlecht fühlen muß, daß ich gegen seine Angelegenheiten, gegen das, was ihm wichtig „seyn kann, gleichgültig bleiben könnte? Hab' „ich denn so wenig Liebe für mein Vaterland? „Oder finden Sie wirklich einen so schlechten „Freund an mir? Denn was sind alle unsre „Verhältnisse anders? Was sind die Bande „der Privatfreundschaft, wenn die Bande „der Freundschaft gegen das ganze Menschen-

„geschlecht uns nicht verpflichten? Ist dann „in der ganzen Natur noch ein Band, wenn „dieses keins ist? O Philokles! glauben Sie „mir, ich erkenne es, ich fühle seine ganze „Gewalt in mir. Denken Sie nicht, daß ich „gern meine Fesseln zerbrechen möchte. Hal„ten Sie mich nicht für so ausgeartet, für „so unnatürlich, daß ich, so lang ich diese „menschliche Gestalt trage, so lang' ein mensch„liches Herz in meinem Busen schlägt, Liebe, „Mitleiden, Wohlwollen aus meiner Seele „verbannen, und nicht ein Freund der Men„schen seyn sollte. — Aber ach! was für „Verräthereyen! was für Zerrüttungen! „Wie verderbt ist Alles! — Bemerkten Sie „nicht eben jezt, da dieser ganze Plaz mit „glänzenden Reihen feiner Gesellschaft ange„füllt war, wie ruhig, wie friedlich Alles „aussah? — Wie einnehmend ist doch Alles „in öffentlichen Gesellschaften! Welch eine „Harmonie an Höfen und in ihren Versamm„lungsplätzen! Wie vergnügt jedes Gesicht! „Wie freundlich und leutselig das allgemei„ne Betragen! — Welches denkende Ge„schöpf, wenn es gerade so viel, und nicht „mehr, von uns Menschen sähe, würde nicht „glauben, daß unsre Erde ein wahrer Him-

„mel sey? Welcher Fremdling (der Einwoh-
„ner eines der benachbarten Planeten, z. B.)
„wenn er eine Reise zu uns gemacht, und
„bloß diese Aussenseite der Dinge in Augen-
„schein genommen hätte, würde wohl je das
„sich einfallen lassen, was unter dieser Maske
„verborgen liegt? — Aber er verweile nur
„eine Zeitlang bey uns. Man lasse ihm nur
„Zeit, alles näher zu betrachten, und unsern
„Gesellschaften, so bald sie aus einander ge-
„hen, in ihre besondern Schlupfwinkel zu
„folgen; so wird sich ein ganz neuer Anblick
„seinen Augen darstellen. — Hier wird er
„sehen, wie jene großen Männer am Ruder
„des Staats, die keine Stunde vorher öffent-
„lich die wärmsten Freunde waren, jezt die
„arglistigsten Anschläge schmieden, einer den
„andern, zum Untergange des Staats selbst,
„ins Verderben zu stürzen, ihrem Ehrgeiz zum
„Opfer. Hier wird er sehen, wie Andre von
„weicherem Temperament, fern von Ehrgeiz,
„bloß der Liebe fröhnen. Doch, Philokles,
„wer sollt' es denken." —

Bey diesen Worten, wie Sie sich erinnern werden, verrieth ich meinen Leichtsinn, und fieng laut an zu lachen. Schwerlich würden Sie mir dies verziehen haben, hätt' ich Ih-

nen

nen nicht offenherzig die wahre Ursach gesagt. Es geschah nicht aus Mangel an Gefühl für das, was Sie sagten. Ich dachte nur, es müßte wohl noch eine besondere Ursach haben, warum Sie die Ehrgeizigen so leicht übergiengen, und gleich mit voller Ladung gegen die weicheren Geschöpfe, die Verliebten, zu Felde zogen. Erst hielt ich Sie für milzsüchtig: aber jezt glaubt' ich, Sie wären verliebt, und vielleicht so unglücklich angekommen, daß Sie Ursach hätten, sich über Untreue zu beklagen. „Dies, dacht' ich, hat Palemon so in Eifer „gesezt. Daher jene böse Welt! Daher jene „Verderbniß, jene Zerrüttungen, worüber er „seufzt."

Nachdem ich wegen meiner groben Ausgelassenheit um Verzeihung gebeten, die indeß so glücklich war, Sie in andre Laune zu sezen, fielen wir natürlicher Weise auf eine etwas gelassenere Unterredung über die Natur und Ursach des Bösen überhaupt: „durch welche „Ereigniß, welchen Zufall, durch welche „blinde Nothwendigkeit, Absicht, oder Zulassung es in die Welt gekommen; oder, da es „einmal vorhanden sey, noch immer fortwähre." — Diese Frage, womit seichte Denker so leicht fertig werden, machte, wie ich fand,

fand, einem Manne von ihrer scharfen Beurtheilungskraft und Penetration, mehr zu schaffen. Und dies führte uns unvermerkt auf eine strenge Kritik der Natur, welche Sie, wegen vieler Ungereimtheiten, die sie in Rücksicht auf den Menschen und dessen besondern Zustand sollte begangen haben, sehr scharf anklagten.

Gern hätt' ich Sie überredt, etwas billiger von der Natur zu denken, und ihre Mängel in einem günstigern Lichte anzusehen. Meine Meynung war, der Fehler stecke nicht so ganz bloß in einem Theile, wie Sie wollten; sondern jedes Ding habe sein Maaß von Uebel: Vergnügen und Schmerz, Schönheit und Häßlichkeit, Gutes und Böses, schienen mir allenthalben durch einander verwebt; und eins mit dem andern machte, meines Erachtens, eine ganz artige Mischung, die im Ganzen genommen noch immer Annehmlichkeiten genug behielte. Ich stellte mir die Sache ungefähr eben so vor, wie einen reichen Stoff, wo die Blumen und der Grund so seltsam gepaart, so unregelmäßig angelegt, und die Farben so widrig gemischt sind, daß sichs in dem Muster sehr schlecht, im ganzen Stücke aber sehr natürlich und schön ausnimmt.

Aber

Aber Sie bleiben immer bey ihrem Sinne. Nichts konnte bey Ihnen die Fehler oder Flecken dieses Theils der Schöpfung, des Menschen, entschuldigen; wiewohl alles Uebrige für Sie vollkommen schön und ohne Tadel war. Selbst Stürme und Ungewitter hatten ihre Schönheit in Ihren Augen, nur diejenigen ausgenommen, die in einem Menschenherzen aufsteigen. Nur dieses unbändige Geschlecht von Sterblichen bewog Sie, die Natur anzuklagen. Und nun sah' ich, warum die Geschichte vom Prometheus Sie so sehr entzückt hatte. Solch eines Werkmeisters bedurften Sie für die Menschen: und beynahe hätten Sie gewünscht, daß unsre neuere Theologie diese Geschichte bestätigen möchte; damit Sie das höchste Wesen von allem Antheil an diesem verkehrten Werke freysprechen, und also völlige Freyheit haben möchten, es ohne Gottlosigkeit zu schmähen.

Indessen sagt' ich Ihnen, dies sey nur eine schlechte Ausflucht der religiösen Dichter unter den Alten. Jeder Einwurf ließ sich auf die Art durch einen Prometheus leicht beantworten; zum Beyspiel: „Warum hat „der Mensch ursprünglich so viel Thorheit „und verkehrtes Wesen? Warum so viel

„Stolz,

„Stolz, Ehrgeiz und seltsame Begierden?
„Woher so viel Plagen und Fluch über ihn
„und seine Nachkommen?“ — Prometheus
war Schuld. Dieser schöpferische Künstler,
mit seiner unglücklichen Hand, erklärte Alles.
„Es ist sein Werk, sagten sie, und er mag
„es verantworten.“ Sie meynten gewon-
nen Spiel zu haben, wenn sie den Zweifler
nur für einmal abweisen, und die böse Ursach
weiter hinaus schieben konnten. Legte das
Volk ihnen eine Frage vor, so erzählten sie
ihm ein Märchen, und schickten es damit be-
friedigt nach Hause. Niemand, außer eini-
gen wenigen Philosophen, waren, ihrer Mey-
nung nach, so ungläubige Köpfe, daß sie sich
damit nicht abweisen ließen, sondern weiter
hinaussahen und eine zweyte Frage thaten.

Und in der That, fuhr ich fort, man soll-
te sichs nicht vorstellen, wie schön sich ein
Märchen gebrauchen läßt, auch andre, als
Kinder, abzuspeisen; und wie viel lieber die
mehrsten Menschen sich mit dieser papiernen
Münze, als mit vollwichtigen Vernunftgrün-
den bezahlen lassen. Wir haben eben nicht
Ursach, die Indianischen Philosophen so sehr
auszulachen, wenn sie ihrem Volk, auf die
Frage, worauf denn dies ungeheure Weltge-

bäude

bäude ruhe, antworten: auf einem Elephanten. — Und der Elephant? — Eine kützliche Frage! die man aber billig gar nicht beantworten sollte. Bloß hier sind unsre Indianischen Philosophen zu tadeln. Sie sollten sich an dem Elephanten begnügen, und nicht weiter gehen. Aber sie haben noch eine Schildkröte im Vorrath, deren Rücken, denken sie, breit genug ist Die Schildkröte also muß die neue Last tragen: und so steht denn die Sache auf schlechtern Füßen, als vorher.

Von gleichem Schlage, sagt' ich, sey die heidnische Erzählung vom Prometheus. Nur waren die heidnischen Mythologisten klug genug, sich aus dieser ersten Verschanzung nicht vertreiben zu lassen. Ein einziger Prometheus war genng, ihrem Jupiter die Last abzunehmen. Jupiter gab bey der ganzen Sache bloß einen Zuschauer ab. Er entschloß sich, wie's scheint, neutral zu bleiben, um zuzusehen, wie dieser kühne Versuch gelingen, wie der gefährliche Menschentöpfer zu Werke gehen, und was er wohl herausbringen würde. — Herrlicher Einfall, den heidnischen Pöbel zu beruhigen! Aber wie, meynen Sie, würd' ein Philosoph dies verdauen? „Die „Götter, würd' er den Augenblick sagen, konn-

„ten

„ten entweder des Prometheus Schöpfung
„verhindern; oder sie konnten es nicht. Konn-
„ten sie es, so mußten sie für die Folgen ste-
„hen; konnten sie es nicht, so waren sie ein-
„geschränkt und ohnmächtig, folglich keine
„Götter mehr. Und Prometheus mag nun
„das Ungefähr, das Schicksal, eine plasti-
„sche Natur, oder einen bösen Dämon, oder
„was er wolle, bedeuten; immer bleibt er
„ein Widerspruch gegen die Allmacht.“

Daß ein so wichtiges, gefährliches Werk, als die Schöpfung, von einem Wesen, dem es an vollkommner Vorhersehung sowohl als Macht fehlte, sollte unternommen seyn, das, sagten Sie, lasse sich freylich bey der Weisheit und Gerechtigkeit des höchsten Wesens nicht denken. Sie hielten sich aber an die Vorhersehung. Sie gaben zu, daß der Schöpfer die Folgen eingesehen, als er sein Werk unternahm: Sie leugneten aber, daß es besser gewesen seyn würde, es zu unterlassen, wiewohl er den Erfolg voraus sah. „Es
„war besser, meynten Sie, daß der Entwurf
„ausgeführt wurde, was auch immer aus
„dem Menschengeschlecht werden, so übel sich
„auch der größte Theil desselben bey einer sol-
„chen Schöpfung befinden möchte. Denn

„unmög-

„unmöglich konnte der Himmel etwas anders „als das Beste wollen und schaffen. Selbst „aus diesem Elende, aus diesem Bösen also, „das wir bey den Menschen finden, müsse „ohne Zweifel etwas Gutes entspringen, et„was, das jenes Alles überwiegt und voll„kommen ersezt.“

Ich wunderte mich nicht wenig, wie ich Sie zu diesem Bekenntniß bringen können, und fand bald nachher, daß Sie selbst ziemlich in Verlegenheit dadurch kamen. Denn hier nahm ich Ihre eigne Parthey gegen Sie; ich sezte alle Niederträchtigkeiten und Verderbnisse des Menschengeschlechts in das nemliche Licht, wie Sie vorher gethan hatten, und stellt' es nun Ihnen anheim zu erklären, wie daraus irgend ein Vortheil oder ein Gut entspringen könnte; oder wie es möglich sey, etwas Vortreffliches oder Schönes in den tragischen Gemälden zu finden, die Sie selbst so treffend nach dem Leben gezeichnet hatten? Ob nicht ein sehr starker philosophischer Glaube dazu gehöre, sich zu überreden, daß diese widrigen Theile, die Sie vorher ins Licht stellten, nur die nothwendigen Schatten eines schönen Stücks wären, und also unter die Schönheiten der Schöpfung gerechnet werden müßten:

müßten: oder ob Sies für anständig hielten, dem Himmel die Maxime zuzuschreiben, die Sie gewiß bey Menschen durchaus nicht billigen würden, nemlich: „Böses zu thun, damit Gutes daraus komme?“

Dies, sagt' ich, erinnre mich an die Manier unsrer heutigen Prometheuse der Marktschreyer, die solcher Wunder mancherley hier auf unsrer irdischen Bühne verrichten. Sie können Krankheiten und Zerrüttungen anrichten, um zu heilen und wieder herzustellen. Aber sollten wir dergleichen Verfahren dem Himmel zuschreiben? Sollten wir vermessen genug seyn, solche Quacksalber aus den Göttern, und einen solchen Patienten aus der armen Natur zu machen? „War dies ein „Grund von dem kränkelnden Zustande der „Natur? Oder wie fiel sie sonst (die arme „Unschuldige!) in ihre Krankheit oder Ver„derbniß? Wäre sie ursprünglich gesund ge„wesen, oder gleich ohne Gebrechen erschaffen „worden; so wäre sie wohl immer so geblie„ben. Es machte den Göttern wenig Ehre, „sie im Stich zu lassen, oder einen Riß an „ihr zu übersehen, dessen Ausbesserung ihnen „theuer zu stehen käme, und sie für ihr eig„nes Werk büßen machte.“ —

Ich

Ich wollte eben den Homer als Zeugen anführen von den mancherley Widerwärtigkeiten des Jupiter, von dem Tode des Sarpedon, und den häufigen Queerstrichen, welche die fatalen drey Schwestern dem Himmel durch seine Rechnung machten. Aber ich merkte, daß dieser Ton Ihnen mißfiel. Ich hatte nun meine Neigung zum Skepticismus ziemlich klar an den Tag gelegt. Und hier hielten Sie mir nicht nur die Religion vor, sondern auch die Galanterie, die ich kurz vorher vertheidigt hatte. Beyde mußten gemeine Sache machen, mich anzugreifen, da Sie sahen, daß ich an nichts fest hielt; sondern jezt eben so fertig war, wider dieselbe zu reden, als ich vorhin gewesen war, ihre Sache zu führen, und die Moral der Verliebten zu vertheidigen. Dies, sagten Sie, sey meine Art bey allen philosophischen Untersuchungen: Die Gründe auf der einen Seite gefielen mir eben so gut, wie die auf der andern; ich bekümmerte mich nie darum, ob diese oder jene obsiegte, und lachte in dem einen Falle so gut, wie im andern; und selbst wenn ich Andre überzeugte, schien' es doch nie, als ob ich selbst überzeugt sey.

Ich gestand Ihnen, Palemon, Sie hätten nicht ganz Unrecht. Denn ich liebte vor allen Dingen die Gemächlichkeit; und vor allen Philosophen diejenigen, die mit der mehrsten Gemächlichkeit philosophirten, ohne Zorn oder Aengstlichkrit, wie die so genannten Skeptiker, denen Sie selbst in diesem Stücke Gerechtigkeit widerfahren ließen. Ich hielte demnach diese Art von Philosophie für die behaglichste, angenehmste Bewegung und Uebung des Geistes, die sich nur denken lasse. Die andre Art sey, meiner Meynung nach, sehr verdrüßlich und mühselig: „immer bloß auf „einer bezeichneten Bahn einher schlendern; „immer bloß auf ein bestimmtes Ziel lostrei„ben; und sich genau an dasjenige fest hal„ten, was man, auf gutes Glück, Wahrheit „nennet: ein Punkt, der allem Ansehen nach „sehr unbestimmt, und schwer auszumachen „sey.“ Ueberdem trät' ich auf meinem Wege keinem Menschen zu nahe. Ich wäre bey jeder Gelegenheit der erste, welcher nachgäbe; und in Religionssachen sey kein Mensch weiter von profaner Spötterey und Irrlehren entfernt, als ich. Nie würd' ich die Selbstgenugsamkeit haben, meinen geistlichen und gelehrten Vorgesezten Aergerniß zu geben. Niemand

mand verließe sich weniger auf seinen eignen Verstand, als ich; auch sey ich keiner von denen, welche die Vernunft über den Glauben erheben, oder sich fest auf dasjenige stüzen, was dogmatische Köpfe Demonstration nennen und vermessen genug sind, es den heiligen Geheimnissen der Religion entgegenzusezen. Und um Ihnen zu zeigen (fuhr ich fort) wie unmöglich es für Leute unsrer Art ist, jemals von dem allgemeinen und festgesezten Glauben abzuweichen, so bedenken Sie doch, daß, da Andre mit ihren eignen Augen sehen wollen, was gut und wahr und anständig in der Religion ist, wir hingegen bloß mit den Augen dieser unsrer geistlichen Führer zu sehen verlangen. Wir vermessen uns auch nicht, diese Führer selbst zu beurtheilen; sondern unterwerfen uns ihnen, als Leuten, die von unsern rechtmäßigen Obern über uns gesezt sind. Kurz, Sie Herrn Vernünftler, die in allen Dingen bloß Ihrer Vernunft folgen, wollen Alles wissen, und glauben wenig oder nichts; da wir hingegen nichts wissen, und Alles glauben.

Hier schwieg ich; und statt aller Antwort fragten Sie mich ganz kalt: „Ob ich bey dieſem allerliebsten Skepticismus zwischen Red-

„lich-

„lichkeit und Unredlichkeit in Handlungen nicht „mehr Unterschied machte, als zwischen Wahr„heit und Falschheit, Richtigkeit und Unrich„tigkeit in Vernunftschlüssen?“

Ich getraute mich nicht zu fragen, was Sie hiermit haben wollten. Ich fürchtete, es nur zu deutlich zu sehen, und daß ich Ihnen durch dieses leichtfertige Geschwäz, das ich in einigen Modegesellschaften unsrer feinen Welt gelernt hatte, Anlaß gegeben, mich der ärgsten Art des Skepticismus, der keines Dinges schont, sondern alle Grundsäze, der Moral sowohl als der Religion, übern Haufen wirft, im Verdacht zu haben.

Verzeihen Sie, guter Palemon, sagt' ich; ich sehe, Sie sind beleidigt, und Sie haben Recht. Wie aber, wenn ich mich bemühte, mein skeptisches Vergehen dadurch wieder gut zu machen, daß ich mir ein bekanntes Vorrecht der Skeptiker zu Nuze machte, und mich eben der Sache recht eifrig annähme, die ich bisher bestritten? Glauben Sie nur nicht, ich werde mich so sehr versteigen, die geoffenbarte Religion, oder die heiligen Geheimnisse des christlichen Glaubens vertheidigen zu wollen. Ich bin zu unwürdig eines solchen Unternehmens, und würde den Gegenstand entweihen.

Ich

Ich rede hier bloß von Philosophie: ich möchte bloß einen Versuch machen, was sich aus dieser zusammenbringen ließe, den Hauptgründen des Atheismus die Spize zu bieten, und das wieder aufzubauen, was ich vorher in dem System des Theismus einreißen wollte.

Ihr Vorsaz, sagten Sie, macht mich sehr geneigt, mich mit Ihrem Charakter, dem ich bald nicht viel getrauet hätte, wieder auszusöhnen. Denn so sehr ich den Theismus, oder den Namen Deist, in dem Sinne, da die Offenbarung dadurch verworfen wird, hasse; so glaub' ich doch, daß im genauesten Verstande alles auf dem Theismus beruhet, und daß keiner ein festgegründeter Christ seyn kann, ohne vorher ein guter Theist zu seyn. Denn Theismus kann bloß dem Polytheismus oder Atheismus entgegengesezt werden. Ich kanns daher nicht ausstehen, wenn man den Namen Theist, den höchsten aller Namen, als ein Schimpfwort gebraucht, und ihn dem Christenthum entgegensezt. „Gleich als wäre „unsre Religion eine Art von Magie die nicht „auf dem Glauben eines einzigen höchsten „Wesens beruhte. Oder als wäre der feste „vernunftmäßige Glaube an ein solches Wesen, nach philosophischen Gründen, eine

„Eigen-

„Eigenschaft, die uns unfähig machte, noch „etwas mehr zu glauben.“ Herrliche Voraussezung für diejenigen, die von Natur zum Unglauben gegen die Offenbarung geneigt sind, oder aus Eitelkeit eine solche Freydenkerey affektiren! —

Aber lassen Sie hören, fuhren Sie fort, ob Sie in vollem Ernst und aufrichtig gesonnen sind, diese Meynung, die der Grund aller Religion ist, zu vertheidigen; oder ob Sie nur, wie bisher, Ihren Spaß mit der Sache treiben wollen? „Sie mögen nun darüber denken, was Sie wollen, Philokles, so „sollen Sie damit heraus. Sie können jezt „nicht länger vorwenden, daß Zeit oder Ort „sich für so ernsthafte Materien nicht schicke. „Die bunte, lustige Scene ist mit dem Tage „verschwunden. Unsre Gesellschaft hat schon „lange das Feld geräumt. Und nichts kann „tiefe Betrachtungen und ernsthafte Gespräche mehr begünstigen, als die feyerliche Majestät einer solchen Nacht wie diese.“

So fuhren Sie fort, Palemon, immer stärker in mich zu dringen, bis Sie mich endlich mit Gewalt zu folgendem Strom von philosophischem Enthusiasmus hinrissen.

Dritter Abschnitt.

Sie werden also finden, sagt' ich mit gravitätischer Miene, daß es mir möglich ist, ernsthaft zu seyn; und daß ich einen guten Ansaz habe, es auf immer zu werden. Ihre zur Unzeit angebrachte, übertriebne Ernsthaftigkeit, war vielleicht Schuld, daß ich auf das entgegengesezte Extrem verfiel, um Ihrer melancholischen Laune Einhalt zu thun. Aber ich habe jezt eine bessere Meynung von dieser Melancholie; und ungeachtet der grillenfängerischen Wendung, die Sie ihr zu geben beliebten, bin ich doch versichert, daß sie ganz etwas anders, als irgend eine von den phantastischen Ursachen, die ich anführte, zum Grunde hat. „Liebe ist ohne Zweifel ihre „Quelle: aber eine edlere Liebe, als gemeine „Schönheiten in uns entzünden." —

Hier fieng ich nun auch an, meine Stimme zu erheben, und den feyerlichen Ton, den Sie mich gelehrt hatten, nachzuahmen. „Bey „Ihrer Kenntniß, fuhr ich fort, bey Ihrer „großen Kenntniß und Erfahrung in allen „Klassen und Graden der Schönheit, in allen „geheimnißvollen Reizen besonderer Gestalten, „erheben Sie sich zum Allgemeinern; und

„mit

„mit einem weiteren Herzen, mit einem viel
„umfassenderen Geiste, suchen Sie edelmüthig
„nur das Höchste in jeder Art auf. Unge-
„fesselt durch die Züge eines schönen Gesichts,
„oder das harmonische Ebenmaß eines mensch-
„lichen Körpers, beschauen Sie das Leben
„selbst, und umarmen lieber den Geist, wel-
„cher der äußern Gestalt erst Glanz und wahre
„Liebenswürdigkeit mittheilt.

„Aber der Genuß einer solchen einzelnen
„Schönheit kann eine so hochstrebende Seele
„nicht befriedigen. Sie sucht mehrere Schön-
„heiten zu vereinigen, und durch Verschmel-
„zung derselben eine schöne Gesellschaft her-
„vorzubringen. Sie betrachtet Gesellschaf-
„ten, Freundschaften, Verwandtschaften, ge-
„genseitige Pflichten, und überlegt, aus wel-
„cher Harmonie besonderer Geister die allge-
„meine Harmonie, das Wohl des Ganzen,
„entspringe.

„Selbst mit dem gemeinsamen Wohl in
„einer einzelnen Gesellschaft von Menschen
„nicht zufrieden, bildet sie sich einen edleren
„Gegenstand, und sucht mit erweiterter Nei-
„gung das Wohl des ganzen Menschenge-
„schlechts. Sie verweilt mit Vergnügen
„bey jenen Verhältnissen und Einrichtungen,

„auf

„auf welchen diese schöne Uebereinstimmung,
„diese herrliche Eintracht zu Einem allgemei-
„nen Wohl, beruhet. Geseze, Anordnungen,
„bürgerliche und religiöse Gebräuche; alles,
„was das rohe Menschengeschlecht polirt und
„verfeinert; Wissenschaften und Künste, Phi-
„losophie, Moral, Tugend; der blühende
„Zustand menschlicher Dinge, und die Voll-
„kommenheit der menschlichen Natur; dies ist
„ihr seligster Anblick, dies der Zauber der
„Schönheit, welcher sie so mächtig fesselt.

„Immer brennend von diesem edlen Trie-
„be — so groß ist ihre Liebe zur Ordnung
„und Vollkommenheit — steht sie selbst hier noch
„nicht stille; nicht zufrieden mit der Schön-
„heit eines Theils, breitet sie ihre immer mit-
„theilende Güte noch weiter aus, sucht das
„Wohl Aller, und findet erst in der Glückse-
„ligkeit des Ganzen ihre Befriedigung. Ge-
„treu ihrem Geburtsorte und höherem Vater-
„lande, sieht sie sich hier nach Ordnung und
„Vollkommenheit um; sie wünscht das Beste,
„und hoffet mit Zuversicht, hier eine gerechte
„und weise Regierung zu finden.

„Und da alle diese Hoffnung vergebens
„und eitel wäre, wenn kein allgemeiner Geist
„Alles beherrschte; weil ohne diese höchste

„Weis-

„Weisheit und gütige Fürsehung die Welt in „Zerrüttung und unendliches Elend versinken „müßte; so bestrebt sich eben hier die edle „Seele jene beseligende Grundursach zu ent„decken, welche das Wohl des Ganzen aufs „sicherste gründet, die Schönheit der Dinge „und die allgemeine Ordnung aufs vollkom„menste erhält.

„Dies, Palemon, ist das Streben Ihrer „Seele; dies ihre Melancholie: Sie ringen, „die höchste Schönheit zu entdecken; aber ver„gebens; schwarze Wolken verhüllen Ihnen „ihren Anblick. Ungeheuer steigen auf, nicht „aus Lybischen Wüsten, sondern aus dem viel „fruchtbarern Herzen des Menschen, und ver„unstalten mit ihrer scheußlichen Gestalt den „Anblick der Natur. Diese wird also mit ih„rer vermeinten Ohnmacht und Verkehrtheit „verachtet, die Regierung der Welt angeklagt, „und die Gottheit wird ein Unding.

„Auf alle diese Schwierigkeiten hat man „Antworten die Menge; man zeigt, warum „die Natur irre, und wie es zugegangen, „daß sie so ohnmächtig und irrig aus einer „Hand gekommen, die nicht irren kann. Aber „ich leugne, daß sie irret; und selbst da, wo „sie am unwissendsten oder verkehrtesten in

„ihren

„ihren Werken zu seyn scheint, behaupt' ich,
„daß sie eben so weise und vorsichtig handelt,
„als in ihren trefflichsten Werken. Denn
„nicht dann beklagen wir uns über die Ein-
„richtung der Welt, nicht dann ist der An-
„blick der Dinge uns verhaßt, wenn wir se-
„hen, daß so mancherley verschiedne Interes-
„sen sich durchkreuzen und im Wege stehen;
„daß Naturen einander untergeordnet, von
„verschiedner Art, eine der andern entgegen-
„gesezt, und die geringern den höheren in ih-
„ren verschiednen Wirkungen unterworfen
„sind. Vielmehr bewundern wir eben wegen
„dieser Ordnung unter den verschiednen Klas-
„sen der Dinge die Schönheit der Welt, die
„also aus lauter kontrastirenden Gegensäzen
„entspringt, wo alle die mannichfaltigen Dis-
„sonanzen sich in allgemeine Harmonie auflösen.

„So ist, zum Beyspiel, unter den ver-
„schiednen Klassen irdischer Geschöpfe eine ge-
„wisse Resignation nothwendig, da eins sich
„für das andre aufopfern, eins dem andern
„weichen muß. Die Pflanzen erhalten durch
„ihren Tod die Thiere; und die aufgelösten
„Leiber der Thiere, befruchten die Erde, und
„ernähren das Pflanzenreich. Die unzähl-
„bare Menge der Insekten wird durch die hö-

„heren

„heren Gattungen der Vögel und vierfüßigen „Thiere, und diese wieder durch den Menschen „vermindert; welcher dagegen andern Natu„ren unterworfen ist, und gleich ihnen seinen „sterblichen Leib dem Ganzen zum Opfer „bringt. Wenn wir nun bey Naturen, die „so wenig eine über die andre erhaben sind, „diese gegenseitige Aufopferung ihrer Vortheile so billig finden; mit wie viel größerem „Rechte müssen dann nicht alle geringern Naturen der allerhöchsten Natur, der Welt, „unterworfen seyn! derjenigen Welt, Pale„mon, die noch eben jezt Sie so sehr entzück„te, da der Sonne schwindendes Licht jenen „glänzenden Gestirnen Plaz machte, und dies „unermeßliche System Ihrer Betrachtung „darstellte!

„Hier herrschen jene Geseze, die unmög„lich einem irdischen Dinge untergeordnet wer„den können oder dürfen. Jene Centralkräf„te, wodurch das unvergängliche Weltgebäu„de in seinem Gleichgewicht und seiner Bewe„gung erhalten wird, dürfen nicht aufgeho„ben werden, um einen vergänglichen Leib „zu retten, ein armseliges Geschöpf, welches „am Abgrunde schwindelt, zu halten, dessen „gebrechlicher Bau, würd' er auch noch so

„sehr

„sehr geschüzt, doch von selbst so bald verwe-
„sen muß. Die Luft, die uns umgiebt, die
„Dünste, die aus der Erde aufsteigen, die
„Meteore, die über unsern Häuptern schwe-
„ben, oder was sonst zu Nährung und Erhal-
„tung dieser Erde dient, alles das wirkt sei-
„ner Natur gemäß; und andre Einrichtungen
„müssen sich dem Wohlstande und der Ein-
„richtung des allerhaltenden Erdkörpers un-
„terwerfen.

„Wir dürfen uns daher nicht wundern,
„wenn durch Erdbeben, Stürme, pestilenzia-
„lische Seuchen, Wasserfluthen, irdisches oder
„himmlisches Feuer, die lebendigen Geschöpfe
„oft Schaden leiden, und vielleicht ganze Ge-
„schlechter derselben auf einmal zu Grunde ge-
„hen. Viel weniger aber darf es uns befrem-
„den, wenn entweder durch äußerliche Verle-
„zung oder durch inneres Gift einer feindse-
„ligen Materie, einzelne Geschöpfe selbst in
„ihrer ersten Empfängniß verunstaltet werden,
„wo die Krankheit den Siz der Zeugung an-
„greift, und die Saamentheile verdorben und
„in ihrer gehörigen Wirkung verhindert wer-
„den. Nur dann kommen Mißgeburten zum
„Vorschein: die Natur wirkt dabey nicht an-
„ders, wie gewöhnlich, weder verkehrt, noch
„irrig,

„irrig, weder nachläſſig, noch kraftlos; ſon„dern durch einen höheren Gegner, durch die „ſiegende Kraft einer andern mächtigern Na„tur, überwältigt.

„Eben ſo wenig dürfen wir uns wundern, „wenn der innere Bau, die Seele und das „Temperament, an dieſer zufälligen Verun„ſtaltung Theil nimmt, und oft mit ihrem „Gatten ſympathesirt. Was iſt natürlicher, „als die Schwachheit oder Verderbniß eines „Geiſtes, der in einen ſo gebrechlichen Körper „eingeſchloſſen iſt, von ſo kränklichen Organen „abhängt!

„Hier haben Sie alſo die Auflöſung, die „Sie verlangen; hier ſehen Sie die Quelle „jener Flecken, welche die Natur, dem An„ſchein nach, verunſtalten. Aber alles dies „iſt natürlich und gut. Das Gute behält „immer die Oberhand; und jede der Verderb„niß unterworfene und ſterbliche Natur, iſt „mit ihrer Sterblichkeit und Verderbniß nur „einer beſſeren zinsbar, alle aber jener beſten „und höchſten Natur, welche unverderblich „und ewig iſt.“

Kaum hatt' ich dieſe Worte ausgeredt, als Sie mich voller Verwunderung fragten, was mir zugeſtoßen, daß ich ſo auf einmal ei-

nen

nen ganz andern Charakter angenommen, und Gedanken geäußert hätte, die doch gewiß, meynten Sie, einigen Grund in mir haben müßten, weil ich sie sonst schwerlich mit so inniger Wärme hätte vortragen können.

O, sagt' ich, Palemon! wär' ich doch so glücklich gewesen, Sie neulich anzutreffen, da ich eben von einem Freunde auf dem Lande zurückkam, dessen Umgang in zwey Tagen einen solchen Eindruck auf mich gemacht hatte, daß Sie mich nicht besser hätten wünschen können. Sie hätten gewiß geglaubt, ich sey von meinem Skepticismus und Leichtsinn so sehr geheilt, daß ich künftig über nichts in der Welt, am wenigsten über so ernsthafte Gegenstände, wie diese, so ins Gelach hinein spotten würde.

Wahrhaftig, sagten Sie, ich mögte wünschen, wir wären lieber damals zusammen getroffen, oder jene guten und ernsthaften Eindrücke Ihres Freundes hätten ununterbrochen bis auf diesen Augenblick bey Ihnen fortgedauert.

Dem sey, wie ihm wolle, Palemon, sagt' ich, so sind sie noch nicht so ganz bey mir erloschen, daß ich sie nicht leicht, wie Sie sehen, wieder erwecken könnte; wär' ich nicht besorgt — Besorgt! sagten Sie; und für wen,

guter

guter Philokles? ich bitte Sie. Für mich, oder für Sie selbst? — Für uns Beide, erwiedert' ich. Denn war ich gleich beynahe vollkommen von meinem Skepticismus geheilt, so wars doch durch ein Mittel, das ich für noch viel ärger halte — vollkommne Schwärmerey. Sie haben in Ihrem Leben keinen liebenswürdigern Schwärmer gekannt!

Wär' er mein Freund, sagten Sie, ich würde schwerlich so frey mit ihm umspringen. Vielleicht wäre das auch in meinen Augen wohl nicht Schwärmerey, was Sie so zu nennen belieben. Ich habe starken Verdacht, daß Sie ihm Unrecht thun; und ich werde nicht eher ruhen, als bis Sie mir mehr von den ernsthaften Unterredungen erzählen, um derentwillen Sie ihn zum Schwärmer machen.

Ich muß gestehen, sagt' ich, er hatte nichts von jenem wilden, verstörten Wesen gewöhnlicher Schwärmer. Alles an ihm war heiter, sanft, gefällig und harmonisch. Er hatte mehr von dem liebenswürdigen Enthusiasmus jener alten Dichter, der Sie so oft bezaubert, als von der rauhen ungeselligen Art unsrer neueren Zeloten; dieser trotzköpfigen, sauertöpfischen Herrn, welche die Religion nicht anders vertheidigen, als ein Renommist sein

Mäd-

Mädchen, und uns unterdeß eine sehr gleichgültige Meynung von den Verdiensten ihrer Gebieterinn, und von ihrem eignen Wize beybringen, indem sie etwas anbeten, was sie sich nicht getrauen andern sehen zu lassen, noch sich selbst die Mühe geben, es recht beym hellen Lichte zu betrachten. Aber hier, ich stehe dafür, war nichts Verdecktes oder Geschminktes. Alles war unverstellt, offen, und ächt, wie die Natur selbst. Die Natur war seine Geliebte; die Natur besang er. Und wenn man von Jemanden sagen kann, er habe eine natürliche Gebieterinn, so gilt es von meinem Freunde, dessen Herz so ganz von der Natur gefesselt war. Aber Liebe bleibt doch immer Liebe; das fand ich auch hier. War gleich der Gegenstand so vortrefflich, und die Leidenschaft, die er erzeugte, so edel; so war doch die Freyheit, meinem Bedünken nach, noch vortrefflicher und edler: und ich, der ich nie Lust gehabt, mich in eine andre Liebe von einiger Dauer einzulassen, ich scheute mich um desto mehr vor dieser, die eine solche Gewalt über meinen armen Freund hatte, daß sie ihm das Ansehen des vollkommensten Schwärmers von der Welt gab, das beißige Wesen allein ausgenommen. Denn dies war ganz beson-

ders

ders bey ihm: „er hatte zwar alles vom „Schwärmer, aber nichts vom Abergläubigen. „Er hörte alles mit Gefälligkeit und Vergnügen „an; und nahm mirs nicht übel, wenn ich alle „seine Gedanken für Träume erklärte, und, als „ein wahrer Skeptiker, alle seine Systeme zer„trümmerte.“

Dieser Charakter gefiel Ihnen so außerordentlich, daß Sie mich kaum ausreden ließen. Ich sahe wohl, daß Sie mir nicht Ruhe lassen würden, bis ich Ihnen das Wichtigste von dem, was zwischen mir und meinem Freunde in diesen beiden Tagen unsers einsamen Aufenthalts auf dem Lande vorgefallen war, erzählt hätte. Einmal übers andre bat ich Sie, sich in Acht zu nehmen: „Sie kennen, sagt' ich, die Gefahr „dieser philosophischen Leidenschaft noch nicht; „Sie bedenken nicht, was Sie sich vielleicht da„durch zuziehen, und mir nachher Schuld ge„ben werden. Ich habe mich leider schon weit „genug eingelassen; und Sie treiben mich nun, „auf Ihre eigne Gefahr, noch weiter.“ —

Alles, was ich sagen konnte, machte nicht den geringsten Eindruck auf Sie. Statt aber diesen Abend weiter fortzufahren, macht' ich mich verbindlich, Ihnen zu gefallen Schriftsteller zu werden, und die Denkwürdigkeiten jener beiden

den philosophischen Tage zu Papiere zu bringen. Ich versprach zugleich, mit dem, was diesen lezten Tag zwischen uns beiden vorgegangen, den Anfang zu machen; welches ich denn, wie Sie sehen, als Einleitung zu meiner Geschichte, gethan habe.

Zweyter Theil.

Erster Abschnitt.

Philokles an Palemon.

Nach einem Tage, wie der gestrige, konnte mirs den Morgen darauf beym Erwachen nicht anders als hart, dünken, daß ich mich so fest verbindlich gemacht, ohne Verzug in der nemlichen philosophischen Untersuchung fortzufahren, und zwar unter den nachtheiligsten Umständen von der Welt. Denn ich spielte nun nicht länger die angenehme Rolle eines Gesellschafters. Ihrer Gegenwart und Unterredung, die mir bisher fortgeholfen, mußt' ich jezt entbehren. Ich war allein; in meine Studierstube eingeschlossen; genöthigt, für mich selbst nachzudenken; und in der verdrüßlichen Lage eines Schriftstellers und Geschichtschreibers über die schwerste Materie, die sich nur denken läßt.

Doch

Doch hier kam der gütige Himmel, wie mich dünkt, mir gewissermaßen zu Hülfe. Denn wenn Träume von Jupiters Thron abgesandt werden, wie Homer uns lehrt; so darf ich wohl glauben, daß der meinige, besonders da er sich mit der Morgenröthe einfand, ein günstiger Traum von der ächten Art gewesen; wenigstens gab er mir eine helle, vollkommne Vorstellung von dem, was ich so sehnlich in mein Gedächtniß zurückzurufen wünschte.

Ich fand mich in eine entlegne Gegend versezt, die mir die prächtigste ländliche Scene darstellte. Es war ein Berg nicht weit von der See, sein Gipfel mit alten ehrwürdigen Eichen bekränzt; zu seinem Fuße wand sich ein klarer Bach durch eine wohlangebaute Ebne; über welche hinaus das offne Meer die Aussicht begränzte.

Kaum hatt' ich den Ort betrachtet, als ich bemerkte, daß es derselbe war, wo ich den zweyten Tag meines Aufenthalts auf dem Lande mich mit dem Theokles unterredet hatte. Ich sah mich um, und suchte meinen Freund; ich rief: Theokles! und erwachte. Aber so mächtig war der Eindruck dieses Traums, so lebendig meine Vorstellung von der Person, den Worten und dem ganzen Betragen meines Freundes,

daß

daß ich mir jezt einbilden konnte, ich sey auf eine philosophische Art, wie jener Römische Weise*) von seiner Aegeria, begeistert, und eingeladen, bey dieser Gelegenheit mit meiner philosophischen Muse einen Versuch zu machen. Denn mit Recht konnt' ich ihren Beystand hoffen, da ich von meinem Theokles reden wollte, der die Musen so sehr liebt, und gewiß von ihnen nicht wenig geliebt wird.

Ich kehre also wieder zu jener wahren ländlichen Scene, und zu jenem heroischen Genius, dem Gefährten und Führer meiner ersten Gedanken über diese tiefen Materien, zurück. Den ersten Morgen fand ich ihn mit seiner geliebten Mantuanischen Muse in den Feldern herumschweifen; denn man sagte mir in seinem Hause, daß er, seiner Gewohnheit nach, hinausgegangen sey, zu lesen. So bald er mich sah, verschwand sein Buch, und er eilte mir mit offnen Armen entgegen. Nachdem wir uns umarmt hatten, bezeugt' ich meine Neugier, zu wissen, was er gelesen hätte; und fragt' ihn, ob es etwa was Geheimes wäre, wozu ich keinen Zutritt haben dürfte? — Er zeigte mir hierauf seinen Dichter; und mit lächelnder Miene sprach er: Nun sagen Sie mir im Ernst,

Philo-

*) Numa.

Philokles, erwarteten Sie nicht irgend ein mysteriöseres Buch, als dies? — Ja, sagt' ich, bey Ihrer Neigung zum Nachdenken hätt' ich freylich etwas anders erwartet. — Und meynen Sie denn, erwiedert' er, daß man ohne Nachdenken an diesen göttlichen Dichtern wahrhaftig Geschmack finden könne? — In der That, sagt' ich, ich hätte nie geglaubt, daß man nachdenkend werden, oder sich von der Welt absondern müsse, um den Virgil oder Horaz zu lesen.

Sie nennen da zwey, sagt' er, die man wohl schwerlich für so sehr ähnlich halten kann; wiewohl sie beide Freunde und gleich vortreffliche Dichter waren. Doch, da es Ihnen gefällt, sie zusammenzustellen, so mögt' ich nur wissen, ob Sie irgend eine Gemüthsfassung für geschickter halten, sie zu lesen, als die, worinn sie selbst geschrieben haben. Darinn waren sie gewiß beide von Herzen eins, daß sie die Absonderung von der Welt liebten; daß sie einer Lebensart, welche Sie nachdenkend nennen, so willig die höchsten Vortheile, die Vergnügungen, und die Gunst des Hofes aufopferten. Doch ich wag' es, zum Vortheil der Einsamkeit oder Absonderung von der Welt noch mehr zu sagen, nemlich: „daß

„nicht nur die besten Schriftsteller, sondern „auch die beste Gesellschaft dieser Würze be„dürfen.“ Die Gesellschaft selbst kann ohne einige Enthaltsamkeit, ohne zuweilen in der Stille für sich nachzudenken, unmöglich recht genossen werden. Alles wird unschmackhaft, langweilig und widerlich, wenn nicht dann und wann einsame Stunden dazwischen kommen. Sagen Sie, Philokles, haben Sie selbst es nicht oft so gefunden? Glauben Sie, daß diejenigen Verliebten sich auf den Vortheil ihrer Liebe verstehen, die keinen Augenblick von einander getrennt seyn wollen? Oder würden das kluge Freunde seyn, die beständig ungetrennt bey einander zu leben wünschten? Was für Reiz also kann die Welt haben, diese Alltagswelt, wo Gutes und Schlechtes durch einander gemischt ist, wenn man nicht zuweilen ein wenig der Einsamkeit genösse, nicht dann und wann von der großen Heerstraße, dem abgetretenen Pfade des Lebens, aus dem ewigen Cirkel von Geräusch und Gepränge, welcher die ekelnden ermüdeten Menschen zwingt, bey jedem armseligen Zeitvertreibe um Erholung zu betteln, seitab träte?

Nach Ihrer Regel, Theokles, sagt' ich, wäre wohl kein solches Ding, als wahre

Glück-

Glückseligkeit oder wahres Gut, im menschlichen Leben zu finden, weil jedes Vergnügen so bald unschmackhaft und zum Ekel wird; worauf wirs denn alsobald gegen etwas anders verwechseln; dies wieder gegen etwas anders; und so immer fort. Ich bin versichert, wenn die Einsamkeit für etwas in der Welt als eine Arzney, als eine Abwechselung dienen kann, so giebt es nichts, was nicht wieder der Einsamkeit eben diesen Dienst leisten könnte; und diese bedarf desselben mehr, als irgend sonst etwas. Und so kann es gar kein Gut geben, welches gleichförmig oder beständig wäre. Glückseligkeit ist ein Ding, das ganz außer dem Wege liegt, und sich nur im Herumwandern finden läßt.

O Philokles! fiel er mir ein, ich freue mich, Sie dem wahren Gut und der Glückseligkeit nachspüren zu sehen; so sehr Sie immer dabey herumirren mögen. Ja, wenn Sie gleich zweifeln, ob es überall ein solches Ding gebe, so bin ich schon zufrieden, wenn Sie sich nur auf Vernunftschlüsse einlassen; ich habe dann immer noch Hoffnung. Aber sehen Sie, wohin Sie unvermerkt gerathen sind! Denn wenn Sie alles wahre Gut deßwegen verwerfen, weil Sie in allem, was

sich nur denken läßt, nichts finden, das sich beständig als solches bewähre; so sezen Sie den Grundsaz fest, — und meiner Meynung nach sehr richtig: — „daß nichts gut seyn „kann, als was beständig ist.“

Ich gestehe, sagt' ich, Alles, was ich von irdischen Vergnügungen kenne, ist unbeständig. Die Dinge, die uns vergnügen, gehen immer schnell vorüber; und das Gut selbst, sey es was es wolle, hängt nicht weniger von unsrer Laune, als vom Glücke ab. Manche Dinge werden wohl vom Schicksal verschont; aber der Zeit entgeht nichts. Alter, Veränderung des Temperaments, andre Denkungsart, andre Leidenschaften, neue Verbindungen, neue Lebensart, neuer Umgang, das geringste von allem dem ist gefährlich, und allein hinreichend unsre Freuden zu zerstören. Bleibt gleich der Gegenstand derselbe, so ändert sich doch der Geschmack und das flüchtige Gut schwindet wie ein Schatten. Es sollte mich sehr wundern, wenn Sie mir irgend etwas im Leben nennen könnten, das nicht eben so wandelbarer Natur, und dem allgemeinen Schicksal der Sätigung und des Ekels unterworfen wäre.

Ich sehe also, erwiedert' er, daß der gangbare Begriff vom wahren Gut Ihnen nicht Genüge thut. Sie scheuen sich nicht, selbst da zu skeptisiren, wo es sonst keinem Menschen einfällt, nur unschlüssig zu seyn. Denn fast Jedermann philosophirt über diesen Punkt dogmatisch. Alles behauptet einmüthig, „daß „Vergnügen unser wahres Gut sey."

Mögt' es diesen Herrn nur belieben, sagt' ich, uns zu belehren, „welches Vergnügen, „oder von welcher Art;" mögten sie nur einmal die besondere Gattung desselben genau bestimmen; ein solches Vergnügen nemlich, welches beständig dasselbe, und zu allen Zeiten gleich wählens- und wünschenswürdig bliebe: dann mögt' ich mich vielleicht eher begnügen lassen. Aber so lange Wille und Vergnügen gleichbedeutende Wörter sind; so lange Alles, was uns gefällt, Vergnügen heißt, und wir nie anders wählen, als nach unserm Gefallen, so ist es lächerlich, zu sagen: „Ver„gnügen ist unser wahres Gut." Denn dies hat eben so wenig Sinn, als wenn man sagte: „Wir wählen dasjenige, was wir für „wählenswürdig halten;" und: „Wir finden „Vergnügen an dem, was uns Vergnügen „macht:" Die Frage ist, „ob wir mit Recht

„an

„an einem Dinge Vergnügen finden, und ob „wir so wählen, wie wir sollten?“ Denn so sehr Kinder auch an ihrem Puppenwerk oder an allem, was ihre zarten Sinnen rührt, Vergnügen finden; so können wir doch unmöglich an ihrer Freude von Herzen Theil nehmen, oder uns einbilden, daß sie wirklich ein außerordentlich großes Gut besizen. Doch wissen wir, daß ihre Sinnen eben so scharf, des Vergnügens eben so empfänglich sind, als die unsrigen. Eben dies gilt auch von Thieren, die an Lebhaftigkeit und Feinheit der sinnlichen Empfindung größtentheils vor uns den Vorzug haben. Auch gewisse niedrige und garstige Vergnügungen der Menschen, sollten sie auch noch so anhaltend genossen, und von denen, die sie genießen, noch so hoch geschäzt werden, würd' ich doch nie mit dem Namen Glückseligkeit, oder Gut, beehren können.

Sie wollten also, sagt' er, von der unmittelbaren Empfindung und Erfahrung dessen, der an irgend einem Dinge Vergnügen findet und durch den Genuß desselben befriedigt wird, appelliren?

Allerdings wollt' ich das thun, fuhr ich mit eben dem Eifer fort, den Theokles gegen

diese

diese Dogmatiker über das Vergnügen bey mir erregt hatte. Denn giebt es wohl ein so verworfenes Geschöpf auf Erden, welches nicht sein eignes Vergnügen hochschäzt? Thut nicht der aller grämlichste, giftigste Freuden- und Menschenhasser eben dasselbe? Ist nicht Bosheit und Grausamkeit für gewisse Naturen die höchste Wollust? Ist nicht ein säuisches Leben das höchste Ziel der Wünsche gewisser Menschen? Sie werden gewiß nicht verlangen, daß ich die verschiednen Arten sinnlicher Empfindungen hier anführe, die Leute von gewissem Geschmack vorzüglich lieben, und für ihre größte Glückseligkeit halten. Denn einige Menschen wünschen und unterhalten sogar Krankheiten, bloß des Vergnügens wegen, das sie darinn finden, die Hize einer peinlichen Empfindung zu dämpfen. Und diesen ungereimten Epikurern sind jene andern sehr nahe verwandt, die durch künstliche Reizungsmittel unnatürlichen Durst und Hunger erwecken, und um einer neuen Anfüllung Raum zu machen, Vomitive zum lezten Desert auftragen, damit sie den Schmaus gleich wieder von vorne anfangen können. Es ist freylich ein Sprichwort: „Der Ge„schmack sey verschieden; über den Geschmack

„dürfe

„dürfe man nicht streiten.“ Und ich erinnere mich ein dergleichen Motto einmal über einem Sinnbilde gesehen zu haben, welches sich zu dem Gedanken vollkommen paßte. Eine Fliege weidete sich an einem Kothhaufen. Diese Speise war nun freylich sehr garstig, aber doch der Natur der Fliege angemessen. Hier war also nichts Ungereimtes. Aber zeigten Sie mir einen viehischen oder barbarischen Menschen, der sich also an dem Gegenstande seines Vergnügens weidete und ergözte; zeigten Sie mir einen stupiden Tropf in seiner einsamen Schlemmerey, oder einen Tyrannen in der Ausübung seiner Grausamkeit, und sezten dies Motto darüber, um mich zum Schweigen zu bringen: so würd' ich mich schwerlich bereden lassen, von seinem Vergnügen eine bessere Meynung zu fassen. Eben so wenig wird mirs jemals möglich seyn zu glauben, daß eine kleine, nichtswürdige, niederträchtige Seele, bey den allergrößten Glücksgütern von der Welt, je eines wahren Vergnügens fähig sey.

Aus diesem Eifer, versezte Theokles, womit Sie eine falsche Hypothese zu widerlegen suchen, sollte man schließen, daß Sie doch wirklich einigen Begriff von einer wahren

LB Coburg

ren haben müßten; und daß Sie nicht abgeneigt wären zu glauben, es möge doch wohl ein solches Ding, als wahres Gut, in der Welt geben.

Daß Eins dem wahren Guten näher und ähnlicher ist, als das Andre, sagt' ich, das geb' ich willig zu. Was aber dieses wahre Gut selbst sey, darnach forsch' ich noch immer, und muß also erwarten, ob Sie mich besser darüber belehren können. Nur so viel weiß ich: „Entweder alles Vergnügen ist gut, „oder nur einiges." Ist alles gut, so muß jede Art von Sinnlichkeit uns theuer und wünschenswerth seyn. Ist aber nur einiges gut, so müssen wir untersuchen, von welcher Art dieses sey, und wo möglich zu entdecken suchen, was denn eigentlich das eine Vergnügen von dem andern unterscheidet; was das eine gleichgültig, nichtswürdig, verächtlich, das andre aber schäzbar, wünschenswerth und edel macht. Und nach diesem Gepräge, diesen Kennzeichen, wenn es dergleichen giebt, müssen wir bestimmen, was wahres Gut sey; nicht aber nach dem Vergnügen selbst, welches sehr groß, und doch sehr verächtlich seyn kann. Auch kann Niemand den Werth irgend einer unmittelbaren Empfin-

dung richtig beurtheilen, als wenn er vorher seinen eignen Gemüthszustand beurtheilt hat. Denn, was wir bey der einen Gemüthsfassung für Glückseligkeit halten, sehen wir in einer entgegengesezten mit ganz andern Augen an. Es kömmt also darauf an, daß man den gehörigen Gemüthszustand ausfindig mache; es kömmt darauf an, „wie wir den „rechten Gesichtspunkt treffen, woraus wir „wahrscheinlicher Weise am schärfsten und „richtigsten sehen; und wie wir uns in den „unbefangenen Zustand versezen, worinn wir „am geschicktesten sind, einen entscheidenden „Ausspruch zu thun.“

O Philokles! erwiedert' er, ist dies Ihre ungeheuchelte Meynung, ist es möglich, daß Sie den Muth, die Stärke haben, Ihren Beyfall über diesen Punkt zurückzuhalten, und da noch nachzuforschen, wo der schlechteste Mensch so zuverlässig entscheidet: so hat das wahrlich eine edlere Denkungsart zum Grunde, als Sie aus dem Umgange irgend eines Ihrer neueren Skeptiker gelernt haben können. Denn ich müßte mich gewaltig irren, wenn es eine Art von Leuten in der Welt gäbe, die so entscheidend absprechen, was wahres Gut sey, sich so wenig über die Wahl desselben

den

den Kopf zerbrechen, als diese. Eben diese Herren, die alle andern Arten von Beweisen so sorgfältig und gewissenhaft zu prüfen vorgeben, lassen sich doch am aller leichtesten von den grösten Betrügern in der Welt, ihren Leidenschaften, überzeugen. Da sie sich, ihrem Bedünken nach, von einigen scheinbaren Fesseln der Religion entledigt haben, so bilden sie sich ein, daß sie den vollkommensten Gebrauch von dieser Freyheit machen, wenn sie dem ersten Triebe ihres Willens folgen, den ersten Eingebungen oder Vorstellungen irgend einer aufsteigenden Phantasie, einer plözlich entstandenen Meynung oder Einbildung von wahrem Gut Beyfall geben. Ihr ganzer Vorzug besteht also darinn, daß sie sich in einem beständigen Zirkel von Scheingütern herumdrehen; ihre ganze Freyheit, daß sie sich in ihrer wichtigsten Wahl hinters Licht führen lassen. Mich dünkt, man kann mit grösztem Recht behaupten: „Derjenige sey der „grösste Thor, der sich selbst hintergeht, der „in seiner wichtigsten Angelegenheit dasjenige „zuversichtlich zu wissen glaubt, was er am „wenigsten studiert hat, und worinn er am „aller unwissendsten ist.“ Ein Unwissender, der aber seine Unwissenheit erkennt, ist viel

weiser.

weiser. Doch, wir müssen diesen wizigen Herrn Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie sind wirklich nicht alle so unvernünftig, daß sie nicht etwas von ihrer eignen Blindheit und Ungereimtheit merken sollten. Denn oft, wenn sie über das, was sie ehemals so sehr geliebt, so eifrig gesucht haben, nachdenken, gestehen sie offenherzig: „daß sie nicht wissen, „ob sie auf ihr übriges Leben auch immer die„selben bleiben; oder ob ihre Fantasey, Lau„ne, oder Leidenschaft sie nicht dahin brin„gen werde, eine ganz andre Wahl ihrer Ver„gnügungen zu treffen, und alles das zu miß„billigen, woran sie vormals Vergnügen ge„funden.“ — Tröstlicher Gedanke!

Dasjenige, was unsern Geist erfreuet, der Vernunft und dem Verstande angenehm ist, sollte man billig nicht Vergnügen nennen; man spielt dann nur mit jenen Leuten unter einer Decke, und weicht offenbar von dem gemeinen Begriff des Worts ab. Diejenigen gehen nicht redlich mit uns zu Werke, die in ihren philosophischen Stunden das für Vergnügen gelten lassen, was zu andern Zeiten und im gemeinen Leben so wenig dafür gehalten wird. Wenn der Mathematiker über seinen Aufgaben schwizt, wenn der Bücherge-

lehrte

lehrte wie ein Tagelöhner arbeitet, wenn der Künstler freywillig die größten Beschwerden erträgt; so sagt kein Mensch, daß sie dem Vergnügen nachjagen. Auch werden Leute von Vergnügen ihnen nimmermehr eine Stelle in ihrem Orden einräumen. Diese bloß geistigen Ergözungen, die nur von dem Eindruck eines Gedanken abhangen, sind aller Wahrscheinlichkeit nach viel zu fein für unsre neueren Epikurer, die so ganz an Vergnügungen einer wesentlicheren Art gewöhnt sind. Wer von der Idee eines so fühlbaren, soliden Guts ganz voll ist, kann freylich von der bloß geistigen und intellektuellen Art nur eine schwache Vorstellung haben. Und doch pflegen sie mit dieser leztern bey Gelegenheit groß zu thun, und sie bis an den Himmel zu erheben, um der Schande zu entgehen, die ihnen aus der ersteren zuwachsen mögte. So bald dies geschehen ist, so mag sie selbst sehen, wie sie ihr Glück macht; sie bedürfen ihrer nicht weiter. Denn man muß merken, wenn diese Leute die Ergözungen des Geistes, unter dem Titel des Vergnügens angepriesen, wenn sie solchergestalt das Wort geadelt, und alles darunter begriffen haben, was geistig gut und vortrefflich ist; so lassen sie es nachher ganz gern und

behag-

behaglich wieder zu seiner eigentlichen und gemeinen Bedeutung herabsinken, woraus sie es, bloß zum Behuf ihrer Absicht, erhoben hatten. So bald Jemand wegen des Vergnügens Bedenklichkeiten vorbringt, und es angreift, so ruft man gleich Vernunft und Tugend zu Hülfe, und macht sie zu Hauptbestandtheilen desselben. Ein zusammengeflicktes Phantom kommt zum Vorschein, welches alles, was nur edel, schön und anständig im menschlichen Leben ist, in sich begreift. Sobald aber ist nicht der Angriff vorüber und der Einwurf gehoben, so verschwindet das Gespenst; das Vergnügen nimmt wieder seine wahre Gestalt an; es bleibt nun immer Vergnügen; wenn es gleich mit der trocknen nüchternen Vernunft so wenig zu thun haben mag, als es nach der Natur der Sache, und dem gemeinen Begriffe wirklich hat. Denn wenn man diese vernünftige Art von Vergnügen mit in den Begriff des wahren Guts hineinziehen will, wie ist es denn möglich jene Art sinnlicher Empfindungen auch hineinzunehmen, die doch in der That diesem Vergnügen gerade entgegengesezt sind? Denn es ist unleugbar, daß der heftige Reiz und Kizel des sinnlichen Vergnügens dem Geist im Genuß

sei-

seiner Freuden eben so nachtheilig und hinderlich ist, als ein heftiger, quälender Schmerz. Wenn beide den Geist aus seinem Gleichgewicht bringen, und ihm die Befriedigung rauben, die er in seiner natürlichen Uebung und Beschäfftigung findet, so leidet er nothwendig unter dem einen sowohl, als unter dem andern. Thut das aber keins von beiden, so sind auch beide gleich unschädlich. —

Beyläufig, fiel ich ihm in die Rede; so aufrichtig mein Zweifel ist, „ob Vergnügen „wahres Gut sey;“ so bin ich doch nicht so sehr Skeptiker, daß ich zweifeln könnte, „ob „Schmerz wahres Uebel sey.“

Alles, was schmerzhaft ist, erwiedert' er, ist ohne Zweifel ein Uebel. Aber für den Einen ist oft etwas schmerzhaft, was für den Andern kaum unangenehm ist; Jäger, Soldaten und andre Leute von harter Lebensart bezeugen dies. Ja, was dem Einen Schmerz verursacht, macht oft dem Andern Vergnügen, und so umgekehrt, wie Jeder weiß; weil wir nemlich in unsern Vorstellungen von diesen Empfindungen so verschieden sind, und in vielen Fällen die eine mit der andern verwechseln. Hat nicht sogar die Natur selbst sie in gewisser Absicht durch einander gemischt, und,

wie

wie ein weiser Mann sich ausdrückt, „das „äußerste Ende des einen so fein an das an„dre geknüpft, daß es ganz wie in einem „Stücke fortläuft, und nicht unterschieden „werden kann?“

Nun dann, sagt' ich, wenn Vergnügen und Schmerz so vermischt sind, so leicht in einander übergehen; wenn, ihrer Angabe nach, „dasjenige, was jezt Vergnügen ist, so „bald es ein wenig zu hoch gespannt wird, in „Schmerz übergeht, und Schmerz, wenn er „hoch steigt, durch bloßes Nachlassen und eine „Art natürlicher Succession, das höchste Ver„gnügen erregt; wenn gewisse Vergnügungen „für Einige Schmerzen, und gewisse Schmer„zen für Andre Vergnügungen sind:“ so bestätigt dies alles, wo ich nicht irre, noch meine Meynung, und zeigt, daß nichts von allem, was Sie anführen können, wahres Gut heißen kann. Denn, ist Vergnügen kein Gut, so ist nichts Gut. Und ist Schmerz ein Uebel, — wie ich nothwendig als ausgemacht annehmen muß — so sind wir da wahrhaftig auf der schlechten Seite sehr übel dran, und haben dagegen nicht den geringsten Ersaz auf der besseren. Mit Fug also ließe sich zweifeln, „ob das Leben selbst nicht bloßes

„Elend

„Elend sey;“ weil wir nie dabey gewinnen, aber sehr viel, und in jeder Stunde unsers Lebens, dabey verlieren können. Unsre Englische Dichterinn hätte also wohl nicht gar unrecht, wenn sie sagt: „Es ist gut, nicht ge„boren zu seyn. — Und so mögte man sich für alles Gute, was man im Leben erwarten kann, nur lieber bey der Natur bedanken, und ihr Geschenk ihr wieder zurückgeben, ohne auf ihren Ruf zu warten. Denn was sollte uns zurückhalten? oder was sind wir mit dem Leben gebessert?

Die Frage, sagt' er, ist ganz konsequent. Aber wozu so hastig, wenn die Sache noch zweifelhaft ist? Wahrlich, mein guter Philokles, hier treten Sie ganz aus Ihren skeptischen Schranken. Wir müssen schon gute Dogmatiker seyn, ehe wir hierüber so zuversichtlich absprechen können. Sie entscheiden hierdurch sowohl über Tod als Leben; „ob „ein künftiger Zustand uns erwarte, oder „nicht.“ Um nun aber mit Zuversicht behaupten zu können, daß die ganze Zukunft uns nichts angehe, müssen wir erst vollkommen verstehen, ob und in wie fern unser jetziges Leben uns angeht. Wir müssen uns selbst genau kennen, und wissen, worinn dieses un-

ser Selbst besteht. Wir müssen erst die Präexistenz übern Haufen werfen, und ehe wir behaupten können, daß wir vor unsrer Geburt Nichts gewesen, bessere Gründe anführen, als den, „daß wirs uns nicht erinnern oder bewußt sind.“ Denn wie vielerley Dinge, an denen wir zum Theil sehr starken Antheil genommen, sind uns nicht in diesem Leben begegnet, wovon wir jezt keine Erinnerung, kein Bewußtseyn übrig haben? Und so können wir vielleicht wieder aufs neue existiren, und wieder aufs neue, und so immerfort; denn das Gegentheil läßt sich unmöglich beweisen. Alles in uns ist einem beständigen Wechsel unterworfen. Wir sind heute nicht mehr die nemliche Materie, oder das nemliche System von Materie, das wir gestern waren. Was für ein neuer Wechsel uns vielleicht in der Zukunft bevorstehen mag, wissen wir nicht; da wir selbst jezt in beständigem Wechsel leben, immer vergehen und wieder erneuert werden. Vergebens schmeicheln wir uns mit der Ueberredung, daß unsre Angelegenheiten mit einer gewissen Gestalt oder Bildung aufhören werden. Wir wissen ja nicht, wie wir zuerst in derselben zum Daseyn gekommen; eben so wenig, als wie wir seitdem immer in derselben

Ver-

Verbindung flüchtiger, vergänglicher Theilchen als dieselben Wesen fortgedauert haben, und noch fortdauern. Wo oder womit wir vielleicht sonst in der Zukunft zu thun haben werden; was das Schicksal oder die Fürsehung künftig mit uns anfangen wird, das wissen wir nicht besser. Und nehmen wir wirklich eine Fürsehung an; so haben wir noch vielmehr Ursach uns zu bedenken, eh wirs wagen eigenmächtig über uns selbst zu disponiren Für keinen Menschen in der Welt schickt sichs wohl besser, als für einen Skeptiker, fein bedächtlich zu Werke zu gehen, eh' er einen so wichtigen Tausch trifft. Und sollt' er auch kein gegenwärtiges Gut oder wahres Vergnügen im Leben anerkennen, so muß er doch einer Verbesserung seines Zustandes gewiß seyn, eh' er sich entschließen kann, ihn zu ändern. Doch, Philokles, über eben diesen Punkt sind wir noch nicht eins: „ob nemlich in diesem „Leben nicht ein wahres Gut zu finden sey?"

Seyn Sie also mein Lehrer, scharfsichtiger Theokles! sagt' ich, und unterrichten Sie mich, „was, oder wo dieses Gut ist, welches „uns eine immer gleiche Befriedigung, eine „Glückseligkeit ohne Wechsel oder Verminderung gewähren kann." Denn wenn gleich

in

in gewissen Fällen, und bey gewissen Gegenständen die Seele einen solchen Schwung erhalten und die Leidenschaft so hoch gespannt werden kann, daß, so lange dieser Zustand währt, kein körperliches Leiden, kein Schmerz etwas über sie vermag; so kann dies doch selten geschehen, und schwerlich lange anhalten: weil auch ohne Schmerz oder Unbequemlichkeit die Leidenschaft sehr bald erschlafft, die Seele von ihrem Fluge ermattet, und das Temperament, der Wiederholung müde, nicht weiter Nahrung findet, sondern neuen Gegenständen zueilt.

So hören Sie denn! sagte Theokles. Ich maße mir nicht an, Ihnen mit einemmal die Natur dessen, was ich Gut nenne, erklären zu können; aber genug fürs erste, wenn ich Ihnen etwas davon in Ihnen selbst zeigen kann, wovon Sie gewiß gestehen werden, daß es seiner Natur nach zuverlässiger und beständiger ist, als alles, was Ihnen bisher eingefallen. Sagen Sie mir, Freund! wurden Sie je müde, denen Gutes zu thun, die Sie liebten? War es Ihnen je unangenehm, einem Freunde zu dienen? Oder, da Sie zum erstenmal dieses edle Vergnügen empfanden, war es nicht weit geringer, als jezt, nach so

langer Erfahrung? Glauben Sie mir, Philokles, dieses Vergnügen ist verführerischer, als jedes andre. Nie that noch eine Seele Gutes, daß sie nicht williger zurückkehrte, dasselbe noch einmal zu thun, und dann noch größere Freude empfand. Nie ward Liebe, oder Dankbarkeit, oder Wohlthätigkeit geübt, ohne immer wachsende Wonne, immer dringendern Trieb, so schöne Thaten zu thun. Antworten Sie mir, Philokles, Sie, der sie einen so feinen Geschmack für das Schöne haben, ein so großer Kenner des Vergnügens sind; ist wohl irgend etwas von dem, was Sie bewundern, so schön, als Freundschaft? irgend etwas so bezaubernd, als eine edle That? Was würd' es also nicht seyn, wenn das ganze Leben wirklich Eine immerwährende Freundschaft, Eine solche ununterbrochene That, seyn könnte! Hier würde gewiß das beständige, unwandelbare Gut seyn, welches Sie suchten. Oder würden Sie sich noch nach etwas anderm umsehen?

Vielleicht nicht, sagt' ich. Aber gewiß darf ich sonst nirgends mich nach einer Schimäre umsehen, wenn dies Ihr gepriesenes Gut nicht durchaus Schimäre ist. Ein Dichter kann freylich wohl eine einzelne schöne

Hand-

Handlung so bearbeiten, daß sie ein ganzes Stück durch aushält; aber wie es möglich zu machen sey, daß dieser hohe Enthusiasmus der Freundschaft ein ganzes Leben ausfülle, davon, ich gesteh' es, sind meine Begriffe sehr schwach. Eben so wenig weiß ich, wo der Gegenstand einer so erhabnen heroischen Leidenschaft zu finden seyn mag.

Kann denn eine Freundschaft, sagt' er, so heroisch seyn, als die gegen das menschliche Geschlecht? Halten Sie die Liebe gegen Freunde überhaupt, und gegen unser Vaterland, für nichts? Oder glauben Sie, daß die besondre Freundschaft ohne eine solche erweiterte Neigung, und ohne das Gefühl der Verbindlichkeit gegen die Gesellschaft, bestehen könne? Sagen Sie, wenns möglich ist, Sie wären ein Freund, haßten aber Ihr Vaterland. Sagen Sie, Sie wären redlich, wenns auf das Interesse eines Mitgenossen, aber treulos, wenns auf das Interesse der Gesellschaft ankäme. Würden Sie sich selbst glauben? Oder wollen Sie den Namen fahren lassen, und nicht länger Freund heißen, weil Sie den Menschen verleugnen?

Daß man Verbindlichkeiten gegen das menschliche Geschlecht habe, sagt' ich, wird

wohl

wohl Niemand leugnen, der auf den Namen eines Freundes Anspruch macht. Schwerlich würd' ich dem nur den Namen Mensch zugestehen, der nie Jemanden Freund genannt, oder nie selbst Freund geheißen hat. Aber wer sich als ein wahrer Freund bewährt, der ist Mensch genug, und wird es der Gesellschaft an sich nicht fehlen lassen. Mit einer einzigen Freundschaft kann er seine Schuld abtragen. Er hat einen Freund verdient, und ist Menschenfreund; wenn gleich nicht im genauesten Verstande, und Ihrem hohen moralischen Begriff gemäß, ein Freund des menschlichen Geschlechts. Denn die Wahrheit zu sagen, so mag diese Art von Freundschaft von weiseren Köpfen wohl für außerordentlich männlich, und selbst für heroisch, wie Sie sie nennen, gehalten werden: aber für meine Person seh' ich so wenig Großes und Liebenswürdiges an dem menschlichen Geschlecht, und habe eine so gleichgültige Meynung von dem großen Haufen der Gesellschaft, daß ich mir sehr wenig Vergnügen von der Liebe zu beiden versprechen kann.

Rechnen Sie denn Güte und Dankbarkeit unter die Handlungen der Freundschaft und des Wohlwollens?

Ohne

Ohne Zweifel: denn sie sind ja die vornehmsten.

Gesezt also, der Verpflichtete entdeckte Fehler an ihrem Wohlthäter; würde dies den ersteren von seiner Dankbarkeit lossprechen?

Nicht im geringsten.

Oder macht es die Ausübung der Dankbarkeit weniger angenehm?

Mich dünkt, vielmehr das Gegentheil. Denn wenn mirs an allen andern Mitteln der Vergeltung fehlte, so würd' ich mich freuen, wenigstens dadurch meine Dankbarkeit gegen meinen Wohlthäter sicher zeigen zu können, daß ich seine Fehler als ein Freund ertrüge.

Und was die Güte betrifft: sagen Sie mir, Freund, sollen wir denn bloß denen Gutes thun, die es verdienen? Etwa bloß einem guten Nachbar oder Verwandten, einem guten Vater, Kinde oder Bruder? Oder lehrt Natur, Vernunft und Menschlichkeit uns nicht besser, einem Vater, auch bloß weil er Vater, einem Kinde, bloß weil es Kind ist, Gutes zu thun; und so in jedem Verhältniß des menschlichen Lebens?

Ich glaube, sagt' ich, das leztere ist das richtigste.

O Philokles! erwiedert' er, bedenken Sie also, was Sie sagten, da Sie die Liebe gegen das menschliche Geschlecht wegen der menschlichen Gebrechen und Fehler verwarfen, und den großen Haufen wegen seines elenden Zustandes verachteten. Sehen Sie nun, ob diese Gesinnung mit derjenigen Menschlichkeit bestehen kann, die Sie sonst so hochschäzen und ausüben. Denn wo kann Edelmuth statt finden, wenn nicht hier? Wo können wir je Freundschaft beweisen, wenn nicht an diesem Hauptgegenstande derselben? Gegen wen in der Welt werden wir treu oder dankbar seyn, wenn nicht gegen das menschliche Geschlecht, und gegen die Gesellschaft, welcher wir so stark verpflichtet sind? Welche Gebrechen oder Fehler können eine solche Unterlassung entschuldigen, oder in einem dankbaren Herzen je das Vergnügen vermindern, welches aus liebevoller Erwiederung empfangener Wohlthaten entspringt? Können Sie denn, bloß aus guter Lebensart, aus einem natürlich guten Temperament, Vergnügen daran finden, Höflichkeit, Gefälligkeit, Dienstfertigkeit zu beweisen, Gegenstände des Mitleidens aufsuchen, und jeder Gelegenheit sich freuen, wo es in Ihrer Macht steht, selbst

Unbe-

Unbekannten zu dienen; kann es auch in fremden Ländern, oder hier, wenns Auswärtige betrifft, Sie entzücken, Allen, die es bedürfen, auf die leutseligste, freundschaftlichste, gastfreyeste Art zu helfen, zu rathen, beyzustehen: und sollte Ihr Vaterland, oder was noch mehr ist, Ihr ganzes Geschlecht, weniger Wohlwollen von Ihnen fodern können, weniger Achtung von Ihnen verdienen, als einer von jenen Gegenständen, die Ihnen von ungefähr in den Wurf kommen? — O Philokles! wie wenig kennen Sie den Umfang und die Macht des Wohlwollens, den hohen Gipfel des Heroismus, zu dem eine Seele sich aufschwingen kann, welche die ganze Gewalt desselben kennt, und durch richtige Vertheilung desselben eine unpartheyische gerechte, allgemeine Freundschaft in sich hervorbringt!

Eben, da er diese Worte geendigt hatte, kam ein Bedienter und meldete uns die Ankunft einiger Freunde, die mit uns speisen wollten, und uns erwarteten. Wir machten uns also auf den Weg nach Hause. Unterwegs sagt' ich zum Theokles, ich befürchtete, daß ich auf seine Art nie ein guter Freund oder Liebhaber werden würde. Eine schlichte natürliche Liebe gegen eine einzelne Person,

von

von unserm oder dem schönen Geschlecht, könnt' ich, meinem Bedünken nach, so ziemlich fassen; aber diese zusammengesezte allgemeine Art von Liebe sey mir zu hoch. Ich könnte das Individuum, aber nicht die ganze Gattung lieben. Dieser Gegenstand sey viel zu mysteriös, zu metaphysisch für mich. Kurz, ich könnte nichts lieben, wovon ich nicht irgend ein sinnliches materielles Bild hätte.

Wie! versezte Theokles, Sie könnten nie anders lieben, als auf diese Art? Weiß ich doch, daß Sie einen Freund lange vorher bewunderten und liebten, ehe Sie seine Person kannten. Oder war Palemons Charakter Ihnen gleichgültig, da er Sie zu dem langen Briefwechsel vermogte, der Ihrer neuerlichen persönlichen Bekanntschaft vorhergieng?

Ich kann Ihnen dies unmöglich leugnen, sagt' ich. Und jezt, dünkt mich, versteh' ich Ihr Geheimniß, und begreife, wie ich mich dazu vorbereiten muß: denn eben so, wie ich mich damals, als ich Palemon zu lieben anfieng, genöthigt sah, mir eine Art von materiellen Gegenstande zu bilden, und immer ein solches Bild im Kopfe hatte, so oft ich an ihn dachte; eben so muß ichs in diesem Falle

zu machen suchen: wofern mirs anders möglich ist, mit Ihrer Hülfe ein solches Bild oder Phantom hervorzubringen, welches das seltsame Ding, das Sie von mir geliebt wissen wollen, vorstellen kann.

Mich dünkt, sagt' er, Sie könnten immer eben so viel Gefälligkeit gegen die Natur, oder das menschliche Geschlecht haben, als gegen die alten Römer; in welche Sie, aller ihrer Fehler ungeachtet, doch immer auf mancherley Art verliebt gewesen sind, besonders unter der Vorstellung eines schönen Jünglings, der Genius des Volks genannt. Denn ich erinnere mich, daß Sie einmal, als wir gewisse Abbildungen des Alterthums betrachteten, diese Vorstellung sehr reizend fanden.

In der That, erwiedert' ich, wäre mirs möglich, meiner Seele ein solches Bild einzuprägen, es mögte nun das menschliche Geschlecht oder die Natur bedeuten, so würde das vermuthlich auf mich wirken, mich zum Liebhaber nach Ihrer Art machen. Noch besser aber, wenn Sie es so veranstalten könnten, daß die Liebe zwischen uns wechselseitig würde, wenn Sie mich überreden könnten zu glauben, dieser Genius sey nicht gleichgültig gegen meine Liebe, und fähig, sie zu erwidern.

Denn

Denn ohne dies würd' ich, auch gegen die vollkommenste Schönheit von der Welt, nur einen schlechten Liebhaber machen.

Gut! sagte Theokles, ich nehme die Bedingung an: und wenn Sie mir versprechen, zu lieben, so will ich mich bemühen, Ihnen diejenige Schönheit zu zeigen, die ich für die allervollkommenste und liebenswürdigste halte, und die es an Gegenliebe nicht wird fehlen lassen. — Morgen, wenn die östliche Sonne, wie die Dichter sagen, mit ihren ersten Strahlen den Gipfel jenes Hügels vergoldet; dann wollen wir, wenns Ihnen beliebt, in jenen Gehölzen mit mir herumzuwandern, mit Hülfe der Nymphen des Hains dieser unsrer Liebe nachspüren; erst den Genius des Orts anrufen, und dann versuchen, ob wir nicht wenigstens eines schwachen fernen Anblicks des allerhöchsten Genius und der ersten Urschönheit gewürdigt werden. Sollt' es Ihnen glücken, nur einmal diese zu sehen, so steh' ich dafür, alle jene widrigen Züge und Häßlichkeiten, sowohl der Natur als des menschlichen Geschlechts, werden augenblicklich verschwinden, und ganz Ihr Herz mit der Liebe erfüllen, die ich Ihnen wünsche. — Aber genug für jezt! — Wir müssen zu unsrer

Gesell-

Gesellschaft, und diese Unterredung gegen eine andre vertauschen, die unsern Freunden und der Tafel angemeßner ist.

Zweyter Abschnitt.

Sie sehen hier, Palemon, den Grund zu derjenigen Schwärmerey, wovon ich Ihnen anfangs sagte, und die ich für desto gefährlicher halte, je seltsamer und ungewöhnlicher sie ist. Aber ich merkte wohl, Ihre Neugier wurde rege gemacht, so wie es vorher auch mir ergangen war. Denn nach dieser ersten Unterredung, ich muß es gestehen, verlangte mich nach nichts so sehr, als nach dem folgenden Tage, und unserm bestimmten Morgenspaziergange.

Wir hatten nur ein Paar Freunde bey uns, und sprachen eine Zeitlang bloß von Neuigkeiten und gleichgültigen Dingen; aber mein Kopf war noch immer so voll von den Gegenständen unsrer ersten Unterredung, daß ich mit Freuden zugriff, als einer unsrer Gesellschafter von ungefähr ein Wort von Freundschaft fallen ließ; was mich anbetrifft, sagt' ich, so bildete ich mir zwar ehemals ein, daß ich wisse, was Freundschaft sey, und daß ich mein ganzes Leben hindurch ein guter Freund gewe-

gewesen; aber jezt halt' ich mich für nicht viel besser, als einen Lehrling: denn Theokles hat mich beynahe völlig überzeugt, „daß „man, um Jemandes Freund ins besondere zu „seyn, nothwendig erst ein Freund des ganzen menschlichen Geschlechts überhaupt seyn „müsse." Wie ichs aber anzufangen habe, mich zu einer solchen Freundschaft geschickt zu machen, das ist, dünkt mich, keine kleine Schwierigkeit.

Wahrhaftig, sagte Theokles, Sie geben uns da einen Charakter von sich selbst, der Ihnen eben nicht viel Ehre macht. Hätten Sie so von der Freundschaft irgend eines großen Mannes am Hofe, oder auch des Hofes selbst gesprochen, und sich beklagt, daß es Ihnen schwer würde bey denen, die da zu sagen hätten, Ihr Glück zu machen, oder ihre Gunst zu gewinnen; so würden wir zu Ihrem Vortheil geschlossen haben, daß Ihnen vielleicht unanständige Bedingungen zugemuthet würden, denen Sie sich nicht unterwerfen könnten. Aber, sich um die Gesellschaft verdient zu machen, und mit Recht ein Freund des menschlichen Geschlechts heißen zu können, dazu brauchts nichts weiter, als gut und tugendhaft zu seyn; Bedingungen,

die

die ein Jeder um sein selbst willen sich natürlicher Weise gern gefallen lassen wird.

Woher kömmt es denn, sagt' ich, daß man selbst diese guten Bedingungen so ungern, und fast nie ohne anderweitige Bedingungen, eingeht? Denn die Tugend, an und für sich selbst, hat Niemand Lust einzukaufen, und ich kenne Wenige, selbst unter den religiösesten und frömmsten Menschen, die sich besser damit vertragen, als Kinder mit Arzneyen; wo Ruthe und Zuckerwerk die mächtigen Triebfedern sind.

Das sind wirklich Kinder, erwiederte Theokles, und sollten als solche behandelt werden, die man erst durch Zwang oder Liebkosungen dahin bringen muß, das zu thun, was zu ihrer Gesundheit und zu ihrem Wohl gereicht. Aber wo sind denn, ich bitte Sie, jene abschreckenden Umstände, welche uns die Tugend so zuwider machen könnten? Ist es etwa, unter andern, daß Sie denken, Sie würden sich dadurch um die üppigen Tafeln und köstlichen Leckereyen unsrer neueren Epikurer bringen, und sich genöthigt sehen, immer so schlecht zu speisen, wie heute, da Sie mit einem oder zwey simpeln Gerichten fürlieb nehmen müssen?

Sie

Sie beleidigen mich, sagt' ich, wenn Sie dies von mir glauben. Denn ich wünschte, nie anders zu speisen, als heut, und an Ihrer Tafel; die gewiß mit Epikurs Tafel wohl mehr Aehnlichkeit hat, als diejenigen, die man heut zu Tage verkehrter Weise mit seinem Namen beehrt. Denn seiner Meynung nach entspringet das höchste Vergnügen in der Welt aus Mäßigkeit und sparsamen Genuß.

Wenn also ein Mann, erwiederte Theokles, der nichts anders als das Vergnügen studierte, wenn Epikur selbst ein so vortheilhaftes, den Grundsäzen seiner neueren Schüler so sehr widersprechendes Urtheil von der Mäßigkeit fället; wenn er dreist sagen konnte, „daß er, bey der schlechten Nahrung, die sein „kleiner Garten ihm gab, die Götter selbst „wegen ihrer Glückseligkeit nicht beneiden „dürfte:" wie sollten wir denn von diesem Theil der Tugend sagen, daß wir uns nicht anders, als unter gewissen Bedingungen dazu bequemen können? Ist die unmittelbare Ausübung der Mäßigkeit so unschädlich; sollten denn ihre Folgen etwa nachtheilig seyn? Schwächet sie die Munterkeit des Geistes, oder verzehrt sie den Körper, und macht den

einen und den andern ungeschickter zu seinen eigenthümlichen Verrichtungen, zum Genuß der geistigen oder sinnlichen Vergnügungen, oder zu den Geschäfften und Pflichten des bürgerlichen Lebens? Oder werden die Umstände eines Menschen, in Beziehung auf seine Freunde oder die Gesellschaft, dadurch verschlimmert? Hat man Ursach einen solchen Menschen zu bedauren, als einen, „der sich selbst „und andern zur Last falle; den alle übrigen „Menschen natürlicher Weise scheuen werden, „wie einen schlechten Freund, eine Pest der „Gesellschaft und der guten Sitten?“ — Lassen Sie uns ihn einmal in ein öffentliches Amt sezen, und sehen, wobey er seine anvertrauten Geschäffte am besten ausrichten, wobey er am treuesten, unbestechlichsten seyn wird, bey dieser Enthaltsamkeit, oder bey heftigen Begierden und einem hohen Geschmack für das, was wir Vergnügen nennen? Lassen Sie uns ihn als einen Soldaten betrachten, in einem Feldzuge oder bey einer Belagerung; und uns selbst fragen, bey wessen Diensten wir wohl am besten fahren, wem wir uns am liebsten anvertrauen würden? „Welcher „Officier würde für die Soldaten; welcher „Soldat für die Officiere; oder welche Armee

„für

„für ihr Vaterland die beste und brauchbar-
„ste seyn?“ — Und was halten Sie von ei-
nem solchen als Reisegefährten? Würde man
an ihm, in so fern er mäßig und enthaltsam
ist, eine schlechte Wahl treffen? Oder wär es
wünschenswürdiger und angenehmer, „einen
„Gesellschafter zu haben, der, bey vorfallen-
„dem Mangel, gierig und heißhungrig zuerst
„für sich selbst und die Befriedigung seines
„eignen auserlesenen Geschmacks sorgte?“ —
Was ich in Ansehung der Liebe sagen soll,
weiß ich wirklich nicht. Vielleicht haben unsre
galanten Herrn, unsre feinen Kenner dieser
Art des Vergnügens, ihre Seele und ihr Tem-
perament so sehr verfeinert und geläutert, daß
sie, ungeachtet ihrer Gewohnheit sich nichts
zu versagen, doch wenns nöthig ist, lieber ihr
Vergnügen fahren lassen, als Ehre, Treue
und Gerechtigkeit verlezen. — Und so bliebe
denn wohl endlich diesem geduldigen nüchter-
nen Charakter wenig Tugend oder Verdienst
übrig. „Der stumpfsinnige, mäßige und
„züchtige Mann verdiente nicht mehr Ver-
„trauen, als der geschmackvolle Schwelger
„und Wollüstling. Unschuld, Jugend und
„Vermögen wären in den Händen dieses lez-
„tern eben so sicher. Er würde ein eben so

„guter

„guter Testamentsvollzieher, Vormund, Auf-
„seher seyn, als Freund. Die Familie, die
„sich ihm anvertraute, würde nichts, weder
„Entehrung noch Schande unter der Aufsicht
„des rechtschaffenen Wollüstlings zu befürch-
„ten haben.“

Der Ernst, womit Theokles dieses vor-brachte, macht' es noch komischer, und veran-laßte unsre übrigen Gesellschafter, noch viel Gutes zum Lobe eines mäßigen Lebens zu sa-gen. Unterdessen hatten wir abgespeist, und es gieng nun, wie gewöhnlich, ans Trinken. Ich fand aber bald, daß es auch hier ganz mäßig zugehen würde. Jeder trank nach Belieben, ohne Ordnung oder genaue Vertei-lung, ohne Gesundheiten oder Zutrinken: eine Manier, die Gesellschafter von einer andern Moral, als die unsrige, ohne Zweifel für ein gräuliches Verbrechen gegen die Geseze der guten Gesellschaft angesehen haben würden.

Ich gestehe, sagt' ich, daß ich weit ent-fernt bin, die Mäßigkeit für eine Eigenschaft zu halten, die uns unangenehm und zuwider seyn könnte. Was diesen Theil der Tugend anbetrifft, so halt' ichs für sehr unnöthig, sie unter andern Bedingungen anzupreisen, als den bloßen Vortheil, daß man dadurch vor

Unmä-

Unmäßigkeit und vor Begierde nach unnöthigen Dingen bewahrt bleibt.

Wie! sagte Theokles, so weit sind Sie schon gekommen? Und Sie werden doch ohne Zweifel diese Mäßigkeit auch auf Reichthümer und Ehren anwenden, sie der Habsucht und dem Ehrgeiz entgegensezen? — Wahrhaftig, dann können wir sagen, daß Sie mit gutem Winde dem gesuchten Lande, zu segeln. Sie sind den Kanal passirt, und schon weit in der offnen See. Alle Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten wegen der Tugend verschwinden, wofern Sie sich nicht für einen Feigling erklären, oder es für Glückseligkeit halten, ein solcher geboren zu seyn. Denn wenn Sie nun auch Ihre Mäßigkeit auf das Leben selbst ausdehnen können, und sich nicht sonderlich darum bekümmern, ob es einige Jahre länger oder kürzer währt; sondern zufrieden mit dem, was Sie gelebt haben, aufstehen können, als ein dankbarer Gast von einem vollen reichlichen Mahl: ist dies nicht die Hauptsumme von Allem? der vollendende Meisterzug, die wahre Vollkommenheit der Tugend? Was kann uns, bey solcher Gemüthsbeschaffenheit, hindern, in uns selbst einen so heroischen Charakter zu bilden, als uns beliebt?

Was

Was ist gut, edelmüthig, groß in der Welt, das nicht natürlicher Weise aus dieser bescheidnen Mäßigkeit entspringt? Laßt uns nur erst diese simple, schlichte Tugend gewonnen haben, und dann sehen, ob die glänzendern Tugenden nicht bald folgen werden; sehen, was der innere Staat unsers Geistes auszurichten fähig seyn wird, wenn er erst durch die heilsamen Vorschriften dieser Gesezgeberinn seine Freyheit erhalten hat! Sie, Philokles, der Sie ein so enthusiastischer Verehrer der bürgerlichen Freyheit sind, und sich dieselbe mit tausend verschiednen Annehmlichkeiten und Vortheilen vorzustellen wissen; können Sie sich denn keine Annehmlichkeit oder Schönheit bey jener ursprünglichen eigenthümlichen Freyheit gedenken, die uns dem Joch so mancher inneren Tyrannen entreißt, uns unabhängig und zu Herrn unsrer selbst macht? eine Art von Eigenthumsrecht, an dem uns doch wohl eben so viel gelegen ist, als an dem, welches uns unsre Güter oder Einkünfte sichert.

Ich sollte denken, fuhr er in seiner Laune fort, es ließe sich von dieser moralischen Dame wohl ein eben so vortheilhaftes Gemälde entwerfen, als von ihrer politischen Schwe-

ster,

ster, die Ihnen so sehr gefiel „in ihrer Ama-
„zonentracht, mit der freyen männlichen Mie-
„ne, die ihr so wohl ansteht; ihre Trabanten
„die Geseze, mit ihren beschriebnen Tafeln,
„gleich Schilden, um sie her; Reichthum, Han-
„del und Ueberfluß, mit dem Füllhorn, ihre
„Begleiter; Künste und Wissenschaften, gleich
„spielenden Knaben, in ihrem Gefolge.“ —
Das übrige des Gemäldes läßt sich leicht hin-
zudenken: „ihr Triumph über die Tyranney
„und gesezlose Gewalt der Lüste und Leiden-
„schaften.“ — Aber was wird erst der
Triumph ihrer Schwester seyn! Was für Un-
geheuer wilder Leidenschaften würden wir da
gebändigt sehen! „Tobende Ehrsucht, Wol-
„lust, Tumult und Empörung, nebst allen
„den Furien, die in Menschenherzen wüthen,
„würden unzerbrechliche Ketten tragen. Und
„wäre das Glück selbst, die Königinn der
„Schmeicheley, mit jenem Fürsten der Schre-
„cken, dem Tode, als Gefangene an die Rä-
„der ihres Wagens gefesselt; müßten dann
„nicht natürlicher Weise Tapferkeit, Groß-
„muth, Gerechtigkeit, Ehre, und ihr ganzes
„edles Gefolge, unsre traute Busenfreunde in
„Freyheit begleiten? Sie, gleich einer neu-
„gebornen Göttinn, würde den Triumphwa-

„gen

„gen ihrer Mutter zieren, und sich Tochter
„der Mäßigkeit nennen, dieser Nährerinn und
„Pflegerinn aller Tugenden; die gar füglich,
„gleich der alten ehrwürdigen Cybele, der
„Mutter der Götter, von einem Gespann zah-
„mer Löwen gezogen, und mit einem thurm-
„ähnlichen Kopfputz, dem Sinnbild der schü-
„zenden Gewalt und Stärke des Geistes, ge-
„schmückt, erscheinen würde.“

Mit diesem Gemälde gab Theokles der Gesellschaft Stoff zur Unterhaltung; man fieng an, seinen rohen Entwurf nach antiker Manier weiter auszuführen; bis endlich Prodikus und Cebes, und alle Alten erschöpft waren.

Meine Herrn, sagt' ich, die Beschreibungen, die Sie eben gemacht haben, sind ohne Zweifel die reizendsten von der Welt: aber nach allem dem, so glänzend und triumphirend es Ihnen beliebt haben mag, die Tugend auszustaffieren, will ich Ihnen jezt ein authentisches Gemälde von andrer Art aufstellen, wo wir diesen Triumph ganz umgekehrt sehen werden: „die Tugend selbst erscheint hier als
„eine Gefangene an dem Triumphwagen ei-
„nes stolzen Siegers, aller ihrer Ehren be-
„raubt,

„raubt, erniedriget und entstellt; kaum eine „Spur wahrer Schönheit ist ihr übrig. — "

So wollt' ich fortfahren, ward aber von meinen beiden Mitgästen überschrieen. Sie betheuerten feyerlich, daß sie nie ein so abscheuliches Gemälde für wahr erkennen würden; und einer derselben, ein etwas steifer, altfränkischer Herr, der schon ziemlich bey Jahren war, sah mich ernsthaft an, und sagte in einem unwilligen Tone: „Er hätte sich zwar „bisher immer noch gute Hoffnungen von mir „gemacht, ungeachtet er meine Freyheit im „Denken wohl gemerkt und gehört hätte, daß „ich ein sehr eifriger Freund dieser Freyheit „seyn sollte; aber jezt erführ' er leider, daß „ich meinen Grundsaz von der Freyheit gar „bis auf eine Freyheit von allen Grundsäzen „ausdehne (dies waren seine Worte). Und „Niemand, meynt' er, als ein solcher ungebundener Freydenker, würd' ein Gemälde der „Tugend billigen, das nur ein Atheist unverschämt genug seyn könnte, zu entwerfen."

Theokles sagte unterdessen kein Wort; wiewohl er sah, daß ich mich um meine Gegner nicht bekümmerte, sondern mein Auge fest auf ihn geheftet hielt, voll Erwartung, was er sagen würde. Endlich holt' er einen tiefen

Seufzer,

Seufzer, und, o Philokles, sagt' er, wie vollkommen sind Sie Meister der Sache, deren Vertheidigung Sie übernommen haben! Wie gut verstehen Sie die Kunst, für die allerschlechteste Sache aus dem unbesonnenen Verfahren derer, welche die beste vertheidigen, Vortheil zu ziehen! — Ich, für mein Theil, getraue mir nicht, wie meine würdigen Freunde, zu behaupten, „daß nur der Atheist allein der Tu„gend so was zur Last legen, und sie so schimpf„lich abmalen könne.“ — Nein — es giebt ganz andre überdienstfertige und leider unverdächtige Hände, die ihr vielleicht, wiewohl mit einem bessern Anstrich, weit mehr Schaden thun.

Daß die Tugend, fuhr er fort, indem er sich an unsre Gesellschafter wandte, mit einigem Schein von Vernunft je sollte ein Schlachtopfer werden können; das mit solcher Zuversicht vom Philokles behaupten zu hören, mußte Ihnen ohne Zweifel seltsam vorkommen. Sie konnten sich keinen erträglichen Grund von einem solchen Schauspiel denken. In diesem umgekehrten Triumph erwarteten Sie vielleicht irgend einen fremden Sieger prangen zu sehen, etwa das Laster selbst, oder Wollust, Wiz, Scheinphilosophie, oder sonst

ein

ein falsches Konterfey der Wahrheit oder Natur. Wenig argwöhnten Sie, daß dieser grausame Feind der Tugend die Religion selbst seyn sollte! Aber Sie werden sich erinnern, daß oft unschuldiger Weise, und ohne verrätherische Absicht, die Tugend selbst von denen also behandelt wird, die gern die Verderbniß des menschlichen Herzens aufs äußerste vergrößern mögten, und die Religion dadurch zu erheben gedenken, daß Sie die Falschheit menschlicher Tugend, wie sies nennen, an den Pranger stellen. Wie viel fromme Schriftsteller, wie viel heilige Redner richten ihr ganzes Geschoß gegen dieses Ziel, und schimpfen auf die moralische Tugend, als eine Art von Stiefmutter oder Nebenbuhlerinn der Religion. — „Von Moralität ja kein Wort; „die Natur darf sich nichts anmaßen; Ver„nunft ist eine Feindinn; allgemeine Gerech„tigkeit, Thorheit; und Tugend, Elend. „Wer würde nicht lasterhaft seyn, stünd' es „in seiner Wahl? Wer würde enthaltsam „seyn, wenn er nicht müßte? Wer würde „die Tugend lieben, wärs nicht um der „Ewigkeit?" —

Wahrhaftig, fiel ihm der alte Herr ins Wort, wenn dies der Triumph der Religion ist,

ist, so hat ihr ärgster Feind, dünkt mich, nicht Ursach, sie darum zu beneiden; und ich muß, mit Philokles Erlaubniß, noch immer der Meynung bleiben, daß es eben kein Beweis von besonderer Liebe für die Religion ist, wenn man sie so eifrig auf Kosten der Tugend zu ehren sucht.

Vielleicht haben Sie Recht, sagt' ich. Daß es aber viel solcher Eiferer in der Welt giebt, werden Sie nicht leugnen. Und daß dieser Eifer und das, was Sie Atheismus nennen, ziemlich gute Freunde sind, das hat Theokles, wie Sie hören, zugestanden. — Doch, lassen Sie uns ihn aushören; vielleicht ist er so offenherzig, daß er uns über den großen Haufen unsrer theologischen Scribenten, und über die Methode dieser Herrn, ihren großen Erzfeind, den Atheisten, zu bekämpfen, seine Meynung sagt. Dies ist eine Sache, die vielleicht wohl einer besseren Aufklärung bedürfte. Denn es ist weltkundig, daß die vornehmsten Gegner des Atheismus nach ganz widersprechenden Grundsäzen schreiben, so daß sie gewissermaßen einander selbst widerlegen. Einige derselben fechten eifrig für die Tugend, und sind Realisten in diesem Punkt. Andre, mögte man sagen, sind bloß Nominalisten in

der

der Moral, denn die Tugend ist bey ihnen ein wahres Unding, ein Geschöpf der Willkühr, ein bloßer Modenamen. Eben so gehts in der Naturlehre; wo der Eine diese, der Andre jene Hypothese annimmt. Ich gäbe was drum, wenn ich einmal den wahren Grund entdecken, und diejenigen unterscheiden lernen könnte, die wirklich ihre andern Gegner sowohl, als die Atheisten widerlegen, und die gemeinschaftliche Sache der Tugend und Religion gründlich behaupten.

Hier, Palemon, hatt' ich meinen Wunsch. Denn nach und nach bracht' ich Theokles dahin, daß er sich völlig über diese Materien herausließ; die ich als ein schönes Vorspiel zu denen ansah, worüber wir uns den folgenden Morgen, den ich so ungeduldig erwartete, unterreden wollten. Sollten seine Spekulationen vernünftig seyn, dacht' ich, so würde diese vorläufige Unterredung mir helfen, ihn leichter zu verstehen; wären es aber nur ergötzende Phantasieen, so würde sie mir doch wenigstens dazu dienen, daß ich mich auch desto besser daran ergötzen könnte.

Hier also fieng er seine Kritik über Schriftsteller an; die nach und nach zu einer förmlichen ununterbrochenen Rede wurde. Hätt' er

sie auf einer Universität gehalten, so hätt' er gar füglich für einen Professor der Gottesgelahrtheit oder der Moral passiren können, der seinen Studenten mit aller Gravität die Nachmittagsvorlesung hält.

Dritter Abschnitt.

Glücklich wäre ohne Zweifel die Sache, sagt' er, deren Vertheidiger ihren Gegnern nie die geringste Blöße, nie den kleinsten Vortheil über sich gäben. Ich wollte wünschen, daß wir in der Sache der Religion uns dieses Glückes rühmen könnten. Da es aber nicht unmöglich ist, selbst für die beste Sache von der Welt schlecht zu schreiben, so bin ich geneigt zu glauben, daß diese große Sache der Religion hierinn wenigstens kein besseres Schicksal gehabt, als irgend eine andere; da diejenigen, welche zu ihrer Vertheidigung schreiben, gewöhnlich um desto weniger Behutsamkeit zu gebrauchen pflegen, je mehr sie dabey für ihre eigne Person vor Tadel oder scharfer Kritik gesichert sind. Ihr Gegner ist zu sehr gebunden, als daß sie ihn nicht leicht zum Schweigen bringen könnten. Sie können ihn sicher auf einen Kampfplaz herausfodern, wo er sich nicht öffentlich, oder als erklärter Feind, zei-

gen

gen darf. Seine Waffen sind versteckt, und können oft die Sache treffen, ohne ihren Vertheidigern zu schaden, die sich desto zuversichtlicher den Sieg zuschreiben, weil man keinen offenbaren Angriff auf sie wagt. Sie siegen für sich selbst, und erwarten immer lauten Beyfall für ihren Eifer, so sehr auch die Sache selbst unter ihren Händen gelitten haben mag. —

Vielleicht also, unterbrach ich ihn, hatte der Mann nicht ganz unrecht, der einst in seinem Eifer für die Religion behauptete: „Niemand schreibe so gut gegen die Atheisten, als „der Richter, der ihr Todesurtheil abfasse.“

Wenn das gut schreiben heißt, erwiederte er, so sind wir auf einmal geschiedne Leute; alles Disputiren, alle vernünftige Untersuchung über diesen Punkt hat dann ein Ende. Denn wo Gewalt gebraucht werden muß, da hat die Vernunft nichts zu thun. Kann aber Vernunft etwas ausrichten, so müssen wir die Gewalt unterdessen bey Seite sezen: denn Vernunft läßt sich nicht anders überzeugen, als durch Vernunft. Wollen wir uns daher überall auf Vernunftgründe mit den Atheisten einlassen; so müssen wir dabey eben so mit ihnen umgehen, wie mit andern Menschen;

weil

weil sonst schlechterdings kein Mittel vorhanden ist, sie zu überzeugen.

Es ist wahr, sagt' ich, dies scheint sehr vernünftig und billig. Allein ich fürchte, die meisten dieser frommen Herrn werden lieber den Patienten aufgeben, als daß sie von ihrer kürzern und leichtern Heilmethode abweichen sollten. Und so hart es auch vielleicht scheinen mag, Gewalt ohne Vernunft zu gebrauchen, so bin ich doch sehr geneigt zu glauben, daß Ihre andre Methode der Vernunft ohne Gewalt weit weniger Liebhaber finden dürfte.

Vielleicht aber, erwiederte Theokles, ist es ein bloßer Schall, was uns beunruhigt. Das Wort oder der Name Atheist kann leicht Verwirrung machen, da man es gebraucht, zwey so ganz verschiedne Charaktere damit zu bezeichnen, als der Charakter dessen, der gerade zu leugnet, und dessen, der bloß zweifelt. Nun kann vielleicht derjenige, welcher zweifelt, sein Unglück beklagen, und überzeugt zu werden wünschen. Derjenige aber, welcher leugnet, beweist die höchste Vermessenheit, und behauptet eine Meynung, die dem Wohl des menschlichen Geschlechts und der Erhaltung der Gesellschaft zuwider ist. Man sieht leicht, daß Jener gegen Obrigkeit und Geseze gebüh-

rende Ehrfurcht hegen kann; aber nicht dieser; der also, weil er ihnen unterworfen ist, mit Recht gestraft werden kann. Wie aber der erstere vor Menschen strafbar seyn könne, läßt sich schwerlich begreifen; wofern nicht etwa die Obrigkeit über Gedanken so gut, als über Handlungen und äußerliches Verhalten, zu befehlen, und Macht hat, das Innerste und Geheimste des menschlichen Herzens vor ihr Tribunal zu ziehen.

Ich verstehe Sie, sagt' ich. Wie es zwey Arten von Leuten giebt, die man Atheisten nennt, so giebt es auch zwey verschiedne Arten, gegen sie zu schreiben, die sich gar füglich jede für sich, aber nicht wohl zusammen vereinigt, gebrauchen lassen. Sie mögten gern alle bloße Drohungen bey Seite schaffen, und den Philosophen von der Magistratsperson sondern; denn Sie halten es für ausgemacht, daß der bescheidnere und vernünftigere Theil der Ungläubigen, welcher nicht unter die richterliche Feder der Obrigkeit gehört, nur durch die gelindere, untersuchende Feder der Philosophie gewonnen werden könne. Nun hat allerdings die Sprache der Obrigkeit mit der Sprache der Philosophie wenig gemein. Nichts ziemt sich weniger für das obrigkeitli-

che Ansehen, als ein philosophischer, und nichts kann unphilosophischer seyn, als ein obrigkeitlicher Stil. Eine Vermischung derselben würde beide lächerlich machen. Und wenn man also, in diesem Fall von Jemanden ausser der Obrigkeit sagen kann, daß er gut schreibe; so ist es, Ihrer Meynung nach, derjenige, der so schreibt, wie es einem Philosophen geziemt, mit freyer Untersuchung, offen und ohne Zurückhaltung.

Sie haben Recht, erwiederte er. Denn was kann billiger seyn?

Gewiß nichts. Aber wird die Welt eben so denken? Würd' es thunlich seyn, diese Art zu schreiben allgemein einzuführen?

Ohne Zweifel würd' es das. Und zum Beweise giebt uns das Alterthum Beyspiele genug. Man glaubte nie, daß diese freyen philosophischen Untersuchungen der Religion schaden oder das Volk verderben würden: denn wir finden, daß sie sowohl in Schriften als im Umgange bey den größten Männern eines tugendhaften und religiösen Volks etwas ganz gewöhnliches waren; und daß selbst diejenigen obrigkeitlichen Personen, die zugleich Priester und Vorsteher des öffentlichen Gottesdienstes waren, mit diesen freyen Untersuchungen sich abgaben.

Verzeihen Sie, Theokles, sagt' ich, wenn ich mir die Freyheit nehme zu zweifeln, ob sich dies auf unsern Fall anwenden läßt. Es ist hier von christlichen Zeiten, wie wir sie jezt haben, die Rede. Sie wissen das allgemeine Schicksal derer, die das Herz haben, als ehrliche unpartheyische Schriftsteller aufzutreten. Wie giengs jenem frommen und gelehrten Mann, *) der das intellektuelle System der Welt schrieb? Es war wirklich lustig anzusehen, wie man auf der einen Seite seine Talente und Gelehrsamkeit sowohl, als seinen redlichen Eifer für die Sache der Gottheit allgemein erhob, und doch auf der andern ihn beschuldigte, daß er den Atheisten gewonnen Spiel gegeben, bloß weil er ihre und ihrer Gegner Gründe unpartheyisch neben einander gestellt hatte. Und unter andern Schriften dieser Art werden Sie sich erinnern, wie man eine gewisse unpartheyische Untersuchung **) (wie Sie sie nennten) aufnahm, welch ein Aergerniß sie gab.

Es thut mir leid, sagte Theokles, daß dies wahr ist. Aber jezt haben Sie wirklich das

*) Cudworth.
**) Die Untersuchung über die Tugend von unserm Verfasser.

das Mittel gefunden, mich vielleicht zu nöthigen, daß ich mich über diesen Punkt umständlich mit Ihnen einlasse; denn ich kann nicht umhin, einen Freund zu vertheidigen, den man sehr unbillig wegen seiner philosophischen Freymüthigkeit getadelt hat.

Ich gestand dem Theokles und der Gesellschaft, daß dies wirklich meine Absicht gewesen; und bloß aus diesem Grunde, sagt' ich, klag' ich jezt förmlich diesen Schriftsteller an: „daß er, gleich allen jenen gelassenen, „kaltblütigen Schriftstellern, sich einer wah„ren Gottlosigkeit schuldig macht, weil er so „unbekümmert und gleichmüthig, ohne den „geringsten Schein von Eifer oder Leiden„schaft, über die Gottheit und ein künftiges „Leben philosophirt."

Und ich, erwiederte Theokles, übernehme die Vertheidigung dieser gelassenen Art zu philosophiren; ich werde mich bemühen, meinen Freund von Ihrer Beschuldigung rein zu machen, wofern Sie nur Geduld haben, mich über eine Sache von so großem Umfange auszuhören.

Wir versprachen es Alle, und er fieng also an:

Von

Von den vielen Schriftstellern, die als Vertheidiger der Religion auftreten, haben die mehrsten, dünkt mich, die Absicht, entweder die Wahrheit des christlichen Glaubens überhaupt zu beweisen, oder solche besondere Lehren zu widerlegen, die für Neuerungen in der christlichen Kirche gehalten werden. Es giebt nicht viel Menschen in der Welt, denkt man, welche die ersten Hauptgrundsäze aller Religion verwerfen: mit diesen also geben sich nur wenig Schriftsteller ab. Sie halten es vermuthlich für eine Arbeit, die ihnen zu geringe sey, ihnen zu wenig Ehre machen würde, wenn sie mit Leuten gelassen disputiren wollten, die man fast durchgehends mit Abscheu und Entsezen betrachtet. Da aber unsre Religion Liebe gegen alle Menschen uns zur Pflicht macht, so müssen wir nothwendig wahre Bekümmerniß für diejenigen fühlen, die wir in den allergefährlichsten Irrthümern erblicken, und von denen die Erfahrung uns lehrt, daß nichts schwerer hält, als sie wieder auf den rechten Weg zu bringen. Auch wär' es vielleicht der Klugheit gemäßer, ihnen nicht sogar verächtlich zu begegnen, da ihre Anzahl, so klein sie ist, sich doch allem Vermuthen nach immer weiter ausbreiten wird; und zwar unter

ter Leuten von gar nicht verächtlichem Stande. Es wäre also vielleicht der Ueberlegung werth: „Ob zu unsern Zeiten und in unserm Lande, „noch eben die Mittel brauchbar sind, die man „bisher angewandt hat; oder ob man nicht „vielleicht besser thue, andre zu versuchen, „die sich für Zeiten, wo weniger Religions„zwang und für Länder, wo mehr bürgerliche „Freyheit herrscht, besser passen."

Dies allein könnte schon einen Schriftsteller bewegen, auf eine andre Art, mit diesen verirrten Leuten umzugehen, bedacht zu seyn, und zu versuchen, ob er nicht kräftigere Mittel finden könnte, sie zu überzeugen, als die wiederholten Ausrufungen und Schmähungen, womit die Beweise, die man gegen sie gebraucht, mehrentheils begleitet sind. Es war also kein so ganz ungereimter Einfall, daß sich vielleicht eine ganz entgegengesezte Methode gebrauchen liesse, wodurch ein Schriftsteller mit seinen Vernunftgründen um desto eher Eingang und Beyfall bey diesen Leuten finden mögte, je freyer von Vorurtheilen und bereitwilliger er sich zeigte, alles mit größter Unpartheylichkeit und Gelassenheit zu untersuchen. Denn man hat Ursach zu fürchten, daß solche Leute immer argwöhnen werden,

„alles,

„alles, was man nie in Zweifel gezogen, sey „auch nie bewiesen; was man nie mit voll„kommner Gleichgültigkeit untersucht, sey „auch nie gründlich untersucht worden, und „könne daher nicht mit wahrer Ueberzeugung „geglaubt werden.“ Und besonders in einer Schrift dieser Art, die ihnen bloß als ein Versuch oder eine Untersuchung vorgelegt wird, würden sie sehr jene erfoderliche Unpartheylichkeit und Gleichgültigkeit vermissen, wenn der Verfasser, statt einer Bereitwilligkeit, sich alle Resultate, die eine solche Untersuchung und die Folge seiner Vernunftschlüsse am Ende geben würde, gefallen zu lassen, schon im voraus eine vorgefaßte Neigung für die eine, und einen Abscheu gegen die andre Parthey, verrathen hätte.

Andre mögen es also vielleicht in andern Umständen nöthig und ihrem Charakter anständig gefunden haben, allen möglichen Abscheu, beides für die Person und die Grundsäze dieser Leute zu bezeugen. Unser Verfasser hingegen, der nichts mehr ist, als ein Laye, sucht sich mit ihnen auf den besten Fuß zu sezen; er beweiset ihnen Höflichkeit, Gefälligkeit, und so viel Unpartheylichkeit, als nur möglich ist; er räumt ihnen alles ein, was er kann,

und philosophirt selbst über die Gottheit mit der größten Kälte und Gelassenheit. Er nimmt sichs nicht einmal heraus, selbst entscheidende Schlüsse zu machen, sondern überläßt es Andern, aus seinen Grundsäzen die Folgen zu ziehen. Denn seine Hauptabsicht ist: „Diese „Leute fürs erste mit den Grundsäzen der Tu„gend auszusöhnen, und ihnen also, durch „Wegräumung jener größten, wo nicht einzi„gen, Hindernisse, die aus den Lastern und „Leidenschaften der Menschen entspringen, zur „Religion den Weg zu bahnen.“

In dieser Absicht bemüht er sich vornehmlich, die Tugend auf solche Grundsäze zu bauen, mit welchen er gegen diejenigen auskommen kann, die noch nicht so weit gebracht sind, einen Gott oder ein künftiges Leben einzugestehen. Ist ihm dies nicht gelungen, so hat er, seiner Meynung nach, ganz umsonst geschrieben. Denn wie kann der von der höchsten Güte Begriff haben, der nicht weiß, was Güte an sich selbst ist? Oder wie kann Jemand einsehen, daß die Tugend Belohnung verdiene, der ihr Verdienst und ihre Vortreflichkeit noch nicht kennt? Wir greifen wirklich die Sache ganz am verkehrten Ende an, wenn wir Verdienst aus Gnade, und Ordnung

aus

aus Gott beweisen wollen. — Dies Verse-
hen sucht unser Freund wieder gut zu machen.
Denn er ist in Ansehung der Tugend ein Rea-
list, wie Sies vorhin nannten; und sucht da-
her zu zeigen: „daß sie wirklich an sich selbst,
„und nach der Natur der Dinge, etwas sehr
„Wesentliches ist; nicht willkührlich oder er-
„künstelt; nicht durch äußere Einrichtungen
„entstanden, unabhängig von Gewohnheit,
„Phantasie, oder Willen; ja von dem höch-
„sten Willen selbst, welcher sie auf keine Weise
„bestimmen kann; sondern vielmehr, da er
„nothwendig gut ist, von ihr bestimmt wird,
„immer in genauester Uebereinstimmung mit
„ihr steht.“ Und ungeachtet er also die Tu-
gend zu seinem Hauptgegenstande, und ge-
wissermaßen unabhängig von der Religion ge-
macht hat, so wär' es doch vielleicht möglich,
daß man am Ende einen eben so vorzüglichen
Gottesgelehrten als Moralisten in ihm fände.

Ich mögt' es eben nicht als Regel fest-
sezen: „Daß diejenigen, welche die Tugend
„nicht für etwas Wesentliches erkennen, auch
„aus der Gottheit bloß einen leeren Namen
„machen, und nicht ohne Affektation die Grund-
„säze der Religion vertheidigen können:“
aber das getrau' ich mir zu behaupten: „daß
„Jeder,

„Jeder, der die Tugend redlich vertheidigt,
„und ein Realist in der Moral ist, auch ge-
„wissermaßen nothwendig, wenn er auf dem
„nemlichen Wege des Räsonnements fort-
„geht, ein eben so wahrer Realist in der Re-
„ligion werden muß.“

Alle Affektation, vornehmlich in der Philosophie, ist, meinem Bedünken nach, unverzeihlich. Und Sie, Philokles, der Sie kein falsches Räsonnement, keine ungesunde, ungereimte Hypothese dulden können; Sie werden gewiß ehrlich genug seyn, unsern heutigen Deismus zu verwerfen, und Jedem dreist die Stirne bieten, der sich einen Namen anmaßt, wozu seine Philosophie ihm nicht das geringste Recht giebt.

Empfehlen Sie mich dem ehrlichen Epikur, der seine Götter in die eingebildeten Räume hoch über der Welt, außer allem Zusammenhange mit der Natur der Dinge, versezt, und also nichts weiter als ein leeres Wort aus ihnen macht. Das heißt redlich verfahren, und frey vom Herzen weggesprochen; denn Jeder, der nur ein Bischen von Philosophie versteht, begreift dies leicht.

Eine gleiche Ehrlichkeit würde jenen Philosophen geziemen, die bey Ihnen, Philokles, wie's

wie's scheint, so gut angeschrieben sind. Wenn ein Skeptiker bedenklich die Frage aufwirft: „Ob die Philosophie allein, ohne Hülfe der „Offenbarung, eine wahre Theologie zu Stan„de bringen könne;" so ist das nichts weiter, als ein schönes Kompliment, das er der öffentlich eingeführten Religion macht. Er wird keinen, der nur etwas tief philosophirt, dadurch hintergehen: wer dies thut, wird leicht einsehen, daß in diesem Fall die Theologie ganz und gar keinen Grund haben könnte. Denn die Offenbarung selbst gründet sich ja offenbar auf die Anerkennung der Existenz Gottes: und der Philosophie allein kömmt es zu, das zu beweisen, was die Offenbarung nur voraussezt.

Ich halt' es daher für ein sehr unredliches Verfahren, wenn diejenigen, welche aufbauen und beweisen wollen, einen Grund legen, der viel zu schwach ist, das Gebäude zu tragen. Untergraben und Miniren mag in andern Fällen sich noch so gut mit dem Kriegsrecht vertragen; in philosophischen Streitigkeiten ist es nimmer erlaubt, wie bey Belagerungen, verdeckt und unter der Erde zu arbeiten. Nichts kann ungeziemender seyn, als im Befehlshaberton und mit grosser Feyerlichkeit von „einer „höchsten Natur, einem unendlichen Wesen, „und

„und einer Gottheit zu schwazen;“ unterdeß man der Fürsehung mit keinem Worte gedenkt, von Ordnung oder Regierung eines allervollkommensten Geistes nichts weiß. Denn, wenn man diese erkennt, und die wahre Theologie versteht; so ist dieser Begriff nichts weniger als trocken und unfruchtbar; sondern führt uns nothwendig auf solche Folgerungen, die uns in Thätigkeit sezen, und unsern stärksten Neigungen Beschäftigung geben müssen. Alle Pflichten der Religion fließen offenbar aus dieser Quelle, und kein Zweifel und Einwurf gegen die großen Grundsäze, welche die Offenbarung festgesezt hat, bleibt übrig.

Ob nun wirklich unser Freund von Herzen und ohne Heucheley zu dieser leztern Art wahrer Gottesgelehrten gehöre, das werden Sie am besten aus den Folgen seiner Meynung abnehmen können. Sie werden sehen, ob sie bloß auf Spekulationen hinausläuft, oder auch zu That und Ausübung führt: und gewiß werden Sie zufrieden seyn, wenn Sie ein Gebäude von ihm aufgeführt finden, welches die mehrsten wenigstens für erhabne Religion, und Einige, aller Wahrscheinlichkeit nach, für nichts minder als Schwärmerey halten werden.

Denn ich berufe mich auf Sie, Philokles, ob irgend etwas in der Theologie Ihnen so schwärmerisch vorkömmt, als jener Begriff von der Liebe Gottes, der alle irrdische Sinnlichkeit, allen niedrigen Eigennuz verwirft? Eine Liebe, die ganz einfach, rein und unvermischt ist; die keinen andern Gegenstand hat, als bloß die Vortrefflichkeit dieses Wesens selbst, keinen andern Gedanken von Glückseligkeit gestattet, als bloß dessen Genuß. Nun werden Sies doch gewiß für einen überzeugenden Beweis gelten lassen, daß mein Freund von aller Irreligion weit entfernt ist, wenn ich Ihnen zeige, daß er diesen Begriff annimmt, und diesen Hauptpunkt der Religion durch Argumente festzusezen sucht, die selbst die Gegner der Religion häufig zu gebrauchen pflegen.

Seiner Meynung zufolge also, würd' er im voraus, um allen Mißdeutungen vorzukommen, erklären: Ungeachtet die uneigennüzige Liebe Gottes der allervortrefflichste Grundsaz sey; so wiss' er doch sehr wohl, daß der unbesonnene Eifer gewisser frommen gutmeynenden Leute sie zu weit, vielleicht bis zum Wahnsinn und zur Schwärmerey, getrieben; wie vormals die Mystiker in der alten Kirche, und ihre Nachfolger in der neueren. Auf der

andern

andern Seite aber gäb es Leute, die, um diesen mystischen Grillen zu steuren, und als erklärte Feinde dessen, was sie Schwärmerey nennen, dieser ganzen ekstatischen Art von Andacht so wenig Ehre gelassen, daß gewissermaßen die Frömmigkeit selbst darüber verloren gegangen; und ihre so genannte vernünftige Religion sey wirklich so leer von Eifer, Herzlichkeit und Wärme, daß man nicht unbillig zweifeln mögte, ob sie überall eine hätten. Denn wenn gleich (würd' er Ihnen sagen) ein bloß politischer Schriftsteller Recht daran thut, seinen großen Beweis für die Religion auf die Nothwendigkeit des Glaubens an künftige Strafen und Belohnungen zu bauen; so ist es doch wahrhaftig ein schlechtes Zeichen von Redlichkeit in der Religion, und in der christlichen Religion besonders, wenn man sie zu einer solchen Philosophie herabwürdigt, die von jenem andern Grundsaz der Liebe nichts wissen will; sondern alles gleich für Schwärmerey erklärt, so bald man nur Uneigennüzigkeit anpreist, und behauptet, daß man Gott und die Tugend um Gottes und der Tugend selbst willen lieben müsse.

Hier haben wir also, nach meines Freundes Meynung, zwey Arten von Leuten, welche

die

die Religion in diesen beiden entgegengesezten Extremen dem Hohn ihrer Feinde Preis geben. Denn so wie es auf der einen Seite schwer fallen würde, den Begriff jener überspannten Liebe, die von den andächtigen Mystikern mit so vieler Wärme verfochten wird, zu rechtfertigen; so mögt' es, auf der andern Seite, gewiß auch nicht leicht seyn, die Religion, nach den Begriffen dieser kalten Philosophen, von dem Vorwurf der Lohnsucht und eines sklavischen Geistes zu retten. Denn wie will man leugnen, daß es sklavisch und lohnsüchtig ist, bloß aus Zwang, oder seines Vortheils wegen, Gott zu dienen? Ist es nicht offenbar, daß sich kein andrer wahrer und edelmüthiger Dienst gegen das höchste Wesen, oder irgend einen andern Oberherrn, denken läßt, als derjenige, „der aus Hochachtung und Liebe ge„gen die Person, welcher man dient, aus Ge„fühl von Verpflichtung und Dankbarkeit, und „aus Ueberzeugung, daß ein solcher dankbarer „Charakter an sich selbst gut und liebenswür„dig sey, entspringet?“ Und was schadet es der Religion, wenn man dies einräumt? oder wie kann dem Glauben an künftige Belohnungen oder Strafen dadurch etwas abgehen, wenn man eingesteht, „daß der Dienst, welcher da„durch

„durch bewirkt wird, demjenigen, welcher aus „freyem Willen und aus Neigung entspringt, „nicht gleich kommt, sondern vielmehr unedel „und sklavisch ist?“ Bleibt es nicht dabey immer zum Wohl des menschlichen Geschlechts und der Welt nothwendig, daß der Regel des Rechts auf eine oder andre, wo nicht jene bessere, doch wenigstens diese unvollkommne Art, Gehorsam geleistet werde? Und soll man nicht zeigen, „daß, ungeachtet dieser Dienst „aus Furcht noch so unedel und knechtisch ist, „dennoch, da die Religion immer eine Zucht, „eine Erziehung der Seele zu höherer Voll„kommenheit seyn muß, Belohnungen und „Strafen so lange der erste kräftigste und „wichtigste Bewegungsgrund für uns bleiben, „bis wir eines höheren Unterrichts fähig sind, „und aus diesem sklavischen Zustande in den „edlen Dienst der Freyheit und Liebe gelangen?“

Diesem rühmlichen Ziel, meynt mein Freund, sollten wir Alle nachstreben, wir sollten uns bemühen, „daß die Vortrefflichkeit „des Gegenstandes, nicht Belohnung oder „Strafe, unser Bewegungsgrund sey. Wo aber, „wegen Verderbniß unsrer Natur, der erstere „nicht hinreichend wäre, uns zur Tugend an„zuspornen, da, will er, sollte man den leztern

„zu

„zu Hülfe rufen, und ihn keineswegs gering-
„schäzen oder verabsäumen.“

Dies nun einmal festgesezt, wie ist es mög-lich, die Religion der Lohnsucht zu beschuldigen? Und doch wissen wir, daß ihr dieser Vorwurf oft genug gemacht wird. „Die „Gottseligkeit, sagt man, ist ein großer Ge-„winn; und Niemand dient Gott mit from-„men Herzen umsonst.“ — Ist dies ein Vorwurf? beweist man dadurch, daß es einen bessern Dienst, eine edlere Liebe gebe? — Genug, wir brauchen nichts weiter. Auf diesen Grund baut unser Freund, und hält es für leicht, die Religion zu vertheidigen, selbst jenen devotesten Theil derselben, den man für ein so großes Glaubensparadoxon ansieht. Denn, ist nur überall ein Dienst der freyen Neigung und Liebe möglich, so bleibt uns nichts übrig, als uns nach dem Gegenstande umzusehen, ob wirklich jener allerhöchste Gegenstand vorhanden ist, den wir vorausseзen. Giebt es nun göttliche Vortrefflichkeit in den Dingen; giebt es in der Natur einen allerhöchsten Geist oder eine Gottheit; so haben wir einen vollkommnen, alles Gute und Vortreffliche in sich fassenden Gegenstand. Und dieser Gegenstand muß vor allen andern noth-

wendig der aller liebenswürdigste, der aller einnehmendste seyn, die höchste Freude und Seligkeit gewähren. Daß es nun wirklich einen solchen höchsten Gegenstand in der Welt gebe, davon kann die Welt allein, durch ihre weise und vollkommne Ordnung uns überzeugen. Ist diese Ordnung wirklich vollkommen, so schließt sie alles wahre Uebel aus. Und daß dies wirklich so sey, das behauptet unser Verfasser ja so ernstlich, indem er, so gut er kann, jene ungünstigen Phänomene, jene schlimmen Zeichen, die man aus dem Lauf der Fürsehung bey dem vermeintlich harten, ungleichen Schicksal der Tugend in dieser Welt hernimmt, aufzulösen sucht.

Es ist wahr: so nachtheilig für die Tugend, und so vortheilhaft für das Laster der äußere Schein immer seyn mag, so läßt sich doch der Einwurf, den man daraus gegen die Gottheit macht, leicht heben, und Alles ins Reine bringen, so bald man nur ein künftiges Leben annimmt. Für einen Christen, oder jeden andern, der bereits von einem so wichtigen Punkt überzeugt ist, reicht dies hin, jede finstre Wolke, welche die Fürsehung umhüllt, zu zerstreuen. Denn der darf sich wegen des Schicksals der Tugend in dieser Welt nicht

sehr

sehr ängstlich bekümmern, der einer Zukunft gewiß ist. Aber ganz anders verhält sichs mit denen, die wir hier vor uns haben. Sie wissen nicht, wie sie dran sind, und schauen in der Welt umher, ob sie eine Fürsehung finden. Die Vergrößerung der sichtbaren Unordnungen in weltlichen Dingen, und die schwärzeste Vorstellung der Gesellschaft und der menschlichen Natur, wird ihnen schwerlich zu diesem Anblick verhelfen. Wie sollten sie in solchen Charakteren eine Fürsehung lesen können? Aus einer so widrigen Gestalt der Dinge hienieden, werden sie sich von dem, was droben ist, keinen vortheilhaften Begriff machen. Aus den Wirkungen, die sie sehen, werden sie geneigt seyn, auf die Ursach zu schliessen; nach dem Schicksal der Tugend werden sie über die Fürsehung entscheiden. Sind sie aber einmal von Ordnung und Fürsehung in den Dingen dieser Welt überzeugt, so werden sie vielleicht auch wegen eines künftigen Zustandes nicht viel Schwierigkeit machen. Denn wenn die Tugend sich selbst nicht wenig belohnt, und das Laster großentheils seine eigne Strafe ist; so haben wir festen Grund, weiter zu gehen. Die sichtbaren Anlagen einer austheilenden Gerechtigkeit, und gehörigen

Ordnung

Ordnung in dieser Welt, leiten uns natürlich auf den Begriff von einem noch höheren, vollkommneren Gebäude. Wir ahnden einen weitumfassenderen Entwurf, und lösen uns leicht alle Zweifel, warum in diesem Zustande noch nicht Alles zur Vollendung reift, warum diese vielmehr einer künftigen Periode aufbehalten worden. Denn hätten gute und tugendhafte Menschen eines vollkommnen Glücks in diesem Leben genossen; hätte die Rechtschaffenheit nie Widerstand gefunden, hätte nie eine trübe Wolke das Verdienst verdunkelt; wo wäre die Probe, der Sieg, oder die Krone der Tugend? Wo hätten die Tugenden ihren Schauplaz, oder woher ihre Namen? Wo wäre Enthaltsamkeit oder Selbstverleugnung? Wo Geduld, Sanftmuth, Großmuth? Was giebt diesen ihr Daseyn? Was ist Verdienst, ohne Widerwärtigkeiten? Was Tugend ohne Kampf, ohne Bestreitung derjenigen Feinde, die sich sowohl von innen als von außen gegen sie empören?

Aber so viel und mancherley auch die Schwierigkeiten sind, welche die Tugend in dieser Welt zu bekämpfen hat, so ist ihre Macht ihnen doch überlegen. So bedrängt sie hier ist, so ist sie doch nicht ganz verlassen, nicht

ganz

ganz dem Elende dahin gegeben. Sie hat immer noch genug, was sie über das Mitleiden, wiewohl nicht über unsre Wünsche, erhebt: und so glücklich wir sie hier schon sehen, haben wir doch Grund, noch größere Glückseligkeit für sie zu hoffen. Ihr gegenwärtiges Schicksal zeigt schon zur Genüge, daß die Fürsehung sich ihrer annimmt. Und da schon hier so sehr für sie gesorgt ist, da sie so großer Glückseligkeit, so großer Vorzüge schon in diesem Leben genießt; wie wahrscheinlich ist es dann nicht, daß diese Sorge der Fürsehung sich auch weiter in ein künftiges Leben erstrecken, und dort erst in ihrer wahren Vollkommenheit erscheinen wird.

Dies ist es, was man, unsers Freundes Meynung nach, denen, die an der Offenbarung zweifeln, zum Vortheil eines künftigen Lebens sagen sollte. Dies muß die Offenbarung glaubwürdig machen, und jenen ersten Schritt zu derselben, den Glauben an die Gottheit und Fürsehung, sichern. Die Fürsehung müssen wir aus dem, was wir von Ordnung in den Dingen dieser Welt gewahr werden, beweisen. Diese Ordnung müssen wir vor allen Dingen verfechten; vornehmlich in soweit die Tugend dabey interessirt ist. Wir dürfen

nicht

nicht Alles auf ein künftiges Leben hinweisen. Denn ein zerrütteter Zustand, wo keine Fürsehung sich um die Dinge dieser Welt bekümmert, wo das Laster nicht im Zaum gehalten, die Tugend nicht geachtet wird, stellt uns ein wahres Chaos dar, und bringt uns zu den geliebten Atomen, dem Ungefähr und dem allgemeinen Wirwarr der Atheisten zurück.

Wie schlecht ist also nicht die Sache der Gottheit in den Händen derer bestellt, welche die Unordnung in dieser Welt so sehr vergrößern, und, wie gewisse fromme Eiferer thun, das Elend der Tugend so arg vorstellen, daß Jedem die Lust vergehen muß, in Rücksicht auf diese Welt sich ihr zu widmen! Man irret gröblich, wenn man dadurch die Menschen auf den Glauben an eine bessere Welt zu führen gedenkt, daß man ihnen von der gegenwärtigen so schlechte Begriffe beybringt. Denn wenn man dem Zweifler so viel gegen die Tugend vordeklamirt, so wird er darum wohl weniger an die Gottheit, aber um kein Haar mehr an ein künftiges Leben glauben. Auch kann man im Ernst nicht denken, daß ein Mensch, der von der Tugend, und der Glückseligkeit, die sie gewährt, die erhabenste Meynung hegt, darum jemals abgeneigter seyn

sollte,

sollte, ein künftiges Leben zu glauben. Vielmehr wird man immer finden, daß, so wie die Freunde des Lasters von nichts ungerner hören, als von einem künftigen Zustande; so hingegen die Liebhaber der Tugend immer höchst begierig sind, eine Meynung anzunehmen, wodurch ihre Göttinn so sehr verherrlicht wird, und in dem glänzendsten Triumph erscheint.

So war bey den Alten der große Beweggungsgrund, welcher so viele der Weisesten unter ihnen, ohne Offenbarung, zu dem Glauben an diese Lehre brachte, kein andrer, als bloß die Liebe der Tugend an jenen großen Männern, jenen Stiftern und Erhaltern der Staaten, jenen Gesezgebern, Patrioten, Befreyern, Helden, deren Tugenden sie Leben und Unsterblichkeit wünschten. Auch bis auf den heutigen Tag macht nichts diesen Glauben für gute und tugendhafte Seelen so reizend, als Liebe und Freundschaft, die den Wunsch in ihnen erweckt, daß der Tod sie nicht auf ewig trenne, daß ihre seelige Vereinigung auch noch in einem künftigen Leben fortdaure. Wie ist es denn möglich, einen Schriftsteller, bloß weil er die Tugend erhebt, für einen Feind eines künftigen Zustandes zu halten?

Wie

Wie kann man unsern Freund der Falschheit gegen die Religion beschuldigen, weil er einen Grundsaz vertheidigt, ohne welchen nicht einmal der Begriff von Gott und der Güte bestehen könnte? Denn er sagt ja bloß, und das ganze Resultat seiner Untersuchung läuft darauf hinaus: „Daß es Verrätherey gegen „die Religion überhaupt, und gegen die Sa„che der Gottheit sey, ein künftiges Leben „auf die Trümmern der Tugend zu bauen; „daß man besonders die christliche Religion „umstoße, und ihren größten Grundsaz, die „Liebe, verwerfe und Preis gebe, wenn man „Belohnungen und Strafen zu den Haupt„bewegungsgründen unsrer Pflichten machte.“

Aus allem dem also können wir nach Gerechtigkeit und Menschenliebe nicht anders schließen, als daß unser Verfasser, bey seinem gelassenen und unpartheyischen Verfahren gegen die zügellosen Freydenker, wahrhaftig die Absicht habe, ihnen eine solche Vorstellung von der Einrichtung des menschlichen Geschlechts, und alles dessen, was Menschen angeht, beyzubringen, daß sie dadurch zu dem Begriff von allgemeiner Ordnung in den Dingen gelangen, und dadurch genöthigt werden mögten, die allerhöchste Weisheit, Güte und

Schön

Schönheit zu erkennen; damit sie dann ferner, nachdem sie in so weit Proselyten geworden, zu jener göttlichen Liebe bereitet werden könnten, die unsre Religion sie lehren würde, wenn sie einmal ihren Unterricht annehmen, und sich nach ihrem heiligen Charakter bilden sollten.

Hier haben Sie also, fuhr er fort, die Apologie meines Freundes, die Sie vielleicht überzeugt haben wird, daß er ein guter Moralist, und hoffentlich auch, daß er kein Feind der Religion ist. Sollten sie aber immer noch der Meynung seyn, der Gottesgelehrte habe sich in seinem Charakter nicht so deutlich gezeigt, als ich versprach, so muß ich alle Hoffnung aufgeben, Sie jemals in einer gewöhnlichen Art von Unterredung davon zu überzeugen. Gieng ich jezt noch weiter, so mögt' ich mich gar zu tief in geistliche Dinge verwickeln, und mich genöthigt sehen, über sein System von Theologie eine Predigt von ganz neuem Schlage zu halten. Doch, ich bin jezt im Ernst schon so sehr in den Predigerton verfallen, daß ich hoffe, Sie werden mir für das, was ich schon geleistet habe, die Fortsezung gern erlassen.

Vierter Abschnitt.

Eben, da er ausgeredt hatte, erhielten wir einen Besuch, der uns den übrigen Theil des Nachmittags mit andern Unterredungen wegnahm. Sobald sich unsre Fremden, den alten Herrn und seinen Freund, die mit uns gespeist hatten, ausgenommen, empfohlen hatten, liessen wir uns wieder mit dem Theokles ein, wir drangen auf seine Predigt, und baten ihn aufs inständigste, uns umständlich sein theologisches System hören zu lassen.

Ich sehe Ihre Absicht, sagt' er. Sie machen es, wie manche Gesellschaft, die einen berühmten Sänger plagt, sich hören zu lassen, nicht aus Geschmack für die Musik, sondern um eine boshafte Art von Neugier zu befriedigen, die gemeiniglich zulezt auf Hohn und Tadel hinausläuft.

Dem sey, wie ihm wolle, sagten wir, wir würden nun einmal nicht ablassen. Und ich versicherte unsre Gesellschafter, wenn sie mir nur tapfer zu Hülfe kämen, so wollt' ich ihm schon so zusezen, daß er sich gewiß bald ergeben sollte.

Gut, sagt' er, Sie sollen zur Strafe ihren Willen haben; ich übernehme die Rolle

des

des Theologen und Predigers, aber nicht anders, als auf Philokles Kosten; er soll den Ungläubigen und armen Sünder vorstellen, dem man die Bußpredigt hält.

Wahrhaftig, sagte der Alte, die Rolle, die Sie ihm da geben, ist so natürlich und angemessen, daß ich nicht zweifle, er wird sie ohne alle Mühe spielen können. Ich wünschte lieber, Sie hätten sich den Verdruß erspart, der Ihnen bevorsteht, da Sie ihn so an seinen eigentlichen Charakter erinnern. Er würde von selbst schon fertig genug gewesen seyn, ihre Reden durch seine beständigen Spöttereyen zu unterbrechen. Ich verlange also, da wir jezt doch lange genug durch einander geschwazt haben, daß das Gesez, welches sonst bey Predigten gilt, auch hier aufs genaueste beobachtet werde; daß es nämlich nicht erlaubt sey, dem Redner ins Wort zu fallen, oder gegen seine Argumente oder Behauptungen das geringste einzuwenden.

Ich willigte in alles ein, und sagte dem Theokles, daß ich mirs gern gefallen liesse, das Ziel zu seyn, wogegen er seine Pfeile abdrücken könnte: und wär' ich auch wirklich der Ungläubige, für den er mich jezt ansehen wollte, so würd' ich das doch für kein Unglück

halten,

halten, weil ich gewiß wäre, er würde mich völlig überzeugen, wenn er mich dieser Bemühung würdigen wollte.

Theokles schlug uns darauf vor, hinauszugehen; denn es war ein schöner Abend, und das freye Feld, meynt' er, würde sich besser zu solchen Unterredungen schicken, als ein Zimmer.

Wir machten also einen Abendspaziergang ins Feld, welches der arbeitsame Ackersmann eben verlies. Unser Gespräch fiel natürlicher Weise auf das Lob des Landlebens; auf die Hauswirthschaft und die Natur des Bodens. Unsre Freunde bewunderten einige Pflanzen, die hier in großer Vollkommenheit wuchsen. Und da ich, vermittelst meiner geringen Kenntniß von der Natur der Kräuter, so glücklich war, verschiednes über diese Dinge zu sagen, das ihnen ausnehmend gefiel, so wandte Theokles sich gegen mich, und sagte: „O, mein „sinnreicher Freund! da Sie in andern Din„gen eine so helle, so glückliche Vernunft ha„ben; wie ist es denn möglich, daß Sie, bey „so richtiger Beurtheilungskraft, bey solcher „Einsicht in die besondere Einrichtung der Pro„dukte und Operationen der Natur, nicht bes„ser von der allgemeinen Einrichtung der Din„ge überhaupt, von der Ordnung und dem Bau

„der

„der Natur urtheilen? Wer kann besser den „Bau jeder Pflanze, jedes thierischen Körpers „zeigen, die Verrichtung jedes Theils und Or„gans, den Nuzen, die Endzwecke und Vor„theile, wozu sie dienen, besser erklären, als „Sie? Wie geht es denn zu, daß Sie in An„sehung dieses Ganzen ein so schlechter Natur„kündiger sind, von der Anatomie der Natur „im Großen so wenig verstehen, daß Sie das „nemliche Verhältniß der Theile, die nem„liche Uebereinstimmung und Gleichförmigkeit „nicht auch in dem großen Weltall, wahr„nehmen.

„Es giebt vielleicht Menschen, in deren „Gehirn es so verwirrt und unregelmäßig „aussieht, daß es ihnen nicht mehr als na„türlich ist, allenthalben Fehler zu finden, und „in diesem weitläuftigeren Gebäude tausend „Mängel und Unordnungen zu erblicken. Es „war der Allgemeinen Natur wohl nicht schlech„terdings darum zu thun, wohl nicht ihr un„umgänglicher Zweck, daß jedes Individuum „untrüglich und ohne Mängel seyn sollte. Wir „sollten vielmehr auch einige Muster von Un„vollkommenheit vor uns sehen; wie zum „Beyspiel an diesen Leuten, wovon wir eben „reden, die sich beständig mit ihren verkehrten

„Gedan-

„Gedanken den Kopf verwirren. Aber Sie,
„mein Freund, haben einen edleren Geist.
„Sie sind sich einer besseren inneren Ordnung
„bewußt, und können das Werk einer Mei-
„sterhand, genaues Ebenmaß, Uebereinstim-
„mung, in sich selbst sowohl, als in unzähli-
„gen andern Theilen der Schöpfung, erken-
„nen. Können Sies bey sich selbst verant-
„worten, daß Sie so Vieles, und doch nicht
„Alles einräumen? Können Sies bey sich
„selbst dahin bringen, jemals zu glauben,
„oder nur zu denken, daß da, wo es so man-
„nichfaltig unter einander verknüpfte, so ein-
„trächtig zusammenstimmende Theile giebt,
„das ganze selbst weder Eintracht, noch Zu-
„sammenhang haben sollte; daß da, wo ge-
„ringere und besondere Naturen so vollkom-
„men sind, die allgemeine Natur ohne Voll-
„kommenheit, und das monstruoseste, roheste,
„unvollkommenste Chaos seyn sollte, was sich
„nur denken läßt?“

„Seltsam! In der Natur sollte die Idee
„von einer Ordnung und Vollkommenheit vor-
„handen seyn, welche der Natur selbst man-
„gelte! Wesen, welche die Natur hervorbringt,
„sollten so vollkommen seyn, daß sie Unvoll-
„kommenheiten in ihrer Einrichtung entdecken

„könn-

„könnten; sollten weise genug seyn, diejenige „Weisheit zu meistern, welche sie gemacht hat!

„Gewiß, nichts ist unserm Verstande stär„ker eingeprägt, oder tiefer in unsre Seele „verwebt, als die Idee oder das Gefühl von „Ordnung und Ebenmaß. Daher die große „Gewalt des Numerus, und alle jene mäch„tigen Künste, die sich auf den geschickten Ge„brauch desselben gründen. Welch ein Un„terschied ist nicht zwischen Harmonie und „Misharmonie! Kadenz und gewaltsamer „Zerrung! Welch ein Unterschied zwischen „wohlabgemessener, regelmäßiger, und unor„dentlicher, konvulsivischer Bewegung! zwi„schen dem regelmäßigen, gleichförmigen Ge„bäude eines edlen Architekten, und einem ro„hen Sand- oder Steinhaufen! zwischen ei„nem organisirten Körper, und einem Nebel „oder Gewölk vom Winde umhergetrieben!

„Wie nun dieser Unterschied unmittelbar „durch ein klares inneres Gefühl wahrgenom„men wird, so läßt sich auch überdem nach „der Vernunft folgender Grund davon ange„ben: alle Dinge nämlich, in denen sich Ord„nung findet, haben auch Einheit des Zwecks, „treffen in Einem gemeinschaftlichen Punkt zu„sammen, und sind entweder Theile eines ein-

„zigen

„zigen Ganzen, oder für sich selbst ganze Sy-
„steme. Dergleichen ist ein Baum, mit allen
„seinen Zweigen; ein Thier mit allen seinen
„Gliedern; ein Gebäude mit allen seinen äus-
„sern und innern Verzierungen. Ja, was ist
„eine Melodie, oder Symphonie, oder irgend
„ein treffliches musikalisches Stück anders, als
„ein System von Tönen, die ein gewisses
„Ebenmaß und Verhältniß unter einander
„haben?“

„Haben nun in dem, was wir das Welt-
„all, das Ganze nennen, die besonderen Sy-
„steme auch noch so viel Vollkommenheit; ha-
„ben einzelne Theile in sich selbst noch so viel
„Ebenmaß, Einheit und Uebereinstimmung;
„sie sind dabey aber nicht alle in Ein gemein-
„sames System *) vereinigt, sondern gleichen,

in

*) S. Locke vom menschlichen Verstande, B. IV. K. 6. §. 11.

Ac mihi quidem Veteres illi maius quiddam animo complexi, multo plus etiam vidisse videntur, quam quantum nostrorum ingeniorum acies intueri potest: qui omnia haec, quae supra et subter, vnum esse, et vna vi, atque vna consensione naturae constricta esse dixerunt. Nullum est enim genus rerum, quod aut auulsum a caeteris per seipsum constare, aut quo caetera si careant, vim suam, atque aeternitatem conseruare possint.

Cicero de Oratore, Lib 3.

Omne hoc, quod vides, quo diuina atque humana

mana

„in Absicht ihrer Beziehung auf einander, dem „Sande oder den Wolken, die der Wind um„hertreibt, oder den gebrochenen Wogen des „Meers: so findet kein Zusammenhang in dem „Ganzen statt; es läßt sich also auch keine „Ordnung, kein Ebenmaß, und folglich auch „kein Entwurf, keine Absicht denken. Sind „aber keine von diesen Theilen unabhängig, „sondern alle sichtbar mit einander verknüpft; „dann ist das Ganze ein vollständiges System, „das Werk einer einfachen, übereinstimmenden „und gleichförmigen Absicht.

„Dies ist also die Hauptsache, worauf „es hier eigentlich ankömmt: daß nämlich we„der der Mensch, noch sonst irgend ein leben„diges Geschöpf, sollt' es auch an und für „sich selbst das vollkommenste System von „Theilen ausmachen, doch deßwegen nicht in „Rücksicht auf das, was ausser ihm ist, für „vollkom-

mana concluſa ſunt, vnum eſt: membra ſumus corporis magni. *Seneca, Epiſt.* 95.

Societas noſtra lapidum fornicationi ſimillima eſt: quae caſura, niſi inuicem obſtarent, hoc ipſa ſuſtinetur. *Ibid.*

Eſtne Dei Sedes, niſi Terra, et Pontus, et Aether,
Et Coelum, et Virtus? Superos quid quaerimus vltra?
Jupiter eſt quodcunque vides, quocunque moueris.
Lucan. Lib. 9.

„vollkommen gehalten werden kann; sondern
„dazu erst in seinem ferneren Verhältniß gegen
„das System seiner Gattung betrachtet wer-
„den muß. Das System der Gattung dann
„wieder gegen das Animalische System; dies
„gegen die Welt (unsre Erde); und diese end-
„lich gegen die größere Welt und das Ganze.

„Alle Dinge dieser Welt stehen in genaue-
„ster Verbindung mit einander. Denn so wie
„der Zweig mit dem Baum in Verbindung steht,
„so wieder der Baum unmittelbar mit Erde,
„Luft und Wasser, wodurch er genährt wird.
„So sehr der fruchtbare Boden sich für den
„Baum, so sehr der starke, gerade Stamm der
„Eiche und Ulme sich für die umschlingenden
„Zweige des Weinstocks oder Epheus schicken;
„eben so sehr schicken sich die Blätter, Saa-
„men und Früchte dieser Bäume für die man-
„cherley Thiere: und diese wieder eins für das
„andre, und für die Elemente, worinn sie le-
„ben, und denen sie gewissermaßen angepaßt
„und eingefugt sind; zum Beyspiel, durch Flü-
„gel für die Luft, Floßfedern fürs Wasser,
„Füße für die Erde, und durch andre über-
„einstimmende innere Theile von noch künstli-
„cherem Bau und wunderbarer Einrichtung.
„Sonach, wenn wir Alles auf Erden betrach-

„ten, müssen wir nothwendig in Allem uns
„nur Ein Ganzes, welches alle die unendli-
„chen Theile in sich begreift, vorstellen. Eben
„so in dem System der größeren Welt. Se-
„hen Sie da die wechselseitige Abhängigkeit
„der Dinge! das Verhältniß des einem zum
„andern; der Sonne zu dieser bewohnten Er-
„de, und der Erde und andern Planeten zur
„Sonne! die Ordnung, die Eintracht und
„den Zusammenhang des Ganzen! Und wis-
„sen Sie, mein Freund, diese Betrachtung
„wird Sie nothwendig nöthigen, das allge-
„meine System, den zusammenhangenden
„großen Plan der Dinge zu erkennen, zu ge-
„stehen, daß diese Wahrheit auf Gründen
„beruhe, die mehr als hinreichend sind, je-
„den unpartheyischen und redlichen Beobach-
„ter der Werke der Natur zu überzeugen.
„Denn schwerlich würde Jemand, der diese
„allgemeine Scene noch nicht genau genug
„betrachtet hat, glauben, daß es möglich sey,
„diese allgemeine Einheit durch so unzählige
„und unwiderlegliche Beyspiele von wechsel-
„seitiger Uebereinstimmung und Beziehung,
„von den niedrigsten Klassen der Geschöpfe
„an, bis zu den entferntesten Sphären hin-
„auf, so augenscheinlich zu beweisen.

„Fin-

„Finden sich nun in diesem ungeheuren „System des Einen Ganzen solche Beziehun„gen und Verhältnisse der Theile unter ein„ander, die nicht leicht wahrzunehmen sind; „ist daher der Endzweck und Nuzen der Din„ge nicht allenthalben einleuchtend: so darf „uns das gar nicht wundern; da es der Na„tur der Sache nach unmöglich anders seyn „kann. Die höchste Weisheit selbst hätt' es „nicht anders ordnen können. Denn in ei„ner Unendlichkeit von Dingen, die sich alle „auf einander beziehen, sieht ein Geist, des„sen Auge das Unendliche nicht überschauet, „nichts vollständig: und da jeder kleinste „Theil auf das Ganze überhaupt seine Bezie„hung hat, so kann er unmöglich das voll„kommne und wahre Verhältniß irgend eines „Dinges, in einer Welt, von der seine „Kenntniß so unvollkommen und mangelhaft „ist, erkennen.

„Eben das läßt sich bey Zergliederung „eines Thiers, einer Pflanze oder Blume be„merken. Jeder, der auch kein Anatomist, „und in der Naturhistorie nicht erfahren ist, „sieht zwar daß die verschiednen Theile eine „Beziehung aufs Ganze haben; denn so viel „zeigt schon der flüchtigste Blick: aber nur

„der,

„der, welcher gleich Ihnen, mein Freund,
„die Werke der Natur sorgfältiger studiert,
„und sich eine genauere Kenntniß der anima-
„lischen und vegetabilischen Welt erworben
„hat, nur der allein kann die wahre Bezie-
„hung dieser Theile unter einander, und ih-
„ren verschiednen Nuzen angeben.

„Aber wenn Sie Lust haben, noch tie-
„fer in diesen Gedanken einzudringen, und
„sich zu überzeugen, wie sehr wir Ursach ha-
„ben, nicht nur mit diesem unsern Anblick
„der Dinge zufrieden zu seyn, sondern auch
„seine Klarheit zu bewundern; so denken
„Sie sich einmal daß ein Mensch, der von
„der Schiffahrt nichts versteht, die Natur
„des Meers oder Wassers nicht kennt, sich
„auf einem Schiffe befände, welches bey
„vollkommner Windstille, mitten in der See
„vor Anker läge: wie groß würde sein Er-
„staunen nicht seyn, wenn er diese schwere
„Maschiene fest und unbeweglich mitten auf
„dem ruhigen Ocean erblickte, und dann den
„unteren Theil derselben, nebst dem Tauwerk,
„den Masten und Segeln des oberen, betrach-
„tete! Wie leicht würd' er einsehen, daß alles
„das nur Ein regelmäßiges Ganzes, wo ein
„Theil von dem andern abhängt, ausmache; wie

„leicht

„leicht würd' er den Nuzen der innern Räu-
„me, der Zimmer und Bequemlichkeiten für
„Menschen und Waaren erkennen! Würd' er
„aber wohl, bey seiner Unwissenheit von dem
„Gebrauch und der Absicht aller oberen
„Theile, die Masten und das Tauwerk für
„unnüz, lästig und hinderlich erklären, und
„deßwegen die Maschiene tadeln, und den
„Baumeister verachten? O mein Freund!
„und sollten wir denn auf diese Art unsre
„Unwissenheit verrathen; und vergessen, auf
„welch einem Standpunkte, und welch' eines
„Weltganzen! wir stehen? Bedenken Sie die
„unzähligen Theile der ungeheuren Maschie-
„ne, wovon wir so wenig verstehen, und
„deren Zweck und Nuzen wir unmöglich er-
„kennen können; da wir, statt der höchsten
„Wimpel nur etwas von dem innern Verdeck
„erblicken, und in den innersten Winkel des
„Schiffs, diesen finstern Kerker des Fleisches,
„eingesperrt sind.

„Haben wir also die Einheit und Ueber-
„einstimmung dieses großen Gebäudes aus-
„gespähet, und das allgemeine System zuge-
„standen, so müssen wir nothwendig auch ei-
„nen allgemeinen Geist anerkennen; ein We-
„sen, das kein redlicher Mensch anders, als

„wegen

„wegen eingebildeter Unordnung in dem Welt-
„ganzen, als dem Siz dieses Geistes, leugnen
„kann. Denn läßt sichs wohl denken, daß
„irgend ein Mensch in der Welt, wenn er
„sich fern von allen Menschen in einer Ein-
„öde befände, und da eine vollkommne Sym-
„phonie hörte, oder ein prächtiges regelmäßi-
„ges Gebäude in allen seinen Ordnungen und
„Verhältnissen stufenweise aus der Erde auf-
„steigen sähe, sich einbilden könnte, alles das ge-
„schehe ohne Absicht, Gedanken, oder wirken-
„den Geist? Würd' er deßwegen, weil er keine
„Hand sähe, das Werk einer Hand leugnen, und
„glauben, daß jedes dieser vollständigen und
„vollkommnen Systeme durch ein zufälliges
„Blasen des Windes, oder ein Zusammen-
„rollen der Steine und des Kalks, hervor-
„gebracht, und also zu genauester Symme-
„trie und Ordnung vereinigt sey?

„Was sollte denn unser Auge so sehr ver-
„blenden, in der Natur nichts von der Ein-
„heit der Absicht, und der Anordnung eines
„Geistes zu erblicken, die uns sonst so auf-
„fallend sichtbar seyn würde? Alles, was
„uns vom Himmel und von der Erde zu se-
„hen vergönnt ist, zeugt von Ordnung und
„Vollkommenheit, und gewährt einer Seele,

„wie

„wie die Ihrige, die mit Wissenschaft und „Erkenntniß bereichert ist, die edelsten Ge„genstände der Betrachtung. Alles ist voll „Anmuth und Liebenswürdigkeit, Alles ge„währt Lust und Freude, außer dem Men„schen und seinen Umständen, wo uns Alles „so ganz anders dünkt. Hier ist die Quelle „des Elendes und Uebels; hieraus entspringt „der Ruin dieses herrlichen Gebäudes. Dies „zerstört Alles; die ganze Ordnung des Welt„ganzen, sonst so fest, vollständig und un„wandelbar, fällt hier übern Haufen; geht „durch den einzigen Gedanken verloren: daß „wir uns selbst zum Mittelpunkt aller Dinge „machen; das Wohl des Ganzen dem Wohl „und Interesse eines so kleinen Theils unter„werfen.

„Aber wie können Sie über den schlech„ten Zustand des Menschen, über die weni„gen Vortheile, die ihm vor den Thieren ein„geräumt sind, sich beschweren? Was kann „ein Geschöpf fodern, das so wenig von ih„nen verschieden ist, so wenig an Verdienst „vor ihnen voraus hat, nur Weisheit und „Tugend ausgenommen? Und wie sehr We„nige besizen, oder suchen Weisheit und Tu„gend? — Der Mensch kann tugendhaft „seyn;

„seyn; und ist er das, so ist er glücklich.
„Sein Verdienst ist seine Belohnung. Durch
„Tugend erlangt er Verdienst; und in der
„Tugend allein findet er die Glückseligkeit,
„die er verdient. Führt aber die Tugend
„nicht selbst ihre Belohnung bey sich, und ist
„das glücklichere Laster die bessere Wahl; ist
„dies, wie Sie annehmen, in der Natur der
„Dinge gegründet: so ist es freylich um alle
„Ordnung geschehen, und die höchste Weis-
„heit ist ein Unding; denn nichts wäre dann
„auffallender und unleugbarer, als Unvoll-
„kommenheit und Unregelmäßigkeit in der
„moralischen Welt.

„Haben Sie denn auch, ehe Sie diesen
„Ausspruch thaten, den Zustand der Tugend
„und des Lasters, bloß in Rücksicht auf diese
„Welt, gehörig erwogen; so daß Sie mit
„Zuversicht sagen können, Wann und in wie
„fern, in welchen besondern Stücken und un-
„ter welchen Umständen, das eine oder andre
„gut, oder böse ist? Haben Sie, der Sie in
„andern künstlich gebauten Werken der Natur
„oder der menschlichen Erfindung ein so fei-
„ner Kenner sind, auch den künstlichen Bau
„unsers Geistes, die Einrichtung unsrer See-
„le, die Maschienerie und das Gewebe aller

„ihrer

„ihrer Leidenschaften und Neigungen unter-
„sucht; so daß Sie die Ordnung und Sym-
„metrie jedes besondern Theils verstehen;
„auf was Art er vollkommner wird oder lei-
„det; was er in seinem natürlichen, gesun-
„den Zustande vermag; und was aus ihm
„wird, wenn man ihn verdirbt oder miß-
„braucht? So lange wir dies nicht genau
„untersucht haben, und recht verstehen, wie
„ist es möglich, mein Freund, von der Kraft
„der Tugend, oder der Gewalt des Lasters
„richtig zu urtheilen? zu entscheiden, auf wel-
„che Weise die eine oder das andre unsre
„Glückseligkeit oder unser Verderben bewirken
„könne?

„Dies ist also die Untersuchung, die wir
„zuerst anstellen sollten. Aber wer getraut
„sich, dies Werk so anzugreifen, wie er soll-
„te? Haben wir zum Glück eine gute Anlage
„von der Natur empfangen; hat eine gute
„Erziehung edle Gemüthsart und Gesinnun-
„gen, wohlgeordnete Begierden, und recht-
„schaffne Neigungen in uns gebildet — wohl
„uns! und Jedermann stimmt ein. Aber
„wer bemüht sich, sich selbst diese Eigenschaf-
„ten zu geben, oder sein Erbtheil von Glück-
„seligkeit dieser Art zu vergrößern? Wer ist

„darauf

„darauf bedacht, mit seinem Antheil in einer „Welt, wo es unvermeidlich so großen Ge„fahren ausgesezt ist, und wo, bekannter„maßen, eine gute Natur so leicht verdorben „wird, zu wuchern, oder nur es ungeschmäh„lert zu erhalten? Alles andre, was uns an„gehört, suchen wir mit größter Sorgfalt zu „bewahren; für alles und jedes haben wir „eine eigne Kunst, eine eigne Oekonomie: nur „dies allein, welches uns am aller eigentlich„sten angehört, worauf unsre Glückseligkeit „beruhet, überlassen wir dem Zufall. Unsre „Gemüthsbeschaffenheit allein hat kein Gesez, „da doch alles übrige ihren Gesezen unterwor„fen ist.

„Sonach untersuchen wir bloß, was uns„ren Begierden gut und angemessen ist; was „für Begierden aber für uns gut und ange„messen sind, das kümmert uns nicht. Wir „fragen: Was fodert Interesse, Politik, Mo„de, Gebrauch? Aber: Was fodert die Na„tur? das wäre die seltsamste, unerhörteste „Frage von der Welt. Das Gleichgewicht „Europens, des Handels, der Macht, wägen „wir mit größter Genauigkeit ab; aber wer „hat wohl je von dem Gleichgewicht seiner „Leidenschaften gehört, oder wer bekümmert

„sich

„sich darum, es zu erhalten? Wenige haben „Kunde dieses Landes, verstehn etwas von „seinen Angelegenheiten. Verstünden wir „uns aber besser darauf — und diese Unter„suchung würd' uns dazu verhelfen — so „würden wir hier so gut, als in irgend ei„nem andern Theile der Natur, Schönheit „und Anstand wahrnehmen; wir würden in „der moralischen Welt eben so viel Ordnung „als in der natürlichen, finden. Solcher„gestalt würde die Schönheit der Tugend; „und hieraus dann ferner, wie ich schon ge„zeigt, die höchste Urschönheit, die Quelle „alles dessen, was Gut oder Liebenswürdig „ist, uns einleuchten. —

„Doch, damit ich nicht endlich einem „Schwärmer gar zu ähnlich sehe, so will ich „lieber meine Gedanken mit den Worten ei„nes jener alten Philologen, die so sehr bey „Ihnen in Ansehen stehen, ausdrücken, und „damit dieser philosophischen Predigt ein En„de machen: Die Gottheit selbst, sagt er, „ist ohnstreitig schön, und aller Schönhei„ten herrlichste: nicht ein schöner Körper, „aber das, was den Körper schön macht: „nicht ein schönes Gefilde, aber das, was „dem Gefilde Schönheit giebt. Die

„Schön=

„Schönheit der Flüsse, des Meers, des „Himmels und der himmlischen Gestirne, „alles entspringt aus ihr, als einer ewigen, „unversiegenden Quelle. Je nach dem die „Dinge hieraus schöpfen, sind sie schön, „blühend und glücklich: je nach dem sie ih„rer entbehren, sind sie ungestalt, verfal„len und elend.“

Kaum hatte Theokles ausgeredt, so überhäuften ihn unsre beyden Gesellschafter mit Komplimenten. Ich war im Begriff, etwas ähnliches zu sagen: aber er kam mir zuvor, und sagte, er würd' es sehr übel nehmen, wenn ich, statt ihm Beyfall zu bezeugen, nicht vielmehr, meinem Charakter gemäß, eins oder das andre seiner langen Predigt kritisiren wollte.

Wenns so seyn soll, erwiedert' ich; so erlauben Sie mir, fürs erste, mich zu verwundern, daß Sie, statt der vielen und mancherley Argumente, die man gewöhnlich fürs Daseyn Gottes anzuführen pflegt, nur ein einziges zum Grunde legen. Ich erwartete, dem eingeführten Zuschnitt gemäß, ein langes und breites von einer ersten Ursach, einem ersten Wesen, und einem Anfang der Bewegung; wie einleuchtend der Begriff von ei-

ner immateriellen Substanz, und wie sonnenklar es sey, daß die Materie einmal erschaffen seyn müsse. Aber von allem dem kein Wort. — Wenn man behauptet, „daß „eine materielle gedankenlose Substanz unmöglich jemals eine immaterielle denkende „hervorbringen könne;“ so geb' ich das gern zu; aber auf die Bedingung, daß der große Grundsaz: „aus Nichts wird nichts,“ für mich sowohl gelte, als für meinen Gegner. Und dann, denk' ich, wird er, so lange die Welt besteht, sehr in Verlegenheit seyn, wie er einen Anfang der Materie, oder die Möglichkeit einer Vernichtung derselben zeigen soll. Diese geistigen Herrn mögen uns, so lang' es ihnen beliebt, mit der größten Beredtsamkeit von der Welt vordemonstriren: „Die „Materie, man möge sie in tausend verschiednen Gestalten betrachten, man möge „sie in alle Ewigkeit fort verbinden und trennen, verändern und modificiren, so könne „sie doch nie den kleinsten Gedanken, nie einen Schatten von Empfindung oder Erkenntniß veranlassen, oder erzeugen.“ Ihr Argument mag gegen einen Demokrit, einen Epikur, oder sonst einen der älteren oder neueren Atomisten Stich halten. Aber ein

prüfen-

prüfender Akademist wird es gegen sie selbst kehren: und wenn man die beyden Substanzen gehörig unterscheidet, und abgesondert als zwey ganz verschiedne Arten betrachtet; so wird man mit eben so viel gesunder Vernunft und Bündigkeit des Arguments, von der immateriellen Art sagen können: „Macht mit „ihr, was ihr wollt, modificirt sie auf tau„senderley Art, läutert sie, erhöhet sie, su„blimirt sie, quälet und drehet, oder foltert „sie, wie man sagt, mit Denken; nie wer„det ihr im Stande seyn, die entgegengesezte „Substanz aus ihr hervorzubringen, oder zu „erzwingen.“ Der armselige Auskehricht verächtlicher Materie kann eben so wenig aus der einfachen reinen Substanz des immateriellen Gedankes entspringen, als der hohe Spiritus des Gedankens und der Vernunft sich aus der groben Substanz der plumpen Materie extrahiren läßt. So mögen denn die Dogmatiker mit diesem Argument schalten und walten, wie sie am besten können.

Aber wie Sie die Sache angreifen, fuhr ich fort, ist nicht die Frage, was zuerst oder im Anfange gewesen; sondern was jezt und gegenwärtig vorhanden ist. „Denn existirt „jezt eine Gottheit; erhellet es aus guten

„Grün-

„Gründen, daß gegenwärtig ein allgemeiner „Geist vorhanden ist: so wird man leicht zu„geben, daß von Ewigkeit her einer gewe„sen.“ — Dieß ist Ihr Argument. — Sie berufen sich auf Facta, und befänden sich die Dinge wirklich in dem Zustande, wären sie wirklich von der Beschaffenheit, wie sie gern beweisen mögten, so hätte aller Streit ein Ende. Ihre Einheit ist Ihre Hauptstüze. Aber wie beweisen Sie diese? Wo ist Ihre Demonstration? Haben Sie wohl nur einen Versuch gemacht, etwas mehr zu zeigen, als bloße Wahrscheinlichkeit? So weit entfernt sind Sie, das geringste demonstrirt zu haben, daß Sie vielmehr, wenn dieses System der Einheit der Hauptbeweis für die Gottheit ist — wie Sie stillschweigend eingestehen — demonstrirt zu haben scheinen: „die Sache „selbst sey keiner Demonstration fähig.“ Denn, „wie, sagen Sie, kann ein einge„schränkter Geist alle Dinge überschauen? —“ Sieht er also nicht Alles, so ist das ja wohl nicht viel besser, als sähe er Nichts. Der Demonstration sind wir damit noch um kein Haarbreit näher. Denn zugegeben, dies Ganze, welches in unserm Gesichts- oder Erkenntnißkreise liegt, sey ein wohlgeordnetes, zusam-

zusammenstimmendes System, wie Sie vor-
aussezen: so ist doch dieses große Ganze nur
erst ein Punkt, ein bloßes Nichts, in Ver-
gleichung gegen das, was uns noch übrig
bleibt. „Es ist nur eine abgesonderte Ne-
„benwelt — kann man sagen — deren es
„vielleicht in dem unendlichen Raume Millio-
„nen andre giebt, die eben so scheußlich und un-
„gestalt sind, als diese unsrige schön, überein-
„stimmend und regelmäßig. Durch Länge der
„Zeit mag vielleicht, in dem unendlichen Wirr-
„war und Zusammenstoß der Dinge, diese ein-
„zelne seltsame Welt, wie ein Funken aus dem
„Kiesel hervorgesprungen, und von ungefähr
„diese regelmäßige Form angenommen haben —
„denn was kann aus unendlichen Zufällen
„nicht endlich einmal heraus kommen? —
„Aber mit dem Uebrigen der Materie sieht es
„ganz anders aus. Der graue Altvater
„Chaos — wie die Dichter ihn nennen —
„herrscht in jenen wüsten Räumen unum-
„schränkt, und behauptet da sein Reich der
„Finsterniß. Er dringt hart auf unsre Grän-
„zen an; und vielleicht wird er dereinst durch
„einen gewaltigen Einfall sein verlornes Recht
„wieder geltend machen, seinen rebellischen
„Staat wieder erobern, und uns aufs neue

„der ursprünglichen Zwietracht und Verwir-
„rung überantworten.“

Dies, Theokles, sagt' ich, ist Alles, was ich gegen Ihre Philosophie vorzubringen mir getraue. Ich glaubte freylich, Sie würden mir ein freyeres Feld gegeben haben: aber Sie haben sich in engere Mauren eingeschanzt. Sie scheinen mir daher, die Wahrheit zu sagen, kaum so unpartheyisch und offen, in Ihrer Theologie zu Werke zu gehen, als unsre gewöhnlichen Gottesgelehrten. Es ist wahr, diese nehmen es in Namen sehr genau; aber in Sachen erlauben sie uns weit größere Freyheit. Freylich können sies nicht ausstehen, wenn man die Gottheit geradezu angreift, ohne Umschweife an ihrem Daseyn zweifelt: dagegen aber verstatten sie uns, nach Herzenslust der Natur zu Leibe zu gehen, und sie so sehr anzuschwärzen, als wir wollen. Es steht ihr frey, zu irren, und uns eben so frey, sie zu schimpfen. Die Gottheit, denken sie, hat ihrentwegen keine Verantwortung: sie muß ganz für sich selber stehen. Aber Sie nehmens viel genauer, sind viel strenger über diesen Punkt. Sie haben unnöthiger Weise die Natur in den Streit gemengt, und verfechten ihre Ehre mit so vielem

lem Eifer, daß ich nicht weiß, ob ichs wagen darf, Zweifel dagegen vorzubringen.

Lassen Sie sich das nicht anfechten, erwiederte Theokles: tadeln Sie die Natur frey; was auch immer daraus erfolgen mag. Nur meine Hypothese kann darunter leiden. Vertheidige ich sie schlecht, so dürfen meine Freunde daran keinen Anstoß nehmen. Sie sind, ohne Zweifel, mit weit stärkeren Argumenten für eine Gottheit verwahrt, und verstehen sich auf den Gebrauch jener metaphysischen Waffen, deren Schärfe Sie so wenig zu fürchten scheinen. Ich überlass' es ihnen, sich auf diesem Kamplaz mit Ihnen herumzutummeln, so bald sies für gut finden. Sollten meine Argumente auch als ein Theil dieser mächtigen Festung angesehen werden können, so sind sie doch gewiß weiter nichts als die ersten Cirkumvallationslinien, oder Aussenwerke, die vielleicht ohne Mühe erobert werden können, ohne daß der Hauptort selbst dadurch in Gefahr kömmt.

Ungeachtet Sie mirs also erlauben, sagt' ich, die Natur förmlich anzugreifen, so will ich ihrer doch in allem Uebrigen schonen, den Menschen allein ausgenommen. Wie kömmt es, ich bitte Sie, daß Sie sich in diesem

edel=

edelsten, ihrer ganzen Sorge würdigsten Geschöpfe, so schwach und ohnmächtig beweist; unterdeß sie in den unvernünftigen Thieren, in den allergeringsten Geschöpfen so thätig wirkt, so viel lebendige Kraft und Stärke äußert? Warum erschöpft sie sich so bald in dem schwachen Menschen, der doch mehreren Krankheiten unterworfen ist, und weniger Jahre des Lebens hat, als manche wilde Thiere. Diese schweifen sicher herum; und fest gegen Wechsel der Jahrszeiten und Witterung, bedürfen sie keiner Beyhülfe der Kunst, sondern leben in sorgloser Gemächlichkeit, frey von Arbeit, und der drückenden Bürde des dürftigen Lebens der Menschen. Nicht so hülflos in der Kindheit, nicht so schwach und trübselig im Alter, mit schärferen Sinnen, und schnelleren natürlichen Fähigkeiten, verfolgen sie ihre Vortheile, Freuden und Ergözlichkeiten, und kaufen ihre Nahrung und Erhaltung fast umsonst; gekleidet und bewaffnet von der Natur selbst, die sie zugleich mit Bette und Wohnung versorgt. So freygebig ist die Natur gegen die übrigen Geschöpfe; so viel Dauerhaftigkeit, Muth und Kraft und Stärke schenkt sie ihnen. Warum thut sie nicht eben das für den Menschen? —

Und sind das ihre Vorwürfe schon alle? sagte Theokles. Mich dünkt, Sie könnten nun füglich noch weiter gehen, da Sie einmal auf dem Wege sind; und anstatt nur auf einige wenige Vorzüge der übrigen Geschöpfe Anspruch zu machen, könnten Sie eben so mehr Alles fodern, und sich beschweren, „daß „der Mensch nicht ein vollständiger Inbegriff „aller Vorzüge und Vollkommenheiten sey, „welche die Natur geben kann.“ Fragen Sie nicht bloß: Warum ist der Mensch nackend, ohne Huf, schlechter zu Fuß, als die übrigen Thiere? Nein, fragen Sie: „Warum „hat er nicht auch Flügel für die Luft, Floß„federn fürs Wasser, und so weiter; damit „er von jedem Element Besiz nehmen, und „überall herrschen könne?“

Nicht so, sagt' ich, so weit gehen meine Ansprüche nicht. Das hieße wahrhaftig seinen Werth sehr hoch anschlagen! Als ob er von Natur Herr über Alles wäre! Nein, das ist mehr, als ich gern einräumen mögte.

Genug, versezt' er, daß Sie dies zugeben. Denn räumen wir einmal ein, daß in Ansehung seiner auch Subordination statt finde; ist die Natur selbst nicht um des Menschen willen, sondern der Mensch um der Natur

tur willen da: so muß der Mensch — mit seiner Erlaubniß — sich den Elementen der Natur, und nicht die Elemente sich ihm, unterwerfen. Wenige von diesen schicken sich nur im geringsten für ihn; keins ganz vollkommen. Läßt man ihn frey in der Luft, so stürzt er; denn er hat keine Flügel. Im Wasser sinkt er bald. Im Feuer verbrennt er. In der Erde erstickt er. —

Die Wahrheit zu gestehen, sagt' ich, es ist mir ziemlich gleichgültig, ob ihm die Natur in andern Elementen viel oder wenig Herrschaft geschenkt hat; weil er durch Kunst die Vorzüge anderer Geschöpfe in diesem Stücke so gar übertreffen kann. Aber was die Luft betrifft, so würd' es, dünkt mich, sehr verbindlich von der Natur gewesen seyn, wenn sie ihm Flügel geschenkt hätte.

Und was würd' er damit gewonnen haben? erwiederte Theokles. Denn bedenken Sie, was für einen ganz andern Bau des Körpers dies nothwendig erfodert haben würde. Betrachten Sie einmal eins der geflügelten Geschöpfe, ob nicht sein ganzer Körper diesem Zwecke gemäß eingerichtet, und jeder andre Vortheil dieser einzigen Operation aufgeopfert ist. Die Anatomie des Geschöpfs

zeigt,

zeigt, daß es gewissermaßen ganz Flügel ist: den größten Theil des Körpers machen zwey ungeheure Muskeln aus, welche die Stärke aller übrigen erschöpfen, und die ganze Oekonomie der Maschiene, so zu sagen, verschlingen. Dadurch sind diese Wettrener der Luft im Stande, eine so schnelle und starke Bewegung auszuhalten, der kein andres Geschöpf gleich kömmt, und die das kleine Maaß ihrer übrigen Stärke bey weitem übertrifft: denn diese Haupttheile ihres Körpers haben ein solches Uebergewicht, daß sie fast alles an sich ziehen, und die Nebentheile gewissermaßen aushungern. Sollten nun den menschlichen Körper, der von so ganz andrer Bauart ist, die Werkzeuge zum Fliegen angesezt werden; müßten nicht die übrigen Glieder darunter leiden, und die vielfachen Theile einander aushungern? Und was dünkt Sie, wie würd' es bey dieser Austheilung dem Gehirn ergehen? Würd' es nicht aller Wahrscheinlichkeit nach ein armer Hungerleider werden? Oder wollen Sie, daß es ferner auf den nehmlichen hohen Fuß unterhalten werde, und die vornehmste Nahrung allem übrigen raube, und allein an sich ziehe? —

Ich verstehe Sie, Theokles, unterbrach ich ihn: das Gehirn ist wahrlich ein gewaltiger Aushungerer, wo es im Ueberfluß vorhanden ist; und denkende Leute, seh' ich wohl, vornehmlich Philosophen und Virtuosen jeder Art, müssen sich, dem zu gefallen, was sie Talente und Fähigkeit nennen, mit einem mäßigen Antheil körperlicher Vorzüge begnügen. Die Theile der einen Art scheinen sich in ihrer Oekonomie mit den Theilen der andern schlecht zu vertragen. Doch damit sich keine von beyden Partheyen über die andre zu beklagen habe, so lassen Sie uns das Blatt einmal umkehren; und da finden wir, dünkt mich, daß die Milonen unsrer Zeit, die Leute von körperlicher Stärke und Geschicklichkeit, nicht besser dran sind. Denn des Pöbels unter denselben, der Klopffechter, Springer, Läufer und Jäger, nicht zu gedenken; was sollen wir von unsern wohlgezogenen Herrn, unsern Reitern, Fechtern, Tänzern und dergleichen, sagen? Bey ihnen ist ohne Zweifel der Körper der Aushungerer: und war auf jener Seite das Gehirn ein so schrecklicher Verwüster; so scheint der Körper bey dieser Art von Leuten Repressalien zu gebrauchen.

Steht also die Sache zwischen Menschen und Menschen auf diesem Fuß, sagt' er, wie muß es denn nicht zwischen dem Menschen und einem Geschöpf von ganz verschiedner Art stehen? Steht die Wage so genau, daß sie bey dem kleinsten Zusaz überschlägt, selbst bey Geschöpfen von einerley Bau und Gattung; was für schädliche Folgen müßt' es dann nicht haben, wenn die Gattung selbst verwandelt, und eine wesentliche Abänderung in ihrem Bau gemacht würde? Lassen Sie uns also wohl zusehen, ehe wir die Natur in dergleichen Fällen meistern. „Warum, sagt Jemand, hat „die Natur mich nicht so stark gemacht, als „ein Pferd? Warum nicht so hart und muthig „als dieses Thier? oder so schnell und behende, als jenes?" — Und doch, wenn sich nur bey Jemanden von unsrer eignen Gattung ungewöhnliche Stärke, Behendigkeit, oder andre Vorzüge des Körpers befinden, was erfolgt daraus? — Wer sich also einmal in eine athletische Milonische Leibesbeschaffenheit verliebt hat, der thäte, dünkt mich, vernünftiger und bescheidner, wenn er fragte: „Warum machte mich die Natur nicht „ganz und gar zum Vieh?" Denn dann würde alles sich besser zusammen passen.

Ich

Ich bin wirklich geneigt zu glauben, sagt' ich, daß die Vortrefflichkeit des Menschen auf ganz andern Dingen beruhet, als beym Vieh: und daß diejenigen unter uns, die wahre Menschen seyn wollen, natürlicher Weise nach menschlichen Vollkommenheiten streben, und dem Vieh die seinigen lassen sollten. Ich sehe, die Natur hat wohl gethan, uns in diesem Stück zu demüthigen, indem sie uns so schlechten Stoff, und in einen so zerbrechlichen Bau gegeben hat, der zwar ausnehmend geschickt ist, jenen Menschenvorzug, Gedanken und Vernunft, zu befördern, aber zu andern Absichten sich erbärmlich dürftig und untüchtig beweist. Gleich als hätte sie uns ausdrücklich hindern wollen „lächerlich dem nach„zustreben, was unserm Charakter nicht ge„ziemt."

Ich sehe, sagte Theokles, Sie sind keiner von den furchtsamen Disputanten, die bey jedem Einwurf zittern, den man gegen ihre Meynung oder ihren Glauben vorbringt, und so eifrig, bloß darauf bedacht sind, ihren einmal angenommenen Saz zu verfechten, daß es ihnen unmöglich ist, dem Gegner das geringste einzuräumen. Ihr Wiz divertirt sich an allem, was ihm vorkömmt, und Sie wissen sich auf die lustigste

Art selbst das zu Nuze zu machen, was Ihr Gegner zu Unterstüzung seines Sazes vorbringt. Dies heißt wirklich ehrlicher und unpartheyischer gehandelt, als sonst heut zu Tage gewöhnlich ist. Aber es ist gerade nicht mehr, als Ihrem Charakter angemessen. Und scheut' ich mich nicht, mitten in einer philosophischen Untersuchung im Komplimententon zu sprechen; so würd' ich Ihnen vielleicht sagen, was ich von dem wohlgezogenen Betragen Ihres Skepticismus denke, wenn ich eine gewisse Art zelotischer Skeptiker dagegen halte, die alle Ansprüche auf den Charakter eines Philosophen verwirken, und kaum den Charakter eines wohlgezogenen Menschen, oder guten Gesellschafters übrig behalten. — Doch wieder zur Sache. —

So wunderbar also, fuhr er fort, hat die Natur alles ausgetheilt! Sie hat nicht nur den Stoff oder die Materie mit der Gestalt und dem Bau, und diese Gestalt und diesen Bau selbst mit den äußeren Umständen, dem Ort, Element oder Klima; sondern auch die Neigungen, Begierden, Empfindungen, wechselseitig eine mit der andern sowohl, als auch mit der Materie, dem Bau, den nöthigen Geschäften, und so weiter harmonisch und

übrein-

übereinstimmend eingerichtet. „Alle ihre An„ordnungen und Anstalten zwecken aufs Be„ste, aber mit vollkommner Frugalität und „billiger Sparsamkeit: verschwendrisch gegen „alle ihre Geschöpfe, aber gütig gegen alle, „verwendet sie an keins mehr, als genug ist; „sondern schneidet mit genauester Oekonomie „allen Ueberfluß ab, und giebt demjenigen „vorzügliche Kraft, was bey jedem Dinge „die Hauptsache ausmacht.“ Und ist nicht Gedanke und Vernunft die Hauptsache beym Menschen? Sollt' er sichs um dieser willen nicht gefallen lassen, daß die Natur in andern Stücken sparsamer gegen ihn gewesen ist? Oder kann er verlangen, daß der nehmliche Stoff oder Materie, die nehmlichen Werkzeuge oder Organe, zugleich zu verschiednen Zwecken eingerichtet, und eine Unze so viel ausrichten soll, als ein Pfund? — Das ist unmöglich. Was für Wunder kann er denn von so wenig Unzen Blut, in einem so engen Gefäß, für einen so kleinen Umkreis der Natur eingerichtet, erwarten? Sollt' er sich nicht vielmehr den höchsten Begriff von derjenigen Natur machen, die ihm solchergestalt sein Loos, auf die vortheilhafteste Art, zugemessen hat, und mit dieser glücklichen Sparsamkeit —

wahr-

wahrlich glücklich, wenn er sie kennt, und zu gebrauchen weiß! — wodurch er in den Stand gesezt wird, seine Organe so viel besser zu gebrauchen, als irgend ein anderes Geschöpf? wodurch er seine Vernunft hat, ein Mensch ist, und nicht ein Vieh?

Das Vieh aber, sagt' ich, hat Naturtriebe, die dem Menschen fehlen.

Wahr, sagt' er, die Thiere haben Vorstellungen, Empfindungen, und Vorempfindungen — wenn ich mich so ausdrücken darf — die der Mensch bey weitem nicht in gleichem Grade besizt. Ihre Weibchen, wenn sie auch nie vorher Junge getragen, haben doch, sobald sie trächtig werden, schon eine klare Vorstellung oder Vorempfindung ihres folgenden Zustandes; wissen wofür sie im voraus sorgen müssen, und wir, auf welche Art, und zu welcher Zeit. Wie viele Dinge überlegen sie nicht vorher! Wie viel übersehen sie nicht auf einmal! Jahreszeit, Land, Klima, Ort, Lage, Grund ihres Gebäudes, Materialien, Bauart; Nahrung und Pflege ihrer Jungen, kurz die ganze Oekonomie ihrer Erziehung: und alles dies eben so vollkommen gleich im Anfange, und ehe sie die geringste

Erfah-

Erfahrung haben, als je nachher ihr ganzes Leben durch.

„Und warum nicht auch so beym Men„schen," sagen Sie? — Ich frage vielmehr das Gegentheil: „Warum so? Wo Veran„lassung oder Nuzen? Wo Nothwendigkeit? „Wozu diese Sagacität dem Menschen? Hat „er nicht etwas Besseres, von andrer Art? „Hat er nicht Vernunft und Reflexion? Un„terrichten ihn diese nicht? Wozu ihm denn „jenes andre? Wo bliebe dann jene kluge „Haushaltung der Natur? Wo ihre Spar„samkeit?"

Die Jungen der meisten Thiere, fuhr er fort, wissen sich gleich selbst zu helfen, ihre Sinne und Glieder zu gebrauchen, Gefahr zu scheuen, und ihr Glück zu suchen: ein menschliches Kind hingegen ist das hülfloseste, schwächste, unvermögendste Geschöpf auf dem Erdboden. Und warum sollt' es nicht so seyn? Was verliert unsre Gattung dabey? Oder ist der Mensch bey diesem Mangel schlechter daran, da er so reichlichen Ersaz dafür findet? Knüpft ihn dieser Mangel nicht desto stärker an die Gesellschaft? Nöthigt er ihn nicht, zu erkennen, daß er mit Absicht, und nicht von ungefähr, vernünftig und gesellig geschaffen wor-

worden; daß er nicht anders sich vermehren oder bestehen kann, als in dem geselligen Verkehr und der Gemeinschaft, die sein natürlicher Stand ist? Entspringet nicht eheliche Liebe, natürliche Liebe gegen Aeltern, Gehorsam gegen Obrigkeit, Liebe für eine gemeinschaftliche Stadt, ein Vaterland, nebst allen andern Pflichten und gesellschaftlichen Banden des Lebens, eben aus dieser Quelle? Gründet sich nicht das alles eben auf die Bedürfnisse? Was kann glücklicher seyn, als ein Mangel, der so viel Gutes veranlasset? Was besser, als ein Bedürfniß, das so reichlich wieder gut gemacht, durch so mancherley höhere Beseligungen überwogen wird? Giebt es nun dem ungeachtet noch Menschen, die sich, mitten unter allen diesen Bedürfnissen, nicht schämen, sich ein Recht der Unabhängigkeit anzumaßen, und der Natur zum Troz der Geselligkeit absagen; wo würd' ihre Schaam bleiben, hätte die Natur auf andre Art diese Bedürfnisse ersezt? Welche Pflicht oder Verbindlichkeit würde ihnen je nur in den Sinn kommen? welche Achtung oder Ehrfurcht gegen Aeltern, Obrigkeiten, Vaterland oder das menschliche Geschlecht? Würde nicht ein unbedürftiger, selbstgenugsamer Zustand

sie

sie noch stärker antreiben, der Natur ganz zu entsagen, den Zweck und den Urheber ihres Daseyns zu verleugnen?

Während daß Theokles solchergestalt über die Natur argumentirte, bezeugte der alte Herr, mein Gegner, ausnehmendes Vergnügen, mich, wie er meynte, so wiederlegt und in die Enge getrieben zu sehen. Denn er glaubte nichts gewisser, als daß ich das fest und steif für wahr hielte, was ich bloß, um das Gespräch zu unterhalten, eingewandt hatte. Er bemühte sich, das Argument durch mancherley Brocken aus den Gemeinplätzen der Schulgelehrten und Civilisten zu verstärken. Und sezte dann hinzu: „ich thäte besser, of„fenherzig meine Meynung zu sagen; denn er „sey überzeugt, daß ich auch den Grundsaz „eingesogen hätte: der Stand der Natur sey „ein Stand des Kriegs gewesen."

Daß er kein Stand der bürgerlichen Regierung oder Staatsverfassung gewesen, gab ich zur Antwort, das werden Sie selbst zugeben.

Freylich.

War es denn ein Stand der Gemeinschaft oder Gesellschaft?

Nein:

Nein: „denn als der Mensch zuerst in „Gesellschaft trat, gieng er aus dem Stande „der Natur in den neuen Stand über, der „sich auf Vertrag gründet.“

Und war denn jener erstere ein erträglicher Stand?

Wär er durchaus unerträglich gewesen, so hätt' er ja nie existiren können. Auch könnten wir das nicht eigentlich einen Stand nennen, was unmöglich von Bestand oder Dauer seyn konnte.

Wenn also der Mensch es erträglich fand, ohne Gesellschaft zu leben; und wenn es wahr ist, daß er wirklich im Stande der Natur so lebte: wie kann man sagen, „er sey von Natur „gesellig?“

Der Alte schien bey dieser Frage nicht wenig stuzig zu werden. Er faßte sich endlich, und sagte: „der Mensch mögte wohl freylich „nicht durch eigne natürliche Neigung, sondern vielmehr durch gewisse besondere Umstände angetrieben seyn, in Gesellschaft zu „treten.“

Seine Natur, sagt' ich, war also doch wohl nicht so ganz gut, wie's scheint; weil er, ohne eigne natürliche Neigung oder freundschaftlichen Trieb, wider seinen Willen zur

Gesellschaft gezwungen wurde: und das nicht durch irgend einen Drang äußerlicher Dinge — denn Sie haben eingeräumt, daß sein Zustand ganz erträglich gewesen — sondern aller Wahrscheinlichkeit nach durch solche Uebel, die vornehmlich aus ihm selbst und seiner boshaften Gemüthsart entsprangen. Und in der That wars kein Wunder, wenn Geschöpfe, die von Natur so ungesellig waren, eben so natürlich nichts als Unheil und Feindseligkeit ausübten. Konnten sie, ihrer Natur gemäß, ohne Gesellschaft leben, fühlten sie so wenig Neigung, Gemeinschaft mit einander zu machen, so war nicht zu vermuthen, daß bey Gelegenheit einer des andern schonen würde. Waren sie so störrig, daß sie sich nicht aus Liebe zusammen thaten, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß sie sich aus Eigennuz herumbalgten. Und so ergäbe sichs denn aus Ihrem eignen Räsonnement, „daß „der Stand der Natur aller Wahrscheinlich„keit nach von einem Stande des Krieges „wenig verschieden gewesen seyn müsse."

Er war im Begriff, wie seine Miene verrieth, mich derbe abzufertigen; als Theokles ihm zuvorkam, und uns bat, da er den Streit veranlaßt hätte, ihm zu erlauben, daß

er

er einen Versuch machte, ihn beyzulegen, und die Frage in ein helleres Licht zu sezen. Sie sehen, sagt' er zu dem Alten, welch einen Kunstgriff Philokles gebrauchte, da er Ihnen das Geständniß ablockte, der Stand der Natur und der Gesellschaft wären zwey ganz verschiedne Dinge. Aber nun soll die Reihe zu fragen an uns seyn, und wir wollen sehen, ob er uns beweisen kann: „daß natürlicher „Weise irgend ein menschlicher Zustand existi„ren könne, der nicht gesellig ist."

Was ist denn aber das eigentlich, sagte der Alte, was wir den Stand der Natur nennen?

Nicht jener unvollkommne, rohe Zustand des Menschengeschlechts, den gewisse Leute träumen; der aber, hätt er je in der Natur existirt, unmöglich von der geringsten Dauer, oder irgend erträglich, oder hinreichend zu Erhaltung des Menschengeschlechts hätte seyn können. Ein solcher Zustand kann in der That nur sehr uneigentlich ein Stand heißen. Denn wenn ich von einem Kinde redete, welches eben auf die Welt kömmt und kaum geboren ist, und ich wollte das einen Stand nennen; würd' ich dann wohl eigentlich reden?

Schwerlich, ich gesteh' es.

Gerade solch ein Stand also war es, den wir bey den Menschen annehmen, eh' er in Gesellschaft trat, und ein wahrhaftig menschliches Geschöpf wurde. Es war die rohe Skizze eines Menschen, das Probestück oder der erste Versuch der Natur, eine Gattung in der Geburt, ein noch unförmliches, ungebildetes Geschlecht; nicht in seinem natürlichen Zustande, sondern unter gewaltsamen Druck, ringend und strebend nach seiner natürlichen Vollkommenheit.

Und so, fuhr Theokles fort, indem er sich an den Alten besonders wandte, so verhält sich die Sache nothwendig, auch wenn wir annehmen, „daß es je einen solchen Zu„stand oder Stand des Menschen gegeben, „wo er noch ohne Gesellschaft, ohne Um„gang, und folglich auch ohne alle Spra„che oder Bildung der Kunst gewesen.“ „Aber „daß es Stand der Natur des Men„schen sey, so getrennt zu leben,“ das läßt sich ohne Ungereimtheit unmöglich behaupten. Denn eher können Sie ihm jedes andre Gefühl, jede andre Neigung nehmen, als diese Neigung zur Gesellschaft und seines Gleichen. Gesezt aber, Sie könnten

ihn

ihn so nakt ausziehen; gesezt, Sie könnten ihm, so wie er jezt da ist, ganze Theile und Glieder abschneiden; würden Sie ihn, nach dieser Metamorphose, noch Mensch nennen? Doch gienge dies noch eher an, als wenn Sie ihn seiner natürlichen Neigungen berauben, ihn von andern seiner Gattung gänzlich absondern, ihn wie ein einsiedlerisches Insekt in eine Schale einsperren, und ihn dann noch Mensch nennen wollten. Eben so gut könnte der unreife Keim oder Embryo in Mutterleibe Mensch heißen. Die Raupe, ungeachtet sie noch keine Flügel hat, ist eher ein Schmetterling, als dies schimärische Geschöpf ein Mensch. Denn wäre gleich seine äußerliche Gestalt menschlich, so müßten doch seine Leidenschaften, Begierden und Organen das Gegentheil seyn. Sein ganzes innres Wesen müßte umgekehrt werden, eh' er zu dieser in sich verschlossenen Oekonomie, dieser isolirten Existenz geschickt würde.

Dies noch einleuchtender zu machen, fuhr er fort, so lassen Sie uns einmal diesen vorgeblichen Stand der Natur etwas genauer untersuchen, und sehen, auf was für Gründen er beruhet. „Der Mensch war entweder „von Ewigkeit, oder nicht. War er von

„Ewig-

„Ewigkeit, so konnt' es nie einen ersten oder „ursprünglichen Stand, einen Stand der Na„tur geben, als den, welchen wir jezt vor „Augen sehen. War er nicht von Ewigkeit, so „entstand er entweder ganz auf einmal — „und war folglich gleich im Anfange, was er „jezt ist — oder er gelangte nach und nach, „durch verschiedne Stufen und Zustände, zu „dem, worinn er sich endlich festgesezt, und „so viele Jahrhunderte hindurch fortgedauert „hat."

Wir wollen, zum Beyspiel, den Fall sezen, er sey, wie die alten Poeten träumten, aus einer schwangern Eiche hervorgesprungen; da er dann aller Wahrscheinlichkeit nach einer Alraune ähnlicher sahe, als einem Menschen. Wir wollen sezen, er habe anfangs nicht viel mehr Leben gehabt, als das so genannte Fühlkraut. War nun die Mutter Eiche einmal entbunden, so bekam vermuthlich die Mißgeburt, durch irgend einen seltsamen Zufall oder Kunstgriff, nach und nach eine bessere Gestalt; die Gliedmaßen wuchsen völlig aus, und die Organen der Sinne fiengen an sich zu entwickeln. „Hier sprang „ein Ohr heraus; dort guckte ein Auge her„vor. Vielleicht fand sich in Gesellschaft auch

„ein

„ein Schwanz ein. Denn was für Auswüchse „die Natur anfänglich mögen beladen haben, „läßt sich nicht leicht sagen. Sie fielen mit „der Zeit ab, wie's scheint; und so blieb „denn, zum guten Glück, am Ende Alles in „einer ganz guten Bildung, und — welch „ein Wunder! — gerade so, wie es seyn „sollte."

Dies ist gewiß der allerniedrigste Gesichtspunkt, worinn man den ursprünglichen Zustand des Menschengeschlechts nur betrachten kann. Denn gab eine Fürsehung, und nicht Zufall, dem Menschen sein Daseyn, so hat unser Argument für seine gesellige Natur ohne Zweifel noch mehr Stärke. Aber gesezt, sein Ursprung sey so gewesen, wie wir eben beschrieben, und wie gewisse Philosophen ihn gern haben mögten; so hatte die Natur bey dem ganzen Handel keine Absicht, keinen Zweck, keinen Plan. Wie nun in diesem Falle etwas natürlich genannt werden, wie irgend ein Stand mehr, als der andre, ein Stand der Natur, oder der Natur gemäß, heißen könne, das ist mir ein Räthsel.

Wir wollen, dem ungeachtet, dem Faden dieser Hypothese weiter nachgehen, und sehen, welchen Stand wir am füglichsten den

eigent-

eigentlichen Stand der Natur werden nennen können. „Sie hat von ungefähr, durch „mancherley Wechsel und Zufälle, ein Ge„schöpf hervorgebracht, welches, aus rohen „Saamen der Materie entsprungen, sich nach „und nach immer weiter ausbildete, bis es „endlich das wurde, was es jezt ist, und zu „dem Ziel gelangte, wo es jezt schon so vie„le Jahrhunderte hindurch still steht.“ Bey diesem langen Fortgange — man nehme ihn so lang, als man will — frag' ich nun: „Wo nahm dieser Stand der Natur seinen „Anfang?“ Der Mensch muß viel Veränderungen erlitten haben; und von allen diesen Veränderungen, während seiner Fortbildung, war die eine ihm so natürlich, als die andre. Man muß also entweder hundert verschiedne Stände der Natur annehmen; oder will man nur einen, so kann es kein andrer seyn, als der, in welchem die Natur zu ihrer Vollkommenheit, zu ihrer völligen Ausbildung gelangt war. Hier, wo sie ruhete, und ihren Zweck erreichte, hier muß ihr Stand seyn, oder nirgends.

Und konnte sie denn ruhen, meynen Sie, in jenem einsamen freudenleeren Stande vor der Gesellschaft? Konnte sie die Gattung, so

wie

wie sie jezt ist, ohne Verbindung oder Gemeinschaft erhalten und fortpflanzen? Zeigen Sie uns davon irgendwo ein Erfahrungsbeyspiel an Geschöpfen unsrer eignen Art. Denn Geschöpfe, die uns zwar an äußerer Gestalt sehr ähnlich sind, dabey aber nur in dem kleinsten Theil ihres Wesens von uns abweichen; deren innere Theile von einem verschiednen Gewebe, deren Haut und Poren anders gebildet oder gehärtet sind; die andre Gliedmaßen des Körpers, ein anderes Temperament, andre natürliche unzertrennliche Fertigkeiten oder Neigungen haben, sind nicht wahrhaftig von unsrer Art. Ist aber ihr Wesen völlig wie das unsrige; sind ihre natürlichen Geistesgaben oder innern Fähigkeiten eben so stark, und ihr körperlicher Bau eben so schwach, wie bey uns; haben Sie Gedächtniß, und Sinne, und Neigungen, und Gebrauch der Organe, wie wir: dann können sie sich augenscheinlich eben so wenig gutwillig der Gesellschaft entziehen, als irgend sich ohne dieselbe erhalten.

Und hier, meine Freunde, dürfen wir nicht vergessen — wovon wir schon vorhin sprachen, und was Philokles selbst behauptete — wie schwach der Körper des Menschen,

wie

wie dürftig sein Zustand ist, in Vergleichung mit allen andern Geschöpfen; „seine lange, „ohnmächtige Kindheit, sein schwacher, schutz„und wehrloser Bau, wodurch er mehr dazu „gemacht ist, andern zum Raube zu dienen, „als selbst vom Raube zu leben.“ Und doch ists ihm unmöglich, so zu leben, wie irgend eins der grasfressenden Thiere. Er bedarf einer bessern und auserlesenern Nahrung, als die rohe Weide; eines bessern Lagers und Obdachs, als die bloße Erde und den freyen Himmel. Wie vieler Bequemlichkeiten anderer Art bedarf er nicht! Welche Eintracht und enge Verbindung beider Geschlechter ist nicht nöthig, um seine Jungen zu erhalten und zu ernähren? Diese Art von Gesellschaft wird man doch gewiß dem Menschen nicht absprechen, da sie bekannter Maßen jedem Raubthier eigen und natürlich ist. Und können wir diesen Theil des geselligen Lebens dem Menschen zugestehen, ohne weiter zu gehen? Ist es möglich, daß er sich paaren, und in Liebe und Gemeinschaft mit seinem Gatten und seinen Kindern leben, und doch dabey ganz wild, ohne Sprache, ohne alle jene Künste des Vorrathsammlens, des Bauens und der übrigen Wirthschaft bleiben sollte, die

ihm doch wahrlich eben so natürlich sind, als dem Biber, oder der Ameise, oder der Biene. Wo sollt' er denn diese Gesellschaft, einmal angefangen, wieder aufheben? Denn daß sie wenigstens mit der Zeugung angefangen, und zu einer Haushaltung und Oekonomie angewachsen, ist offenbar. Muß aber diese Haushaltung nicht bald zu einem Stamm; und dieser Stamm zu einer Nation angewachsen seyn? Oder gesezt, sie blieb immer nur ein Stamm; war denn das nicht doch eine Gesellschaft zu wechselseitigem Schuz und gemeinschaftlichem Interesse? Kurz, ist die Zeugung natürlich, ist Liebe, Versorgung und Ernährung der Kinder natürlich; kurz, ist der Mensch wirklich ein Geschöpf von solcher Einrichtung, solchem Bau, solchen Neigungen und Fähigkeiten, wie wir sehen, so folgt daraus nothwendig, „daß Gesellschaft ihm „ebenfalls natürlich seyn muß;" und „daß „er nie ohne Gesellschaft und Gemeinschaft „weder gelebt hat, noch leben kann."

Zum Schluß, sagt' er, werden Sie mir erlauben (er redte noch immer zu unsern beiden Gesellschaftern) noch ein Wörtchen zur Rechtfertigung unsers Philosophes zu sagen. Da die Gelehrten sich in diese Vorstellung so sehr

verliebt

verliebt haben, und von nichts lieber schwazen, als von diesem schimärischen Stande der Natur, so halt' ichs beynahe für Christenpflicht, so viel Böses davon zu sagen, als wir nur immer können. Er sey ein Stand des Krieges, des Raubes, der Ungerechtigkeit. Da er ungesellig ist, so sey er so trostlos und freudenleer und fürchterlich, als möglich. Gut von ihm sprechen, heißt, ihn reizend machen und die Menschen verführen, Eremiten zu werden. Man stelle ihn wenigstens um ein großes ärger vor, als den ärgsten Staat in der Welt. Je größeren Abscheu wir vor der Anarchie haben, desto bessere Bürger werden wir seyn, desto höher werden wir die Geseze und Verfassung schäzen, unter welcher wir leben, und vor den Gräueln und Gewaltthätigkeiten eines solchen unnatürlichen Zustandes gesichert sind. In diesem Stücke stimm' ich von Herzen jenen Verwandlern der menschlichen Natur bey, welche dieselbe, ohne alle Gesellschaft oder Staatsverfassung betrachtet, unter ungeheuren Gestalten von Drachen, Leviathans, und ich weiß nicht, was sonst für gräulichen Raubthieren, vorstellen. Sie würden indeß wohl gethan haben, sich bey dieser ihrer großen Maxime

etwas

etwas paßlicher auszudrücken. Denn zur Verkleinerung des Menschen sagen, „ein „Mensch sey des andern Wolf,“ ist eine ziemlich handgreifliche Ungereimtheit, wenn man bedenkt, daß selbst Wölfe gegen Wölfe sehr gefällige, liebreiche Geschöpfe sind. Die beyden Geschlechter vereinigen sich aufs genaueste zu Versorgung und Ernährung ihrer Jungen; und diese Eintracht zwischen ihnen dauert beständig fort. Sie heulen einander zu, um Gesellschaft zu machen; es sey nun, zusammen auf die Jagd zu gehen, oder einen Raub anzufallen, oder ein gefundenes Aas gemeinschaftlich zu verzehren. Sogar Schweinen fehlt es nicht an geselliger Neigung; sie eilen Heerdenweise herbey, ihren bedrängten Kameraden beyzustehen. Soll also diese abgedroschene Sentenz überall einen Sinn haben, so muß es der seyn: „der Mensch sey von „Natur gegen andre Menschen, was ein Wolf „gegen ein zahmer Geschöpf, zum Beyspiel „gegen ein Schaf, ist.“ Aber dies sagt hier gerade nicht mehr, als wenn man sagte: „Es „gäbe verschiedne Arten oder Charaktere von „Menschen; nicht Alle hätten diese Wolfsnatur, sondern die Hälfte wenigstens wären „von Natur unschuldig und sanftmüthig.“

Und

Und so läuft die ganze Sentenz auf nichts hinaus. Denn ohne die Natur zu belügen, und dem zu widersprechen, was aus Naturhistorie, Thatsachen, und dem sichtbaren Lauf der Dinge Jedem einleuchtet, können wir unmöglich diesem menschenfeindlichen Saze Beyfall geben, so sehr wir auch unser Bestes thun mögen, ihm einen erträglichen Sinn beyzulegen. — Aber so sind die Menschen! Und selbst hier zeigt die menschliche Natur sich so, wie sie ist; nicht vollkommen, nicht durchaus glücklich in Erreichung ihres Zwecks, wiewohl sie geradeswegs dahin strebend, und durch angemessene, richtige Grundsäze dahin getrieben wird. Es geht hier also in der Philosophie, wie im gewöhnlichen Umgange der Welt. So sehr wir Gesellschaft lieben, und so wenig wir irgend eines Glücksgenusses ausser derselben fähig sind, so haben wir doch einen seltsamen Hang zur Satire. Und eben so, wie ein boshafter Tadel, verschmizt angebracht und mit Zuversicht gesprochen, für feinen Wiz paßirt; eben so gilt eine giftige Maxime, mit dreister Stirn gesprochen, sey sie übrigens noch so schief oder falsch gedacht, für wahre Philosophie.

Fünfter

Fünfter Abschnitt.

Unter diesen Gesprächen gieng der Abend hin; die Nacht brach ein, und wir kehrten von unserm Spaziergange nach Hause. Beym Essen und den ganzen übrigen Theil des Abends sprach Theokles wenig. Unsre beiden Gesellschafter führten jezt vornehmlich das Wort, und lenkten das Gespräch auf eine neue Art von Philosophie. Sie werden mich hoffentlich entschuldigen, guter Palemon, wenn ich mich nicht so gar unständlich dabey verweile.

Man sprach viel, und mit großer Gelehrsamkeit, über die Natur der Geister und Erscheinungen. Die fürchterlichsten Erzählungen dieser Art bezauberten unsere Freunde am meisten; sie eiferten in die Wette, es einander in diesen Wundergeschichten zuvorzuthun, und bewiesen unglaubliche Geschicklichkeit, einer den andern in Erstaunen zu sezen. Nichts entzückte sie so sehr, als was ungereimt und widersprechend war; nichts war ihnen reizender, als was Grauen und Entsezen erregte. Kurz, das Vernünftige, Begreifliche, Natürliche, war nicht nach ihrem Geschmack; aber nichts kam ihnen ungelegen, was aller Natur und Ordnung, allem Verhältniß, aller

Harmo-

Harmonie mit den übrigen Dingen der Welt widersprach. Mißgeburten, schreckliche Wunderzeichen, Bezauberungen, Krieg der Elemente, gewaltsame Zerrüttungen der Natur, waren unsre vornehmste Unterhaltung. Man hätte denken sollen, es herrsche eine Art von Eifersucht zwischen der Fürsehung und Natur, und man lasse daher diese leztere Dame so ungestalt als möglich erscheinen, damit ihre Häßlichkeit die Schönheit der ersteren desto mehr empfehlen, und ins Licht sezen mögte. Denn, unsern Freunden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sie hatten gewiß die beste, frömmste Absicht von der Welt. Aber das Gesicht, welches sie der Religion gaben, war eben nicht von der Art mich verliebt zu machen. Von dieser Seite her befürchtete ich nichts weniger, als Verführung zur Schwärmerey oder zum Aberglauben. Sollt' es je mit mir dahin kommen, dacht' ich, so würd' ich gewiß nicht anders schwärmen, wie mein Theokles. Gräber und Kirchhöfe würden nie so mächtig auf mich wirken, als Berge und Thäler, feyerliche Wälder und Haine; von deren Bewohnern ich weit lieber hören mögte, als von den Bewohnern jener. Es würde mir immer weit leichter seyn, in jenen poeti-

schen

schen Fiktionen, wovon Theokles Gebrauch machte, Wahrheit zu finden, als in irgend einem von den grauhaften Histörchen seiner Freunde, die auf gewöhnliche Art mit aller möglichen Feyerlichkeit, in einem hohen Tone von Authorität, und mit einer anmaßenden Miene von Wahrheit vorgebracht wurden.

Sie können sich vorstellen, Palemon, daß mein Skepticismus, den Sie mir so oft vorwerfen, mich hier schwerlich verlassen konnte: aber eben so unvermeidlich wars, daß er unsern Gesellschaftern Aergerniß gab, vornehmlich dem ernsthaften Herrn, der vorher schon mit mir dran gewesen war. Eine Zeitlang trug er mich mit Geduld; aber endlich konnt' er sich nicht länger halten. Es gehört wahrhaftig nicht wenig Selbstgenugsamkeit dazu, sagt' er, wenn mans mit der allgemeinen Meynung der Welt aufnimmt, und Dinge leugnet, die durch das Zeugniß des angesehensten Theils der Menschen ausgemacht sind.

Behüte der Himmel, sagt' ich, das ist weit von mir entfernt. Sie werden nie gehört haben, daß ich etwas leugne; wiewohl ich an vielen Dingen zweifle. Halt' ich mein Urtheil zurück, so geschieht es deßwegen, weil

ich weniger Selbstgenugsamkeit habe, als andre. Es giebt Leute, ich weiß es, denen jede Einbildung oder Grille, die sie ausbrecken, so sehr am Herzen liegt, daß sie sogar ihre Träume glauben. Aber ich, der ich nie meinen schlafenden Phantasien so viel Unterthänigkeit beweisen konnte, habe manchmal große Lust, sogar an meinen wachenden Gedanken zu zweifeln, und zu untersuchen, „ob diese „nicht vielleicht auch Träume sind;“ weil wir doch die Gabe haben, manchmal mit offnen Augen zu träumen. Sie werden gestehen, daß die Menschen kein kleines Vergnügen darinn finden, ihre Träume für Wirklichkeiten zu geben; und daß Liebe zur Wahrheit in der That nicht halb so allgemein ist, als diese Sucht nach allem, was neu ist, und in Erstaunen sezt, verbunden mit der Begierde, Aufsehen zu machen, und bewundert zu werden. Indeß hab' ich dem ungeachtet so viel Menschenliebe zu glauben, daß mehr unschuldige Täuschung, als vorsezlicher Betrug in der Welt ist: und daß diejenigen, welche das Menschengeschlecht am meisten betrogen, die glückliche Gabe gehabt haben, sich selbst zuerst zu betrügen. Dies giebt ihrem Gewissen eine gute Ausflucht, und sie machen um desto leich-

ter ihr Glück, da sie ihre Rolle um so viel natürlicher, und nach dem Leben spielen können. Auch darfs uns gar nicht befremden, daß Träume zuweilen das Glück haben, für Wahrheit zu paßiren, wenn wir bedenken, daß auch wohl Dinge, die niemals nur geträumt, oder für Wahrheit ausgegeben worden, von dem, der sie oft erzählt hat, am Ende wirklich fest geglaubt werden.

Auf die Art, versezt' er, könnte man also den größten Betrüger von der Welt für redlich halten.

In Absicht auf den Grund und Zweck seines Betruges, sagt' ich, kann er allerdings redlich seyn; wiewohl man sich dann und wann vorsezlich fromme Betrügereyen erlaubt, um einen Glauben zu unterstüzen, den man für gut und heilsam hält. Und dies halt' ich für so sehr natürlich, daß meines Erachtens in allen Religionen, die wahre ausgenommen, der größte Eifer auch mit der stärksten Neigung zum Betruge vergesellschaftet ist. Denn da man Wahrheit zum Zweck hat, so pflegt man sich wegen der Wahl der Mittel eben kein Gewissen zu machen. Ob ich Recht habe oder nicht, mag die Erfahrung unsrer Zeiten entscheiden, wo man ohne Mühe sehr merkwür-

dige Beyspiele finden wird, daß Betrug und Religionseifer, Aberglauben und Heucheley oft in einem und eben demselben Charakter vertraulich beysammen leben.

Dem sey, wie ihm wolle, erwiedert' er, bey dem allen thut mirs leid um Sie, daß sich der Hang zum Unglauben so ganz Ihrer bemeistert hat.

Sie haben Ursach, sagt' ich, mit mir, als einem Unglücklichen Mitleiden zu haben, weil ich ein Vergnügen entbehren muß, dessen ich Andre genießen sehe. Denn welches Vergnügen hat wohl mehr Gewalt über den Menschen, was lernt er früher, was prägt sich tiefer ein, als die Begierde, seltsame und unglaubliche Dinge zu hören und zu erzählen? Welch ein wunderbares Ding ist nicht die Begierde, sich zu verwundern, und Verwunderung zu erregen! Kinder kennen kein größeres Entzücken, als Mährchen zu hören, wobey ihnen die Haut schaudert, und alte Leute thun nichts lieber, als seltsame Histörchen aus vorigen Zeiten erzählen. Wenn wir in die Welt kommen, staunen wir alles mit Verwunderung an; und so wie die gewöhnlichen Dinge uns gleichgültig werden, suchen wir immer etwas Neues, worüber wir uns

verwundern können. Unser lezter Auftritt ist, daß wir Allen — die so gut seyn wollen uns zu glauben — unsre eignen Wunder erzählen. Bey allem dem ist es denn ein Glück, wenn die Wahrheit nicht ganz und gar zerstümmelt davon kömmt.

Und ein Glück wärs, versezt' er, wenn Sie bey diesem ihren mäßigen Glauben nur überall noch Wunder glauben können.

Gleich viel, sagt' ich, wie ungläubig ich gegen unsre heutigen Wunder seyn mag, wenn ich nur der Schrift die gebührende Ehrfurcht, und den Wundern voriger Zeiten meinen Glauben nicht versage. Die Schrift aber warnt mich so sehr gegen Leichtgläubigkeit, und befiehlt mir so nachdrücklich, nie auch den größten Wundern zu glauben, wenn sie dem widersprechen, was sie lehrt; und ich bin von selbst so sehr dazu gemacht, diesem Befehl zu gehorchen: daß ich sicher versprechen kann, immer demselben Glauben treu zu bleiben und in diesem Stück gewiß nie ein Irrgläubiger zu werden.

Aber ist es auch möglich, so schlechthin ein solches Versprechen zu thun?

Ist das nicht, und hängt mein Glaube wirklich nicht schlechterdings von mir selbst

ab,

ab, wie kann ich Verantwortung deswegen haben? Mit Recht kann ich wegen solcher Handlungen bestraft werden, worinn mein Wille frey ist; aber wie kann man mich wegen meines Glaubens zur Rechenschaft ziehen, wenn er nicht in meiner Gewalt stehet? Sind Leichtgläubigkeit und Ungläubigkeit nur Fehler der Beurtheilungskraft; und können die redlichsten Leute in der Welt auf beyden Seiten irren, unterdeß ein viel schlechterer Mensch bey besseren Talenten, die wahre Beschaffenheit der Dinge viel richtiger beurtheilt: wie können Sie den Irrenden bestrafen, wofern Sie nicht etwa Unfähigkeit bestrafen, und sagen wollen, es sey billig, daß ein Mensch seines Unglücks, nicht seines Verbrechens wegen, leide?

Ich bin sehr geneigt zu glauben, sagt' er, daß man nur selten von Jemanden, der seines Unglaubens wegen gestraft wird, sagen könne, er leide wegen seiner Unfähigkeit.

Angenommen, versezt' ich, daß Einfalt und Unfähigkeit mehr der Charakter des Leichtgläubigen, als des Ungläubigen ist; so seh' ich doch nicht, wie wir in diesem Fall nicht eben so leicht durch unsre Unfähigkeit, als im entgegengesezten durch übertrieben grübelnden

Wiz leiden sollten. Denn steht unser Glaube nicht in unsrer Gewalt, wie sind wir sicher vor jenen falschen Propheten, und ihren täuschenden Wundern, vor denen wir so nachdrücklich gewarnet werden? Wie sind wir sicher vor Kezerey und falscher Religion? Denn was ist es anders als Leichtgläubigkeit, was uns allen Betrügereyen dieser Art Preis giebt, was wirklich noch bis auf diesen Tag die Heidnische und Muhamedanische Welt in Irrthum und blindem Aberglauben gefangen hält? Entweder verdient also ein irriger Glaube keine Strafe, weil wir nicht glauben können, wie wir wollen; oder, wenn wir das können, warum sollten wir nicht versprechen, nie irrgläubig zu werden? Der sicherste Weg also, in Absicht auf künftige Wunder nie irrig zu glauben, ist der, daß man sie überall nicht glaubt. Denn sind wir einmal von der Wahrheit unsrer Religion durch vergangene Wunder so überzeugt, daß wir keiner neuen bedürfen; so kann der Glaube an neue Wunder uns zwar oft schädlich, aber niemals nüzlich seyn. So wie es also das sicherste Werkzeichen eines gläubigen Christen ist, keine fernere Zeichen oder Wunder zu fodern; so steht der im Christenthum am festesten, der sich

durch

durch nichts dergleichen rühren läßt, und so zu sagen wunderfrey ist. Denn ist das Wunderwerk für seinen Glauben, so ist es überflüßig, und er bedarf desselben nicht; ist es dagegen, so sey es so groß als möglich, er wird im geringsten nicht darauf achten, oder es für etwas anders, als Betrug halten, käm' es auch von einem Engel selbst. Bey aller der Ungläubigkeit also, die Sie mir so hart vorwerfen, halt' ich mich doch für den besseren und orthodoxeren Christen von uns beyden. Wenigstens bin ich sicherer, als Sie, es zu bleiben, da Sie bey Ihrer Leichtgläubigkeit gar leicht von solchen hintergangen werden können, die bey weitem keine Engel sind. Ihrer Anlage nach wärs viel, wenn Sie nicht mit der Zeit alle die Wunderwerke nach einander, deren, wie Sie wissen, jede der verschiednen Sekten sich rühmt, glauben sollten. Ich bin daher überzeugt, man geht am sichersten, wenn man sich an den gewöhnlichen Grundsaz hält, „daß heut zu Tage kei„ne Wunder mehr geschehen." Und ich nehm' es auf mich, diese Meynung zu vertheidigen, und zu zeigen, daß sie sowohl an sich selbst am vernünftigsten, als dem Christenthum am gemäßesten sey.

Diese

Diese Frage machte, bey näherer Untersuchung unsre beyden Gesellschafter uneinig. Mein Gegner, der Alte, behauptete: „wenn „man keine Wunder in unsern Zeiten gestat„ten wollte, so würden die Atheisten sehr da„bey gewinnen.“ Der andre hingegen fragte: „ob nicht die Schwärmer und Sektirer „eben so sehr gegen unsre Nationalkirche ge„winnen würden, wenn man neuere Wunder „zugestünde; und dies wäre doch, meynt' er, „von beiden Uebeln, so wohl für die Religion „als für den Staat, das gefährlichste.“ Er entschloß sich daher, diese neueren Wunder künftig eben so vorsichtig zu prüfen, als er sie sonst begierig aufgesucht hatte. Er erzählte uns sehr spaßhaft, wie er sonst auf Abentheuer dieser Art ausgegangen, wie oft er mit gewissen Leuten Parthie gemacht, deren scharfer Nase kein neues Wunderzeichen, keine Erscheinungen, keine frischgebackne Offenbarung oder Prophezeyung entgienge. Dies sagt' er, wäre wahre fanatische Donkischotterie. Er hätte nun dieser visionären Jagd genug, und wollte nun nicht länger, wie vormals, alle finstern Winkel der Welt, in der gräulichen Gesellschaft von Geisterbannern, Hexenjägern und Herumträgern höllischer

Histörchen und Teufelshändel, durchstreifen. Wir bedürften solcher geheimen Nachrichten aus der Hölle nicht, um die Macht des Himmels, und das Daseyn eines Gottes zu beweisen. Und jezt fieng' er endlich an einzusehen, wie lächerlich es sey, so viel Wesen aus diesen Dingen zu machen: als ob die Fürsehung davon abhienge, und die ganze Religion in Gefahr stünde, wenn man dergleichen Fantastereyen in Zweifel zöge. Er wisse wohl, daß viele gute Christen sich dieser Sache sehr eifrig annähmen; aber er könne jezt, wenn er alles überlegte und zurückdächte, kaum begreifen, wie es zugienge.

Die Heiden, sagt' er, denen die Schrift fehlte, mogten immer zu Wundern ihre Zuflucht nehmen: und vielleicht vergönnte die Fürsehung ihnen ihre Drakel und Wunderzeichen, als eine unvollkommne Art von Offenbarung. Auch den Juden ward, um ihres harten Herzens, und noch härteren Verstandes willen, da sie halsstarrig immer Zeichen und Wunder foderten, dergleichen zugestanden. Aber die Christen hatten eine weit bessere und wahrere Offenbarung; sie hatten ihre kläreren Drakel, ein vernunftmäßigeres Gesez, und eine hellere Schrift, die ihre Beweiskraft

in

in sich selbst hatte, und noch überdem so wohl bestätigt war, daß kein Streit darüber statt fand. Und sollt' ich genau die Zeit bestimmen, wo die Wunderwerke vermuthlich zuerst aufhörten, so mögt' ich wohl die Grille haben zu behaupten, es sey damals geschehen, als die Schrift erfüllt war, und allgemein festen Fuß faßte.

Grillen wahrhaftig! fiel unser ernsthafter Alter ihm ein — Grillen, wobey die, Ihrem Vorgeben nach durch sich selbst sowohl bestätigte Schrift, nicht wenig Gefahr läuft. Das Zeugniß längst verstorbener Menschen für längst vergangene Wunder, kann doch gewiß nie so viel Beweiskraft haben, als gegenwärtige Wunder: und von diesen, behaupt' ich, fehlt es nie an einer hinreichenden Anzahl, das Daseyn einer Gottheit zu beweisen. Gäb' es heut zu Tage keine Wunder, so würde die Welt bald auf die Gedanken kommen, daß es nie welche gegeben. Die gegenwärtigen müssen für die Glaubwürdigkeit der vergangenen bürgen. Dies heißt dann: „Gott giebt Zeugniß für sich selbst;" nicht „Menschen für Gott." Denn wer soll wieder für die Menschen zeugen, wenn sie in Religions-

ligionssachen kein Zeugniß vom Himmel für sich haben?

Worauf es eigentlich ankomme, wenn ein menschliches Zeugniß Glauben verdienen soll, sagte der Andre, das ist eine andre Frage. Von bloßen Wundern aber, dünkt mich, läßt sich nicht eigentlich sagen, weder daß sie für Gott, noch daß sie für Menschen zeugen. Denn wer zeugt uns wieder für die Wunder selbst? Und wären sie auch noch so ungezweifelt ächt; was bürgt uns dafür, daß sie nicht von Dämonen oder durch magische Kräfte gewirkt werden? Kurz: „Wie können „wir auf irgend ein Wesen, es sey im Him„mel oder auf Erden, Vertrauen sezen, wenn „es nur Zeichen von Macht, und nicht von „Güte giebt?“

Und haben Sies denn, erwiederte unser strenger Gesellschafter, unter Ihrem neuen skeptischen Lehrmeister — er wies auf mich — schon so weit gebracht, daß Sie so ohne Umstände allen Wundern, als unnüzen Dingen, den Abschied geben können?

Der junge Herr erschrack ein wenig, wie ich sah, über diese rauhe Behandlung seines Freundes, der schon im Begriff war, seinen Eifer noch weiter auszulassen. Nun wohl, sagt'

sagt' ich, um ihm zuvorzukommen, da Sie diesen jungen Herrn zu meinem Schüler machen, so ist es meine Sache, für ihn zu antworten. Und da seine Bescheidenheit, wie ich sehe, ihm nicht erlaubt, das fortzusezen, was er so weidlich angefangen hat, so werd' ich, mit seiner Erlaubniß, einen Versuch machen, und sehen, was ich vermag.

Der junge Herr war damit zufrieden. Ich rühmte also seine rechtschaffne Absicht, daß er zuvörderst einen vernünftigen und wahren Grund unsers Glaubens legen, und ihn gegen den Vorwurf, daß er keine unmittelbare Wunder zur Stüze habe, retten wollen. Er würde ohne Zweifel gezeigt haben, sagt' ich, wie unumstößlich bereits die Göttlichkeit unsrer heiligen Urkunden durch das Zeugniß Verstorbner bewiesen wäre; deren Charakter und Leben für die Wahrheit dessen, was sie uns von Gott verkündigten, bürgen könnte. Dies aber hieße keinesweges „für Gott zeu„gen," wie unser eifriger Freund sich etwas übereilt ausgedrückt hätte. Denn das sey beydes für Menschen und Wunder zu hoch. Eben so wenig könnte Gott selbst auf keine andre Art für sich zeugen, oder sein Daseyn den Menschen kund thun, als dadurch, „daß er

„sich

„sich ihrer Vernunft offenbarte, ihre Urtheils-
„kraft entscheiden ließe, und seine Wege ih-
„rer Kritik und kalten Prüfung unterwürfe.“
Die Betrachtung des Weltganzen, seiner Ge-
seze und Regierung, sey das einzige Mittel,
behauptete ich, den gesunden Glauben an ei-
ne Gottheit zu gründen. Denn gesezt, un-
zählige Wunder bestürmten von allen Seiten
die Sinne, und ließen die bestürzte Seele nie
zu sich selbst kommen; gesezt der Himmel öf-
nete sich plözlich, wir sähen Wunderzeichen
aller Art, hörten Stimmen, läsen flammen-
de Schrift: was würde dies mehr beweisen,
als „daß es gewisse Mächte gebe, die alles
„dies thun könnten?“ Aber, „was für Mäch-
„te; ob nur eine, oder mehrere; herrschende
„oder untergeordnete; sterbliche oder unsterb-
„liche; weise oder thörichte; gerechte oder
„ungerechte; gute oder böse:“ dies Alles
würde noch immer ein Geheimniß bleiben;
eben so wohl, als die wahre Absicht, die Un-
trüglichkeit oder Gewißheit alles dessen, was
diese Mächte uns lehrten. Ihr Wort könn-
te in ihrer eignen Sache nicht gelten.
Sie könnten uns freylich zum Schweigen,
aber nicht zur Ueberzeugung bringen: denn
„Macht giebt nie einen Beweis für Güte;

„und

„und Güte ist das einzige Pfand für Wahr-
„heit.“ Güte allein wirkt Vertrauen. Durch
Güte allein gewinnen höhere Mächte unsern
Glauben. Sie müssen uns erlauben, ihre
Werke zu untersuchen, ihre Handlungen zu
prüfen: und dann, nur dann allein können
wir ihnen trauen, „wenn sie durch wieder-
„holte Merkmale ihr Wohlwollen bewiesen,
„und ihren Charakter der Redlichkeit und
„Wahrheit außer Zweifel gesezt haben.“
Wer also Gerechtigkeit und Gleichförmigkeit
in den Gesezen und der Regierung dieser Welt
erblickt; dem verkündigen sie die Regierung
eines gerechten Wesens; dem offenbaren und
bezeugen sie einen Gott: und indem sie sol-
chergestalt den Grund dieses ersten Glaubens
in ihm legen, bereiten sie ihn zu einem fol-
genden höheren Glauben. Dann kann er ei-
ner historischen Offenbarung Gehör geben:
Dann, und nicht eher, hat er Empfänglich-
keit für jede Bothschaft oder übernatürliche
Belehrung von oben, da er voraus weiß, daß
von daher nichts anders, als Gerechtigkeit
und Wahrheit kommen kann. Dies aber kann
ihm durch kein Wunder, noch durch irgend
eine andre Kraft, als seine Vernunft, be-
kannt und einleuchtend werden.

Aber, fuhr ich fort, da ich schon so lange bloß ausparirt habe; so will ich nun auch einmal selbst einen Angriff wagen; wofern mirs nur Theokles nicht übel nehmen will, wenn ich von seiner Hypothese meine Waffen borgen sollte.

Sie mögen von dem Seinigen borgen, was Sie wollen, versezte mein Gegner, so werden Sies unfehlbar verderben; und indem es durch Ihre Hände geht, mögen Sie sich nur in Acht nehmen, daß es nicht scheine, Sie hätten es mehr mit ihm, als mit mir zu thun.

Ich wills getrost darauf wagen, sagt' ich; da ich behaupte, daß die mehrsten der Grundsäze, worauf Sie bauen, zu weiter nichts taugen, als Verräther Ihrer eignen Sache zu werden. Denn so lange Sie sich bemühen, die Natur aus ihren Angeln zu heben; so lange Sie Himmel und Erde durchstöbern, Wunderzeichen zu finden, und so gern Alles was Ihnen in den Weg kömmt, mirakulisiren mögten: bringen Sie nichts als Verwirrung in die Welt, zerreißen ihre Einförmigkeit und Uebereinstimmung, und zerstören jene bewundernswürdige Simplicität und Ordnung, woraus allein das einige, unend-

liche

liche und vollkommne Urwesen erkannt wird. Beständige Zwietracht, Zerrüttungen, Gewaltthätigkeiten, Verlezung der Geseze, Veränderung und Unbeständigkeit der Ordnung, zeigen, daß es entweder gar keine Regierung, oder verschiedne uneingeschränkte, keiner andern untergeordnete Mächte in der Natur giebt. Wir haben dann entweder das Chaos und die Atomen der Atheisten, oder die Magie und die Dämonen der Polytheisten vor uns. Und doch wird dies tumultuarische System der Welt mit dem heftigsten Eifer von Leuten verfochten, die doch sonst eine Gottheit behaupten wollen. Solche Gestalt leihen sie den Dingen, mit solchen Zügen bilden sie uns die Religion ab. Hierauf lenken sie die Augen unsrer forschbegierigen, offnen Jugend mit gröſter Sorgfalt, damit sie ja nichts in einem andern, als diesem verworrenen monstruösen Gesichtspunkt erblicken. Gerade als wäre Atheismus die natürliche Folge, die sich aus einem regelmäßigen, ordentlichen Zustande der Dinge ziehen ließe! — Geschieht es nun, (und es geschieht oft) nach aller dieser Zerstümmelung und Verunstaltung der Natur, daß der wißbegierige Schüler aus seiner Bestürzung zu sich selbst kömmt, der Natur in

ihren Wegen bedächtlich nachforscht, und dann mehr Ordnung, Gleichförmigkeit, Beständigkeit in den Dingen findet, als er vermuthete; so ergiebt er sich natürlicher Weise dem Atheismus: und dies blos wegen der Eindrücke, die er durch jenes verkehrte System erhielt, welches ihn lehrte, die Gottheit in der Verwirrung und die Fürsehung in einer unregelmäßigen zerrütteten Welt zu finden.

Und wenn Sie nun, erwiedert' er, mit Ihrem neuerkohrnen System alle Dinge so gleichförmig, klar, regelmäßig und einfach gemacht haben, als Sie nur wünschen können; so werden Sie vermuthlich Ihren Schüler anweisen, die Gottheit im Mechanismus, das heißt, in einem auserlesenen System von Materie, die sich durch sich selbst regiert, zu suchen. Denn was anders machen Sie Herrn Naturkundige aus der Welt, als eine bloße Maschine?

Nichts anders, versezt' ich, wenn Sie der Maschine nur einen Geist zugestehen. Denn in diesem Fall wird sie nicht durch sich selbst, sondern durch Gott regiert.

Und wo sind die Merkmale, sagt' er, die uns davon überzeugen könnten? Was für Zeichen

chen kann diese stumme Maschine uns geben, daß sie also regiert wird?

Sehen wir deren nicht genug vor Augen? versezt' ich. Ist es möglich, daß sie uns noch stärkere Zeichen von Leben und einem immer wirksamen denkenden Wesen geben könnte? Vergleichen Sie einmal Maschinen von menschlicher Erfindung mit dieser großen einzigen: und sehen Sie dann, ob jene durch ihre Ordnung, Einrichtung und Bewegung, von einem so vollkommnen Leben, einem so unverbesserlichen Verstande zeugen, wie diese. Diese ist regelmäßig, unveränderlich, immerwährend; jene sind unregelmäßig, veränderlich, vergänglich. Hier sehen wir Merkmale von Weisheit und Absicht; dort von Thorheit und Gerathewol: hier zeigt sich Urtheilskraft, dort blos Fantasie: hier Wille, dort Eigensinn: hier Wahrheit, Gewißheit, Erkenntniß; dort Irrthum, Unwissenheit, Wahnsinn. — Doch es scheint, wir können uns nicht anders überzeugen, daß droben ein Wesen sey, welches denkt und handelt, als durch Merkmale dieser leztern Art; es scheint, als ob wir vorausseszten, es sey keine andre Art von Gedanken und Verstande möglich, als die wir bey uns selbst finden. Der ordent-

liche

liche und regelmäßige Lauf der Dinge macht uns Ueberdruß und Langeweile. Perioden und bestimmte Gesetze, zweckmäßige, der Natur angemessene Revolutionen, wirken nicht auf uns, reizen uns nicht zur Bewunderung. Wir müssen Räthsel, Wunderzeichen, und dergleichen haben, was Erstaunen und Grauen erregt! Harmonie, Ordnung und Uebereinstimmung macht uns zu Atheisten: Unregelmäßigkeit, Zwietracht und Zerrüttung überzeugt uns vom Daseyn der Gottheit! „Die Welt ist bloßer Zufall, wenn Alles seinen natürlichen Lauf geht; aber ein Werk „der Weisheit, wenn Alles verkehrt und toll „durch einander läuft!“

So sucht' ich als ein rechtschaffner Theist, meinen Gegner zu widerlegen, und ihm zu zeigen, daß seine Grundsäze den Atheismus begünstigten. Unserm Alten gab dies nicht wenig Aergerniß, und wir disputirten bis spät in die Nacht, tapfer fort. Theokles war endlich Schiedsmann, und wir begaben uns alle in Friede und Freundschaft zur Ruhe. Indessen freut' es mich nicht wenig, als ich hörte, daß unsre beyden Gesellschafter den nächsten Morgen früh abreisen, und mich mit dem Theokles allein lassen würden.

Denn

Denn jezt, Palemon, näherte sich der Morgen, dem ich so sehnlich entgegen sah. Sie sehnen sich eben so sehr, aber ich fürchte! — Sie hätten nun wohl genug, sollte man denken, die Schärfe ihrer Neugier ein wenig abzustumpfen. Kann man sichs einbilden, daß Sie, nach dieser Erzählung von zween solchen Tagen, Geduld haben könnten, noch von einem dritten zu hören, der philosophischer war als jene beyden? — Doch, Sie wollten, ich mußt' es versprechen; und nun, kost' es Ihnen, was es wolle, Sie müssen fürlieb nehmen, was ich Ihnen auftische.

Dritter Theil.

Erster Abschnitt.

Philokles an Palemon.

Es war, meines Bedünkens, noch tief in der Nacht, als ich über dem Geräusch der Leute im Hause, die schon auf waren, erwachte. Ich rief Jemanden, und erfuhr, daß Theokles kurz vorher von seinen Freunden Abschied genommen; worauf er gleich ausgegangen, seinen Morgenspaziergang zu machen. Doch hätt' er beym Weggehen gesagt, daß er bald zurückkommen würde, und daß Niemand mich unterdessen in meiner Ruhe stören sollte.

Dies war mir Störung genug. Ich sprang gleich auf. Es war schon helle genug, den Hügel, der nicht weit vom Hause lag, zu sehen. Ich eilte hin, holte noch am Fuße desselben meinen Theokles ein, und machte ihm wegen seines unfreundschaftlichen Betragens Vorwürfe. Ich bin doch wahrhaftig, sagt' ich, kein so weibischer und schwacher

Freund,

Freund, daß ichs verdiene, wie ein Frauenzimmer behandelt zu werden. Oder hab' ich so großen Widerwillen gegen Ihren Charakter oder Ihren Umgang bezeugt, daß Sie mich für geschickter halten, in einem weichen Bette in wollüstiger Ruhe zu faullenzen, als Arbeit, Ergözung oder Nachdenken mit einem frühen Freunde zu theilen? Kurz, Sie können Ihren Fehler nicht anders wieder gut machen, als daß Sie mich künftig eben so wohl an Ihren ernsthaften Betrachtungen Theil nehmen lassen, als ich jezt an Ihrem Spaziergange, Sie mögen wollen oder nicht, Theil nehmen werde.

Sie haben also die Abrede vergessen, sagte Theokles, die Sie gestern mit den Waldnymphen auf diesen Ort und diese Stunde nahmen? — Nichts weniger, sagt' ich; denn, wie Sie sehen, ich komme pünktlich an den bestimmten Ort. Aber nie hätt' ich gedacht, daß Sie ohne mich hingehen würden. — Gut, sagte Theokles, man kann also doch hoffen, daß Sie mit der Zeit sich eben so gut verlieben werden, wie ich: denn Sie fangen schon an, eifersüchtig zu werden. Wie wenig dacht' ich gestern, daß diese Nymphen so viel Reize für Sie haben würden! — Wahrhaftig,

haftig, sagt' ich, von Ihren Nymphen weiß ich heute so wenig, als gestern. Meine Eifersucht und Liebe geht bloß auf Sie. Ich fürchtete, Sie wären willens mir zu entwischen. Aber jezt, da ich Sie wieder im Besiz habe, bedarf ich keiner Nymphe, mich hier glücklich zu machen; es sey denn, daß sie gemeine Sache mit mir gegen Sie machen wollte, etwa auf die Art, wie bey ihrem Lieblingsdichter die Nymphe Aegle und die beyden jungen Hirten gemeine Sache machen, um den Gott Silenus zu zwingen, daß er ihnen ein Lied singe.

Hätten Sie eine so schöne Gesellschafterinn hier, versezte Theokles, so trau' ich es Ihrer Galanterie zu, Sie würden sich mit etwas andern, als philosophischen Abentheuren, die Zeit vertreiben. — Aber erwarten Sie wirklich, daß ich den Gott des Dichters nachahmen, und „die Entstehung der Dinge aus den „Atomen, die Geburt der Ordnung aus der „Verwirrung, und den Ursprung der Ein„heit, Harmonie und Eintracht aus den blos„sen Kräften des Chaos und des blinden Zu„falls„ besingen soll? Ein solcher Gesang paßte sich in der That für diesen Gott. Denn was konnte seinem jovialischen Charakter angemesse-

gemessener seyn, als eine so trunkene Schöpfung; die er gern oft dadurch celebrirte, daß er sie selbst nach dem Leben vorstellte? Aber auch dieser Gesang wäre für ein nächtliches Saufgelag noch zu harmonisch gewesen. Sehr schicklich ließ ihn daher unser Dichter am Morgen singen, da er noch nüchtern war: denn schwerlich würden wirs glauben, daß so harmonische Verse aus einem Chaos von Gehirn entspringen können. — Doch, wir müssen unsern Dichter durch den Mund irgend eines nüchternen Halbgottes oder Helden sprechen hören. Dann stellt er uns einen ganz andern Urgrund der Dinge dar, und giebt, nach einer schicklichern Rangordnung, der Denkkraft die Oberhand. Geist läßt er ursprünglich über Körper herrschen; nicht Körper über Geist: denn das wär' ein ewiges Chaos gewesen, und alle Dinge hätten nothwendig bis auf den heutigen Tag und in Ewigkeit fort, in einem chaotischen Zustande bleiben müssen, wenn sie sich einmal darinn befanden. Allein

Ein Geist stets wirksam, füllt den ganzen Raum der Welt,
Regt und belebt die ungeheure Masse:
Daher der Mensch, und Thiere sonder Zahl.—

Hier,

Hier, Philokles, werden wir unsern höchsten Genius finden; wenn wir den Genius dieses Orts — züchtiger und nüchterner, als Ihr Silenus — herabzaubern können, uns zu einem wahreren Lobgesange auf die Natur zu begeistern, uns irgend einen Hymnus der himmlischen Chöre zu lehren, und uns in diesen feyerlichen Hainen, dem Wohnplaz stiller, einsamer Betrachtung, die Gottheit gegenwärtig fühlen zu lassen.

So eilen Sie, bester Theokles, sagt' ich, eilen Sie, ich beschwöre Sie; lassen Sie sich durch keine Ceremonien oder heilige Vorbereitungen einen Augenblick aufhalten. Denn ich sehe, dünkt mich, daß schon ohne solche Vorbereitung sich irgend eine Gottheit uns genähert hat, und ihr Inneres durchregt. Wir sind schon in den heiligen Hainen der Hamadryaden, vormals berühmt wegen ihrer Orakel. Wir sind auf der schönsten Stelle des Hügels; und die Sonne, eben im Begriff hervorzugehen, zieht den Vorhang der Nacht hinweg, und zeigt uns die offne Scene der Natur in den lachenden Gefilden, die vor uns sich ausbreiten. Fangen Sie an; denn jezt weis ich, sind Sie voll von jenen göttlichen Gedanken, die immer in dieser Einsamkeit Sie besuchen. Geben

ben Sie ihnen nur Stimme und Ton; seyn Sie eben so sehr allein, als gewöhnlich, und achten Sie so wenig auf mich, als wär' ich gar nicht zugegen.

So wie ich dies gesagt hatte, wandt' er seine Augen von mir weg, und stand eine Zeitlang in Gedanken vertieft. Bald aber streckt' er seine Hand aus, als ob er auf die Gegenstände um ihn her zeigte, und fieng an:

„Ihr Wälder und Gefilde, meine Zu-
„flucht aus dem Getümmel der Welt, aus
„dem mühseligen Gewirre der Geschäffte,
„nehmt mich auf in euer stilles Heiligthum,
„seyd günstig den Stunden meiner Einsam-
„keit und Betrachtung! — Ihr grünen Thä-
„ler, wie frohen Herzens grüß' ich euch! —
„Heil euch, alle ihr seligen Wohnungen!
„Vertrauliche Ruheplätze! Entzückende Aus-
„sichten! Majestätische Schönheiten dieser
„Erde, und alle ihr ländlichen Mächte und
„Grazien! — Gesegnet seyd mir, ihr reinen
„unentweihten Wohnplätze der seligsten Sterb-
„lichen, die hier in friedlicher Unschuld ein
„unbeneidetes, obschon göttliches Leben genie-
„sen; voll seliger Einfalt und Ruhe gewährt es
„dem Menschen süße Freyheit, Muße und Einsam-
„keit; dem Menschen, der zur Betrachtung und

„zu Erforschung seiner eignen und andrer Na-
„turen geschaffen, hier am fähigsten ist, über
„die Ursachen der Dinge nachzudenken, und,
„mitten unter den mannichfaltigen Scenen der
„Natur, ihre Werke näher betrachten kann.

„O herrliche Natur! über Alles schön und
„gut! Alliebend, Alliebenswürdig, Allgött-
„lich! deren Blicke so unwiderstehlich reizend,
„so unendlich bezaubernd sind; deren Erfor-
„schung so viel Weisheit, deren Betrachtung
„so viel Wonne gewährt; deren kleinstes Werk
„eine reichere Scene, ein edleres Schauspiel
„darstellt, als Alles was je die Kunst er-
„fand! — O mächtige Natur! Weise Statt-
„halterinn der Fürsehung! bevollmächtigte
„Schöpferinn! Oder Du, bevollmächtigende
„Gottheit, höchster Schöpfer! Dich ruf' ich
„an, vor Dir allein werf' ich mich nieder!
„Dir sind diese Einsamkeit, dieser Ort, diese
„ländlichen Betrachtungen geheiligt. Begei-
„stert mit Harmonie der Gedanken, wiewohl
„ohne künstlichen Bau der Worte, besing' ich
„die Ordnung der Natur in geschaffenen We-
„sen, und feyre die Schönheiten, die sich
„verlieren und auflösen in Dir, Quelle und
„Urgrund aller Schönheit und Vollkommen-
„heit!

„Dein

„Dein Wesen ist unbegränzt, unerforsch-
„lich, undurchdringlich. In Deiner Uner-
„meßlichkeit verliehren sich alle Gedanken; die
„Fantasie läßt ihre Flügel sinken; und die
„ermattende Einbildungskraft erschöpft sich
„vergebens: sie findet weder Ufer noch Ende
„dieses Oceans, keinen Punkt in den uner-
„meßlichsten Räumen, die sie durchfleugt, der
„dem Umkreise näher wäre, als der erste
„Mittelpunkt, wo sie ausgieng. — Wie
„oft macht' ich nicht den Versuch, wie oft
„wagt' ich mich mit schnellem Schwunge in den
„tiefen Ocean der Welten: aber so bald kehr'
„ich nicht in mich selbst zurück, so schlägt das
„Gefühl meines so enge beschränkten Wesens,
„und der Fülle jenes Unendlichen, so gewal-
„tig mich nieder, daß ichs nicht länger wage,
„in den fürchterlichen Abgrund zu schauen,
„oder die Tiefe der Gottheit zu ergründen. —

„Doch, unendlich höchster Geist! Du
„machtest mich, was ich bin, ein Wesen mit
„Vernunft und Erkenntniß. Es ist auszeich-
„nende Würde meiner Natur, Dich zu erken-
„nen und zu betrachten. — So vergönne
„mir dann, daß ich mit gebührender Frey-
„heit die Fähigkeiten gebrauche, womit Du
„mich beschenktest. Dulde meine kühne, ver-

„wegne

„wegne Annäherung. Und da weder eitle „Neugier, noch thörichte Einbildung, noch „Liebe gegen irgend etwas, außer Dich allein, „mich mit solchen Gedanken begeistert; so sey „Du mein Beystand, und leite mich auf die„sem Pfade; da ich mich ins weite Labyrinth „der Natur hineinwage, und Dir in deinen „Werken nachforsche.“ —

Hier brach er auf einmal ab, und fuhr, wie aus einem Traum erwachend, zusammen. Nun Philotles, sagt' er darauf, was deucht Ihnen bey diesem Paroxismus? Wars eine vernünftige Art von Wahnwiz, die etwa jene Ekstasen, die wir unsern Dichtern erlauben? Oder wahre Raserey?

Ich wünschte nur, sagt' ich, Ihre Ekstase wär' ein wenig stärker gewesen, damit Sie fortgefahren hätten, wie Sie anfiengen, ohn' an mich zu denken. Denn mein Auge öffnete sich schon für die Wunder der Natur, von welcher sie mich belehrten, ich sahe, dünkt mich, schon die Hand Ihres göttlichen Werkmeisters. Aber lassen Sies hierbey bewenden, so ist mein ganzes Vergnügen hin, und die angenehme Erscheinung schwindet. Ich finde wirklich schon tausend Schwierigkeiten,

mir

mir einen solchen allgemeinen Geist, wie Sie ihn beschreiben, vorzustellen.

Wie! sagt' er, hat es die geringste Schwierigkeit, sich das Universum als ein einiges Ganzes vorzustellen? Können wir aus dem, was uns sichtbar ist, anders schließen, als daß Alles, wie in einem harmonischen Kunstwerke, zusammenhange?

Zugegeben: und was folgt daraus?

Nur dies: wenn man wirklich von der Welt sagen kann, „daß sie bloß Ein Ganzes ist," so muß ihr etwas eigen seyn, welches sie zu Einem Ganzen macht.

Wie meynen Sie das?

Nicht anders, als wie Sies bey jedem Dinge bemerken können. Zum Beyspiel gleich eins, das wir vor uns haben. Ich weiß, Sie halten die Bäume in diesem großen Walde für ganz verschieden von einander: und diese majestätische Eiche, die edelste von der ganzen Gesellschaft, so sehr sie an sich selbst von allen ihren Mitgenossen im Walde verschieden ist, ist doch immer, mit ihrem eignen Walde von unzählichen, weitverbreiteten Zweigen (die so viel verschiedne Bäume zu seyn scheinen,) ein und eben derselbe Baum. Wollten Sie mir nun, als ein bloßer Chikanenmacher,

macher, und nicht als ein ehrlicher Skeptiker, sagen, eine Figur von Wachs oder irgend einer andrn Materie, die genau eben so, wie dieser Baum, geformt und gefärbt, und wo möglich, aus eben derselben Art von Substanz zusammengeknätet wäre, mögte dann wohl auch ein wirklicher Baum, von gleicher Art oder Gattung seyn; so wären wir geschiedne Leute, und ich verlöre kein Wort weiter. Fragten Sie mich aber ehrlich, was ich denn unter dieser Einheit oder Identität in dem Baum oder irgend einer andern Pflanze verstünde; oder wodurch sie von der wächsernen oder irgend sonst einer in den Wolken oder in dem Sande der Seeküste durch Zufall gebildeten Figur verschieden sey: so würd' ich Ihnen antworten: Weder Wachs noch Sand, noch Wolken, durch unsre Hand oder Fantasie also zusammengefügt, haben irgend ein wahres Verhältniß in sich selbst, noch irgend eine Natur, vermöge welcher sie in dieser näheren Zusammenrückung der Theile genauer übereinstimmen, als wenn sie noch so weit aus einander zerstreut sind. Dagegen aber würd' ich behaupten: „Allenthalben, wo es eine „solche Sympathie der Theile giebt, als wir „hier in unserm wahren Baume sehen; wo

„eine

„eine so sichtbare Zusammenstimmung zu ei„nem gemeinschaftlichen Zweck, und zu Er„haltung, Ernährung und Fortpflanzung ei„ner so schönen Form vorhanden ist: da kön„nen wir mit Gewißheit sagen, daß dieser „Form eine besondere Natur eigen, und mit „andern von der nemlichen Art gemein sey.“ Vermöge dieser Natur ist unser Baum ein wahrer Baum; lebt, blühet, und ist immer ein und eben derselbe; selbst wenn durch Vegetation und Veränderung der Substanz kein Theilchen in ihm dasselbe bleibt.

Auf diesen Fuß, sagt' ich, haben Sie freylich das Mittel gefunden, aus diesen Wäldern sehr heilige Pläze zu machen. Denn außer dem lebendigen Genius jedes Orts, haben auch die Wälder, die, wie ich jezt von Ihnen höre, beseelt sind, ohne Zweifel ihre Hamadryaden, und die Quellen und Bäche Nymphen in Menge, die ihnen eigen sind: und diese sind dann auch, so viel ich begreife, von immaterieller und unsterblicher Substanz.

Nun, so beleidigen wir sie ja, wenn wir sagen, „daß sie diesen Bäumen,“ und nicht vielmehr, „daß diese Bäume ihnen eigen sind.“ Doch, um ihre Unsterblichkeit mögen Sie sich selbst bekümmern. Ich weiß nur so viel, daß

sowohl ihre, als alle andre Naturen in ihrer Dauer allein von derjenigen Natur abhangen müssen, von welcher die ganze Welt abhängt: und daß jeder andre Genius jenem einzigen guten Genius untergeordnet seyn muß, von dem ich Sie gern überreden mögte, daß er, wie wir uns jezt einmal ausdrücken, dieser Welt eigen sey.

Lassen Sies uns also lieber den Bäumen selbst überlassen, sich zu personificiren, so gut sie können. Lassen Sie uns dafür unsre eigne Persönlichkeit untersuchen, und einmal sehen, wie Sie, Philokles, Sie selbst, und ich Ich selbst bin. Denn daß in dieser unserer Menschengestalt eine ganz andre Sympathie der Theile vorhanden ist, als in den Marmorbildern, von der Hand eines Phidies oder Praxiteles geformt; das lehren uns, dünkt mich, die Sinne. Und daß dem ungeachtet von unserm eigenen Marmor oder Stoff — sey es, was es wolle, woraus wir zusammengesezt sind — in sieben oder längstens zweymal sieben Jahren, kein Theilchen mehr übrig ist, das kann uns der schlechteste Anatomist sagen. Nun bitt' ich Sie, wo werden wir am Ende dieses Selbst, dieses Eine finden, wenn wir annehmen, daß es in dem Stoffe selbst, oder

in

in einem Theile deſſelben liege? Denn wenn jener gänzlich vergangen, und nicht das kleinſte Theilchen davon mehr übrig iſt, ſo ſind wir noch immer Wir ſelbſt, ſo gut, wie zuvor.

Was Sie Herrn Philoſophen ſeyn mögen, verſezt' ich, läßt ſich vielleicht ſchwer beſtimmen: aber von dem übrigen Theil der Menſchenkinder getrau' ich mir zu behaupten, daß Wenige nur halb ſo lange als ſieben Jahr dieſelben ſind. Es iſt ein Glück, wenn ein Menſch nur einen oder zwey Tage ein und eben derſelbe bleibt. Ein Jahr macht mehr Revolutionen, als ſich zählen laſſen.

Sie haben Recht, ſagt er: allein, wenn dies gleich einem Menſchen begegnen kann, vornehmlich einem ſolchen, deſſen entgegengeſezte Laſter ihn ſo oft zum Proteus machen, ſo findet er doch, ſo bald er für dieſe Laſter leiden oder geſtraft werden ſoll, wo ich nicht irre, daß er noch immer ein und eben derſelbe iſt. Und Sie, Philokles, der Sie, ungeachtet ihres vorgeblichen Widerwillens gegen die Philoſophie, doch ein ſo treuer Anhänger des Pyrrhoniſmus ſind, ſollten Sie endlich einmal die Macht des höchſten Genius, den ich predige, fühlen, und dadurch vermogt

wer-

werden, die Wahrheit meiner Hypothese von der Gottheit anzuerkennen; sollte bey diesem neuen Gedankensystem, eine gänzliche Veränderung aller Ihrer Grundsäze und Meynungen in Ihnen vorgehen: so würden Sie doch noch immer der nemliche Philokles bleiben; obgleich, wenn Sie mir glauben wollten, ein viel besserer, als der jezige, so sehr ich diesen übrigens liebe und hochschäze. Sie sehen also, dieses unser Ich ist ein ganz wunderbar einfaches Ding, da es wirklich immer ein und eben dasselbe ist, ungeachtet kein Atom des Körpers, keine Leidenschaft, kein Gedanke unverändert bleibt. Und was den armseligen Wahn betrifft, da man diese Einheit oder Identität des Wesens aus irgend einer identischen Materie, oder einem Theilchen der Materie, erklären will, welches, ungeachtet der beständigen Veränderung alles übrigen, immer in uns bleiben soll; so ist dies um desto ungereimter, da die Materie an sich selbst wirklich keiner solchen Einfachheit fähig ist. Denn ich stehe dafür, Sie werden einräumen, daß dieses unser Ich viel einfacher, unzertrennlicher Eins sey, als Sies irgend einem Dinge von bloßer Materie einräumen können; wofern Sie nicht etwa, Ihrem Skepticismus

unge-

ungetreu, sich in den Begriff eines Atoms so sehr verlieben wollen, daß Sie ihn eben so begreiflich und wahr finden, als daß Sie Sie selbst sind.

Doch, fuhr Theokles fort, man denke von der unzusammengesezten Materie, — einem Dinge, das wenigstens sehr schwer zu begreifen ist — was man will; wenn sie, bey ihrer Zusammensezung, bey ihrer Verknüpfung in eine gewisse Anzahl solcher Theile, als sich in diesen unsern Körpern und andern von ähnlicher Art vereinigen und einstimmig zusammenwirken, uns doch so mancherley unzählige Beyspiele von besondern Formen darstellen kann, die dieses einfache Principium gemeinschaftlich besizen, vermöge dessen sie wahrhaftig Eins sind, leben, handeln, und eine Natur oder einen Geist haben, der ihnen eigenthümlich ist, und für ihre Wohlfahrt sorgt: wie können wir dann eben dies in dem Ganzen erkennen, und den großen, allgemeinen Weltgeist verwerfen? Wie können wir so unnatürlich seyn, die göttliche Natur, unsre gemeinschaftliche Mutter, zu verleugnen, und uns weigern, den höchsten, allbeseelenden, allregierenden Genius zu suchen und zu erkennen?

Groke Herrn, sagt' ich, verlangen nicht, daß man sich um sie bekümmre, wenn sie inkognito seyn wollen, und fodern keine Ehrerbietung und Huldigung, wenn sie nicht in völligem Staatsaufzuge erscheinen. Ja wir haben vielmehr Grund zu vermuthen, daß unser Vorwiz sie zu entdecken ihnen mißfallen werde, wenn sie sich entweder ganz unsichtbar, oder sehr unkenntlich machen, und verborgen halten. Was die Erkundigungen betrifft, die wir durch unsern gewöhnlichen Religionsunterricht von diesen unsichtbaren höheren Wesen einziehen, so mögen das unsre sichtbaren Oberherrn verantworten. Unsre Vorgesezten lehren uns, was wir in Religionssachen glauben und thun sollen. Und es ist unsre Pflicht, ihnen zu gehorchen, und ihrem Beyspiel zu folgen. In der Philosophie aber find' ich keinen Freybrief, einen streitigen Titel so ernstlich zu untersuchen zu dürfen. Doch sey dem, wie ihm wolle, so müssen Sie wenigstens erlauben, daß man die Streitfrage zu verstehen, und die Natur dieser höheren Mächte kennen zu lernen suche. Sollte man nicht fragen dürfen, „von was „für Substanzen sie sind? materiell oder im„materiell?"

Sollte

Sollte man nicht, erwiederte Theokles, auf der andern Seite eben so gut fragen dürfen, „für was für eine Substanz, oder für „welche von diesen beiden Substanzen Sie „ihr wahres und eigenthümliches Selbst hal„ten?“ Oder wollen Sie lieber keine Substanz seyn, und sich einen Modus oder eine Zufälligkeit nennen?

Wahrlich, sagt' ich, so zufällig mein Lebenswandel, oder die unbändige Laune, die ihn regiert, auch seyn mag; so kenn' ich doch, nach dem allen nichts so Wesentliches und Substanzielles, als mein Selbst. Giebt es also wirklich ein solches Ding, als Sie Substanz nennen, so nehm' ichs für ausgemacht, daß ich eine bin. Sollten Sie aber aus dieser Frage noch weiter etwas folgern wollen, so kennen Sie meine skeptischen Grundsäze; ich entscheide weder für noch wider.

So verstatten Sie mir nur, guter Philokles, versezt' er, dasselbe Privilegium des Skepticismus in diesem Falle; denn es thut hier gar nichts zur Sache, für welche Seite wir entscheiden, oder ob wir überall in diesem Punkt etwas Entscheidendes festsezen. Die Schwierigkeit sey noch so groß, so sehen Sie wohl, sie beweist eben so viel gegen Ihr

eig=

eignes Wesen, als gegen dasjenige, von dessen Daseyn ich Sie zu überzeugen gedenke. Sie mögen so wichtige Einwürfe auf beiden Seiten vorbringen, als Ihnen beliebt; und Ihr Dilemma gegen die Art der Existenz eines solchen höchsten Wesens mag noch so unauflöslich seyn: so wird doch, wenn Sie alles mögliche gethan haben, das nemliche Dilemma auf Sie selbst zurückfallen; Sie werden nicht wissen, was Sie aus Ihrem eignen Selbst machen sollen. Wenn Sie über diese metaphysischen Materien, über Zufälligkeit und Substanz noch so lange gegrübelt, und aus den Schwierigkeiten jeder Hypothese endlich philosophisch den Schluß gezogen haben, „es könne kein solches allgemeines Wesen in „der Natur vorhanden seyn:“ so müssen Sie aus den nemlichen Gründen schließen, „daß „auch kein solches besonderes Wesen, als Sie „selbst sind, vorhanden seyn könne.“ Daß aber dieses leztere wirklich vorhanden sey, davon wird hoffentlich Ihr eigner Geist Sie überzeugen. Und wir brauchen hier nichts weiter, als daß wir von diesem Geist sagen können: „Er sey etwas, das auf einen Körper wirkt, und dem etwas unterworfen ist, „das auf sich wirken läßt: aber nicht allein

„der

„der Körper oder die bloße Materie sey ihm „unterthan, sondern auch gewissermaßen er „selbst, und was aus ihm selbst entspringt: „er beherrsche und lenke seine Vorstellungen, „Gedanken und Fantasiren; indem er sie ver„bessert, bearbeitet und modelt, wie ers für „gut findet; und nach bestem Vermögen die„ses aus Körper und Verstand zusammenge„sezte Wesen auszuschmücken und zu vervoll„kommen sucht.“ Daß nun ein solcher Geist ein solches regierendes Wesen irgendwo auch in der Welt vorhanden sey, weiß ich: Pyrrho mag mir mit Hülfe eines eben solchen Geistes widersprechen, wenns ihm beliebt. Wir haben jeder unsern Verstand und unsre Denkkraft, seyn wir dazu gekommen, wie wir wollen. Jeder versteht und denkt so gut er kann, zu seinem besondern Zweck: Er für sein eignes, und ich für ein andres Selbst. Und wer denn, ich bitte Sie, wer für das Ganze? — Niemand? Ueberall keiner? — Die Welt, sagen Sie vielleicht, ist bloß Körper: eine Masse besonders modificirter Materie. Die Körper der Menschen also sind Theile dieses Körpers. Die Gedanken, Empfindungen, Vorstellungen der Menschen sind in diesen Körper eingeschlossen, ihm aufs genaueste ein-

verleibt, entspringen aus ihm, und gehen wieder in ihn zurück; obgleich der Körper, allem Ansehen nach, sich nie das geringste davon träumen läßt! Die Welt selbst wird durch alle die Weisheit, die sie ausbrütet, nie um ein Haar weiser! Sie hat gar keinen Begriff von allem dem, was geschieht; keinen Gedanken, wovon sie für sich selbst, zu ihrem eignen Nuzen und Zweck Gebrauch machte; nicht eine einzige Vorstellung oder Reflexion, wodurch sie sich der mannichfaltigen Vorstellungen und Erfindungen, die sie hervorbringt und mit so freygebiger Hand austheilt, bewußt wäre! Diese liebe Mutter, so fruchtbar, so gütig, so freygebig gegen Jedermann, hat also unglücklicher Weise alles Ihrige verschwendet, und am Ende nichts für sich selbst übrig behalten! — Durch was für einen Zufall, mögt ich doch wissen. „Wie, oder „durch welche Nothwendigkeit gezwungen? — „Wer gab das Gesez? — Wer machte die„se Anordnung und Austheilung?“ — Die Natur, sagen Sie. — Und was ist die Natur? Ist sie ein denkendes Wesen? Ist sie eine Person? Hat sie Vernunft oder Verstand? — Nein. — Wer denkt denn für Sie, wer

nimmt

nimmt sich ihrer an? — Niemand; keine Seele: sondern jeder sorgt für sich selbst.

Wohlan denn! Lassen Sie uns weiter hören: Ist diese Natur nicht dem ungeachtet ein Selbst? Oder sagen Sie mir, ich bitte Sie, auf was für Art sind Sie ein solches Selbst? Woraus schließen Sie, daß Sies sind? oder was macht Sie dazu? — „Ein Principium, „welches gewisse Theile verbindet, und dem „Nuzen und Endzweck dieser Theile gemäß „denkt und handelt.“ — Sagen Sie mir also, wovon ist denn Ihr ganzes System ein Theil? Oder ist es etwa kein Theil, sondern ein Ganzes für sich selbst, vollständig, unabhängig, ohne Beziehung auf irgend etwas außer ihm? Ist es aber wirklich ein Theil, hat es wirklich Beziehung auf etwas; worauf denn anders, ich bitte Sie, als auf das ganze System der Natur? Es gäbe also in der Natur solch ein vereinigendes Principium? Und ist das, wie können Sie denn ein Selbst seyn, und die Natur nicht? Wie können Sie etwas haben, das für Sie denkt und handelt, und die Natur, die Ihnen diese Denkkraft gab, ganz und gar nichts, für sie zu denken, ihr zu rathen oder zu helfen — arme Natur! — so oft es Noth thäte? So übel ist

also die Welt im Ganzen daran? Alles ist voll von unzähligen besondern denkenden und handelnden Principien? und doch giebt es keins, das für das Ganze selbst denkt und handelt? keins, das die Angelegenheiten des Ganzen besorgt oder verwaltet?

Nein, sagt eine neuere Hypothese; denn die Welt war von Ewigkeit so, wie jezt; und sie ist weiter nichts, als was ihr vor Augen sehet: „Modificirte Materie; ein Klumpen „in beständiger Bewegung; hin und wieder „zerstreute Gedanken und Erkenntnißkräfte, „die mit der Modifikation der Materie zu„gleich entstehen und verschwinden.“ — „Nein, sagt eine ältere Hypothese, die Welt „war einst ohne alle Erkenntniß, ohne alle Gedanken; „bloße Materie, Chaos, und ein „Spiel der Atomen; bis endlich von unge„fähr Gedanke sich mit ins Spiel mischte, „und eine Harmonie hervorbrachte, woran „vorher gar nicht gedacht war.“ — Herrlicher Einfall! — Mag es glauben, wer kann. Ich für meine Person habe — Dank der Fürsehung! — einen Geist, der so wie er nun einmal ist, meinen Körper und seine Neigungen, meine Leidenschaften, Begierden, Vorstellungen, Fantasieen, und so weiter, in

erträglicher Harmonie und Ordnung erhält. Aber die Ordnung des Weltganzen, davon bin ich überzeugt, ist unendlich vollkommner, als diese. Mag doch Epikur immerhin, wenns ihm beliebt, die seinige für vollkommner halten; mag er doch glauben, daß es keinen höheren Geist, keine höhere Weisheit gebe, als seine eigne! Nur wünscht' ich, er belehrte uns, durch welch einen Zufall sie ihm zu Theil geworden, und wie die Atomen zu solcher Weisheit gekommen.

Kurz, fuhr Theokles mit stärkerer Stimme und Bewegung fort, da ich also, selbst durch den Skepticismus, noch mehr überzeugt bin, „daß dieses mein Wesen und mein Selbst „ein wahres Selbst sey, welches aus einem „andern höchsten und ursprünglichen Selbst — „dem großen Urwesen der Welt — entsprungen, und nach seinem Bilde gemacht wor„den:" so bestreb' ich mich, wirklich mit demselben Eins, und ihm so ähnlich zu werden, als mirs möglich ist. Ich schließe so: Da es eine allgemeine Masse, einen Körper des Ganzen giebt; so hat auch dieser Körper seine Ordnung, diese Ordnung ihren Geist. Mit diesem allgemeinen Geist muß jeder besondere in Beziehung stehen; denn er ist von

gleicher

gleicher Substanz, — so viel wir von der Substanz begreifen, — äußert gleiche Wirksamkeit auf den Körper, ist Ursprung der Bewegung und Ordnung; gleich einfach, unzusammengesezt, untheilbar; ihm ähnlich an Energie, Thätigkeit und Wirkung, und noch ähnlicher, wenn er einstimmig mit ihm zum allgemeinen Wohl des Ganzen mitwirkt, und sich bestrebt, nichts anders zu wollen, als was er für den Willen des Besten der Wesen erkennt. Was kann also wohl natürlicher seyn, als „daß jeder besondere Geist in der „Gleichförmigkeit mit dem allgemeinen seine „Glückseligkeit suche, und sich bestrebe ihm in „seiner höchsten Simplicität und Vortrefflich„keit ähnlich zu werden?

Nun denn, bester Theokles, sagt' ich, so seyen Sie jezt noch einmal der Enthusiast; lassen Sie mich noch einmal jenen göttlichen Gesang hören, der mich vorhin so sehr bezauberte. Mein Ekel ist jezt vorüber, und ich fange nun an, besser als jemals an Ihrer Natur Geschmack zu finden; ich interessire mich schon gewaltig für sie, und wünsche von Herzen, daß es ihr in allen Stücken sowohl und glücklich als möglich gehe. Wiewohl ich mich, wie es jezt oft mit ihr steht, kaum

enthal-

enthalten kann, ihrentwegen etwas bekümmert zu seyn.

Fürchten Sie nichts, mein Freund, erwiedert' er. Denn jede Natur, müssen Sie wissen, wirkt gewiß und beständig dasjenige, was ihr eignes Wohl erfodert; wofern nicht eine fremde Macht entweder durch innre Zerrüttung, oder durch äußere Gewalt, sie stört oder verhindert. So ringt und wehrt sich bey einem Kranken die Natur bis aufs Aeußerste, und wendet alle ihre Kräfte an, das Uebel wegzuschaffen. So treibt und strebt auch in diesen Pflanzen, die wir um uns sehen, jede besondre Natur, und erreicht ihre Vollkommenheit, wenn nicht etwas von außen ihr Einhalt thut, oder irgend etwas Fremdes sie schon verdorben oder verwundet hat: und selbst in diesem Fall thut sie noch ihr Aeußerstes, sich wieder herzustellen. Was sind alle Gebrechen, Zerrüttungen, Krankheiten, Mißgeburten, alle scheinbaren Widersprüche und Verderbnisse in der Natur anders, als von dieser Art? Und wie wenig müßte man von allen natürlichen Ursachen und Wirkungen verstehen, wenn man glauben wollte, irgend eine dieser Unordnungen entstehe aus einem Mißverhalten der besondern Natur,

und nicht vielmehr durch die Macht irgend einer fremden, wodurch jene überwältigt wird? Ist also jede besondere Natur sich selbst so unfehlbar und unveränderlich getreu, wirket sie immer zuverlässig nur das, was ihr gut und ihrer eigenthümlichen Vollkommenheit zuträglich ist: sollte dann nicht die allgemeine, die Natur des Ganzen, eben so viel thun? Sollte diese allein fehlen oder irren? Oder giebt es etwas außer ihr, das ihr jemals Gewalt anthun, sie zwingen könnte, ihren natürlichen Weg zu verlassen? Wo nicht, so gereicht alles, was sie hervorbringt, zu ihrem eignen Vortheil und Wohl, das heißt, zum Wohl des Ganzen: und was zum Wohl des Ganzen gereicht, das ist recht und gut.

Wahr, sagt' ich, ich kann es nicht leugnen.

Nun, erwiedert' er, so sollten Sie sich beruhigen; und nicht bloß das, sondern Sie sollten sich freuen über alles, was geschieht, da Sie wissen, woher es kömmt, und zu welcher Vollkommenheit es das seine beyträgt.

Ich erschrecke, Theokles! sagt' ich; welch ein Aberglaube, wozu Sie mich endlich verleiten werden! Ich hielt es bisher immer für das Zeichen einer abergläubischen Seele, wenn man in den gemeinsten Vorfällen des

Lebens

Lebens die Fürsehung zu finden glaubt, und jene gewöhnlichen Uebel und Trübsalen, die die Natur dem Menschen auferlegt, der Hand Gottes zuschreibt. Aber jezt, seh' ich, muß ich Alles mit einander auf eine Rechnung schreiben; ich muß künftig die Dinge dieser Welt durch eine Art von magischem Glase betrachten, wo die ärgsten Uebel sich in wahres Gut verwandeln, und alles bewundern, was von ein und eben derselben vollkommnen Hand herrührt. — Doch, es sey drum; ich weiß mich in alles zu schicken. Fahren Sie fort, Theokles, und da Sie mich einmal in Feuer gesezt haben, so rath' ich Ihnen um mein selbst willen, zögern Sie nicht so lange, bis ich wieder kälter werde.

Sie müssen wissen, erwiedert' er, daß ichs verachte, mir einen warmen Paroxismus zu Nuze zu machen, und daß ich Ihren Beyfall durchaus nicht einer flüchtigen Aufwallung ihres Temperaments oder Ihrer Fantasie zu verdanken haben will. Ich bin daher entschlossen, eh' ich noch einen Schritt weiter gehe, erst ganz kalt wieder mit Ihnen zu vernünfteln, und frage Sie: ob Sie das für bewiesen gelten lassen, was ich gestern von einer „allgemeinen Einheit, Verbindung und Ueber-

„einstimmung oder Sympathie der Dinge“ behauptete?

Die große Wahrscheinlichkeit, sagt' ich, die Sie Ihrer Meynung gaben, zwang mich, Ihnen beyzutreten. Da ich die genaue Eintracht und Uebereinstimmung in dem, was wir von den Dingen sehen, nicht leugnen konnte, so hielt ichs für unvernünftig, eben das nicht von allen Dingen eingestehen zu wollen.

Wahrlich unvernünftig! versezt' er. Denn hätte die unendliche Grundlage der Dinge (Residuum) kein Principium der Einheit; so wärs wohl fast unmöglich, daß die Dinge in unsrer Sphäre in ihrer Konsistenz und Ordnung bleiben könnten. „Denn das Unendli„che würde natürlicher Weise bald die Ober„hand gewinnen.“

Es scheint freylich.

Sagen Sie mir also, fuhr er fort, da Sie diese Einheit zugestehen, wie können Sie sich weigern, die übrigen Gründe, woraus ich die Regierung eines vollkommnen Geistes folgere, für Demonstration gelten zu lassen?

Ihre Auflösungen des Bösen, was wir in der Welt sehen, sagt' ich, sind nicht so vollständig, daß sie den Namen einer Demonstra-

stration verdienten. Und alles, was uns fehlerhaft oder unvollkommen in der Schöpfung zu seyn scheint, stopft allen weiteren Schlüssen den Mund, so lang' es nicht völlig aufgelöst ist.

Waren Sie denn nicht meiner Meynung, sagt' er, als ich behauptete, daß wir die Dinge unmöglich anders sehen könnten, daß sie uns nothwendig eben so unvollkommen scheinen müßten, selbst wenn wir einen vollkommnen höchsten Geist annähmen?

Ich war darinn völlig mit Ihnen eins.

Sie lassen also den Schluß noch gelten: „Daß in einer Unendlichkeit von Dingen, die „in wechselseitiger Beziehung unter einander „stehen, ein Geist, der nicht die Unendlichkeit „durchschauet, unmöglich etwas völlig sehen „kann; und folglich oft dasjenige für unvollkommen ansehen muß, was an sich selbst wirklich vollkommen ist."

Richtig.

Beweiset also der Schein der Dinge das geringste gegen unsern Saz?

Nichts, so lange er bloß Schein bleibt.

Können Sie denn beweisen, daß er etwas mehr als Schein sey? Denn wenn Sie das nicht können, so beweisen Sie nichts. Und

daß

daß dieser Beweis Ihnen obliege, sehen Sie offenbar: denn dieser Schein kann nicht nur mit meinem Saze ganz wohl bestehen, sondern ist eine nothwendige Folge desselben. Wollten Sie also verlangen, daß ich in diesem Fall den Beweis führe, so wäre das eben so viel, als ob Sie verlangten, ich sollte unendlich seyn. Denn nur ein Unendlicher kann einen unendlichen Zusammenhang übersehen.

Ich muß gestehen, sagt' ich, auf die Art haben Sie die Wahrscheinlichkeit völlig auf Ihrer Seite. Aber es ist dann doch immer nichts mehr, als Wahrscheinlichkeit.

Nun, sagt' er, so haben Sie hier eine Demonstration, wenns Ihnen nicht etwa zuwider ist, daß ich so abstrakte und trokne Schlüsse mache. — Dasjenige, was uns böse zu seyn scheint, ist darum nicht nothwendig wirklich böse.

Zugegeben.

Es kann also vielleicht wirklich gut seyn.

Ja, das kann es.

Es ist also möglich, daß es gar kein wahres Böses in den Dingen dieser Welt gebe; sondern daß alles zu einem gemeinschaftlichen Wohl, dem Wohl jenes großen Ganzen, zusammenstimme.

Es ist möglich.

Nun wohl denn; wenn das seyn kann,— erschrecken Sie nur nicht — „so folgt daraus, „daß es so seyn muß;“ nämlich wegen jener großen Einheit, jenes einfachen Selbstprincipiums, welches Sie in dem Ganzen zugestanden haben. Denn alles, was im Ganzen möglich ist, das wird die Natur oder der Geist des Ganzen gewiß zum Wohl desselben wirklich machen: und wenns möglich ist, das Böse auszuschließen, so wird ers auch gewiß ausschließen. Da es also, ungeachtet des entgegengesezten Scheins, möglich ist, daß das Böse wirklich ausgeschlossen seyn kann, so können wir uns sicher darauf verlassen, „daß es wirklich ausgeschlossen ist.“ Denn nichts bloß Leidendes kann diesem allgemein thätigen Principio entgegenwirken. Geschähe das, so gäb' es noch ein anderes Principium.

Gut ich nehme dies andre Principium an.

Das ist unmöglich. Denn gäb' es in der Natur zwey oder mehrere Principien, so wären sie entweder einig, oder nicht. Wären sie nicht einig, so würd' eine allgemeine Verwirrung herrschen, bis eins von ihnen die Oberhand gewönne. Wären sie aber einig, so müßte irgend ein natürlicher Grund ihrer

Ein-

Eintracht vorhanden seyn, und dieser natürliche Grund kann nicht im Ungefähr liegen, sondern muß von irgend einer besondern Absicht oder Ueberlegung einer denkenden Kraft herrühren. Dies bringt uns dann wieder auf ein Principium zurück, dem die andern beiden untergeordnet seyn müssen. Vergleichen wir also diese drey verschiednen Meynungen unter einander, nämlich: „daß es kein „mit Absicht thätiges Principium gebe;“ oder, „daß es mehr als eins;“ oder endlich, „daß „es nur eins gebe:“ so werden wir sehen, daß nur die leztere vernünftig ist. Und da eine von diesen dreyen Meynungen nothwendig wahr seyn muß; was folgt daraus anders, als daß die leztere schlechterdings und demonstrativisch wahr sey, und seyn müsse? wofern es anders Demonstration ist, „daß, wenn „von drey Meynungen, deren eine nothwendig wahr seyn muß, zwey offenbar ungereimt sind, die dritte die wahre seyn müsse?“

Genug, Theokles! sagt' ich. Meine Zweifel sind verschwunden. Bosheit und Zufall (leere Phantome!) beugen ihren Nacken vor jener alles besiegenden Weisheit, die Sie auf den Thron erhoben haben. Sie haben mit kalter Vernunft gesiegt, und können nun

mit

mit Ehren ihr poetisches Feuer wieder anfachen. Kehren Sie also, ich beschwöre Sie, noch einmal zu jenem Allervollkommensten der Wesen zurück; wenden Sie sich an dasselbe, wie vorher, da wir uns diesen stillen Schatten näherten, wo es zuerst Ihre ganze Seele zu durchregen schien. Ich bin nun nicht länger in Gefahr, Magie oder Aberglauben zu befürchten, da Sie keine andre Macht anrufen, als jene Einzige, die mir jezt so natürlich scheint.

Nun so fahr' ich denn fort, sagte Theokles, und wende mich, wie Sie verlangen, an jene höchste Schuzgottheit, an jenes begeisternde Wesen, welches wir uns als hier gegenwärtig denken müssen; aber nicht bloß hier allein. Denn, „o mächtiger Genius! „Einzig belebende und begeisternde Kraft! „Urheber und Gegenstand dieser Gedanken! „Dein Einfluß durchströmet alles; mit allen „Dingen bist du aufs innigste vereinbart. Du „lenkst die geheimsten Triebfedern ihrer Thätigkeit. Du regierest sie mit unwiderstehlicher, unermüdeter Gewalt, durch heilige, „unverlezliche Geseze, zum Wohl jedes besonderen Wesens eingerichtet; aber so, daß alles harmonisch mitwirkt zur Vollkommenheit, „zum Leben, zum Wohlseyn des Ganzen.

„Die

„Die Urquelle des Lebens ist allweit vertheilt,
„und von unendlich abgeänderter Mannichfal-
„tigkeit; sie durchströmt die feinsten Kanäle
„der Welt, und versiegt nirgends. Alles
„lebt; kehrt durch beständigen Wechsel immer
„ins Leben zurück. Die vergänglichen Wesen
„verlassen ihre erborgten Formen, und treten
„die Elemente ihrer Substanz immer neuen
„Ankömmlingen ab. So wie die Reihe an
„sie kömmt, ins Leben gerufen, schauen sie das
„Licht, und vergehen im Schauen, damit
„auch andre Zuschauer der herrlichen Scene
„werden, und größere Mengen des Geschenks
„der Natur genießen. Freygebig und groß
„theilt sie sich so vielen als möglich mit, und
„vervielfältigt die Gegenstände ihrer Güte ins
„unendliche. Nichts thut ihrer geschäftigen
„Hand Einhalt. Keine Zeit geht verloren,
„keine Substanz, die nicht vervollkommet
„würde. Neue Formen gehen ins Daseyn
„hervor: und werden gleich die alten zerstört,
„so bleibt doch die Materie, woraus sie zu-
„sammengesezt waren, nicht ungenüzt, son-
„dern wird mit gleicher Oekonomie und Kunst
„verarbeitet, selbst in der Verwesung, dieser
„scheinbaren Verwüstung und grauenvollen
„Schlachtbank der Natur. Dieser verworfne

„Zu-

„Zustand ist bloß der Weg oder Uebergang zu
„einem bessern. Könnten wir ihn aber in der
„Nähe, und mit Gleichgültigkeit, ohne Zu-
„rückbeben der Sinne betrachten; dann wür-
„de vielleicht unsre Bewunderung aufs höchste
„steigen; überzeugt, daß dieser Uebergang
„selbst ein Endzweck sey. Nicht weniger vor-
„theilhaft können wir von jener höchst voll-
„kommnen Kunst urtheilen, die sich in allen
„Werken der Natur offenbart. Unsre Augen,
„durch mechanische Kunst gestärkt, entdecken
„in diesen Werken eine verborgne Scene von
„Wundern; Welten in Welten, unendlich
„klein, und doch an Kunst den größten gleich,
„und schwanger von Wundern, die der schärf-
„ste Sinn, mit der größten Kunst oder durch-
„dringendsten Vernunft verbunden, nicht er-
„gründen oder entfallen kann.

„Aber vergebens durchforschen wir die
„ungeheure Masse der Materie; vergebens be-
„mühen wir uns, ihre Natur zu erkennen;
„wie groß das Ganze selbst, oder wie klein
„seine Theile.

„Wir kennen nur einige von den Gesezen
„der Bewegung; wollen wir ihnen weiter
„nachspüren, so folgen wir ihnen vergebens
„in die Körper, denen sie sich mitgetheilt hat.

„Un-

„Unsre trägen Begriffe lassen uns im Stiche,
„und erreichen nichts, als den Körpern selbst,
„durch welchen sie sich verbreitet. Wunder-
„bares Wesen — wenn ichs so nennen darf —
„welches der Körper nie anders empfängt,
„als von andern, die es verlieren; nie an-
„ders verliert, als durch Mittheilung an
„andre. Selbst ohne Veränderung des Orts
„äußert sie ihre Kraft: jeder Körper, von
„Bewegung schwanger, strebt sich zu bewe-
„gen, und rührt sich doch nicht von der Stel-
„le; eine Wirksamkeit, die alle unsre Begriffe
„übersteigt.

„Eben so vergebens verfolgen wir jenes
„Phantom, die Zeit; zu klein, und doch
„auch zu groß für unsre Fassungskraft. Sie
„schwindet bis auf einen unmerklichen Punkt,
„der unsern Händen entwischt; oder sie spot-
„tet unserer dürftigen Gedanken, indem sie
„anschwellet zur Ewigkeit, ein Gegenstand,
„der eben so sehr unsre enge Vorstellungskraft
„übersteigt, als dein Wesen erster Urgrund
„der Dinge! älter als die Zeit, und doch
„immer jung in neugeborner Ewigkeit.

„Vergebens streben wir den Abgrund des
„Raums zu ergründen, den Siz deines aller-
„füllen-

„füllenden Wesens, das jeden Ort, jede Leere
„durchdringt.

„Vergebens bemühen wir uns, jenes
„Principium der Empfindung und des Ge-
„dankens in uns zu erforschen, welches so
„sehr von der Bewegung abzuhangen scheint,
„und doch so sehr von ihr und von der Ma-
„terie selbst verschieden ist, daß es uns eben
„so unmöglich ist, zu begreifen, wie Gedanke
„aus Materie und Bewegung, als wie diese
„aus Gedanken entspringen könne. Aber das
„denkende Principium erkennen wir für das
„vornehmste und wahreste aller Wesen; für
„die einzige Existenz, von welcher wir durch
„unser eigenes Bewußtseyn überzeugt sind.
„Alles andre kann Traum seyn und Schat-
„ten. Alles, was sogar unser Gefühl uns
„mittheilt, kann trügen. Aber das Gefühl
„selbst bleibt doch; die Vernunft bestehet;
„und das denkende Principium behauptet das
„Erstgeburtsrecht seines Wesens. Solcher-
„gestalt haben wir gewissermaßen ein Bewußt-
„seyn jener ursprünglichen, von Ewigkeit exi-
„stirenden denkenden Kraft, aus der die un-
„frige entsprungen. Solchergestalt empfan-
„gen wir die Gewißheit von der Existenz der-
„jenigen Wesen, die über unsre Sinne erha-

„ben

„ben sind, und von Dir, großes Urbild dei„ner Werke! durch Dich, Allwahrer, Allvoll„kommner, der Du Dich selbst uns so unmit„telbar mitgetheilt hast, daß Du gewissermas„sen in unsrer Seele wohnst, ursprüngliche, „allverbreitete, Allesbelebende Seele des Gan„zen!

„Alle Wunder der Natur erwecken und „vervollkommnen in uns diese Idee ihres Ur„hebers. Hier läßt er uns sich sehen, uns „mit ihm umgehen, so sehr unsre Schwach„heit und Unvollkommenheit es verstattet. „Wie herrlich und rühmlich ists, ihn in die„sem edelsten seiner sichtbaren Werke, in dem „System des größern Weltgebäudes, zu be„trachten! —“

Hier, ich gesteh' es, freut' ich mich nicht wenig, daß diese Wendung, die meines Freundes Betrachtung nahm, uns endlich aus den Labyrinthen einer dunkeln verwickelten Philosophie herausführen würde. Ich hoffte, Theokles würde sich im Verfolge näher an die Natur halten, da er jezt einmal an die Gränzen unsrer Welt gekommen war. Und hier hätt' ich ihn gerne bewillkommt; aber ich hielts jezt nicht für rathsam, die geringste Unterbrechung zu wagen.

„Außer

„Außer den benachbarten Planeten — fuhr
„er in eben dem entzückten Tone fort —
„welch eine unzählbare Menge von funkelnden
„Gestirnen sahen wir nicht noch vor einer
„Stunde, das Gewölbe des heitern Himmels
„schmücken! Wie viele andere entdecken wir
„nicht durch Hülfe der Kunst! Und wie viele
„bleiben dann noch übrig, die nie ein menschli-
„ches Teleskop erreichen wird! So dickge-
„säet sie zu seyn scheinen, so ist doch ihre
„Entfernung von einander eben so wenig
„durch Kunst zu messen, als der Abstand zwi-
„schen ihnen und uns. Hier lernen wir die
„Unermeßlichkeit jenes Wesens, welches durch
„diese ungeheuren Räume eine so unendliche
„Menge von Körpern ausgestreuet hat, deren
„jeder — das dürfen wir sicher voraussе-
„zen — Systemen zugehört, die eben so voll-
„kommen sind, als unsre Welt. Denn selbst der
„kleinste Funken in der schimmernden Milch-
„straße macht vielleicht dieser unsrer Sonne
„den Rang streitig; die jezt in voller Herr-
„lichkeit hervorgeht, uns neues Daseyn giebt,
„uns mit neuer Lebenskraft beseelt, und uns
„die Gottheit gegenwärtiger fühlen läßt.

„Erstaunenswürdiges Gestirn! Strah-
„lende Quelle der Lebenswärme, Mutter des

„Ta-

„Tages! — Sanfte, milde Flamme, und „doch wie durchdringend, wie wirksam! Wie „allgemein verbreitet, welch eine ungeheure „Substanz; und doch, wie in sich selbst ge„sammelt, und in glühender Masse im Mit„telpunkt dieser Planetenwelt befestigt! — „Mächtigstes Wesen! herrliches Ebenbild und „Repräsentant des Allmächtigen? Regent der „Körperwelt! Von unvergänglicher Annehm„lichkeit, nie alternder Jugend! Schönes, „liebliches, kaum sterbliches Geschöpf! durch „welche geheime Kanäle fließt die Nahrung „dir zu, die dich immer in unermüdeter „Kraft, in unerschöpfter Glorie erhält; unge„achtet jener ewig ausfließenden Ströme, jener „unaufhörlich ausgespendeten Lebensschäze, wo„mit du die Welten um dich her erleuchtest „und beseelst? —

„Um sie her vollbringen alle Planeten, „mit dieser unsrer Erde, theils einzeln, theils „von Trabanten begleitet, ihren unermüde„ten Lauf; alle durch Licht und belebende „Wärme von ihr beseligt. Zu ihr hin, als „zu ihrem Mitelpunkt, reißt ein mächtiger „Zug sie fort; aber zum Glück erhält ein an„drer eben so mächtiger Zug sie in ihrer himm-

„lischen

„lischen Ordnung; und so rollen sie im genaue-
„sten Takt und Maaß ihren ewigen Tanz.

„Aber, o Du, Urheber und Lenker dieser
„mannigfaltigen Bewegungen! Höchster und
„einziger Beweger, dessen unerreichte Kunst die
„rollenden Sphären regieret, und diese ungeheu-
„ren Weltkörper in ihrem nie ermattenden Lauf
„erhält! Weiser Hausvater, mächtiges Ober-
„haupt, dem alle Elemente und Kräfte der
„Natur dienstbar sind! Wie hast du diese krei-
„senden Welten belebt? Welche Kraft, welche
„Seele ihnen eingehaucht? Welch einen
„Schwung ihnen mitgetheilt? Oder wie sie
„in den flüßigen Aether hingeworfen, wo du
„sie forttreibst, wie mit dem Hauch lebendi-
„ger Winde, deine immer thätigen unermü-
„deten Diener in diesem labyrinthischen, all-
„gewaltigen Werk!

„So groß ist die Macht, welche diese
„ungeheuren Systeme zusammenhält, sie schüzt
„und bewahrt, daß kein Körper dem andern
„zu nahe komme, und die schöne Ordnung
„zerrütte. So wunderbar wird die schwere
„Kugel, unsre Erde, in ihrem jährigen Um-
„lauf gelenkt; indem sie zugleich sich täglich
„um ihren eignen Mittelpunkt wälzt: unter-
„deß der folgsame Mond, mit zwiefacher Ar-

„beit,

„beit, monatlich diese unsre größere Kugel „umreist, zugleich die Bewegung seines Haupt„planeten begleitet, und so gemeinschaftlich „mit ihm der Sonne huldigt.

„Und doch ist diese Erdkugel, dieses Men„schenbehältniß, von viel engerem Umfange, „als selbst andre ihrer Reisegefährten in un„serm System. Wie klein muß sie uns denn „nicht erscheinen, gegen das gewaltige Sy„stem ihrer eignen Sonne! Und wie klein, oder „gar nichts, gegen jene unzählbare Systeme „anderer sichtbarer Sonnen! Und doch, welch „ein unermeßlicher Körper scheint sie uns nicht, „gegen diesen unsern menschlichen Leib, dieses „erborgte Ueberbleibsel ihrer immer wechseln„den, immer verwandelten Oberfläche! aber „beseelt durch einen erhabenen himmlischen „Geist, der uns zu dir, unsern himmlischen „Vater, Mittelpunkt der Seelen, Sonne der „Geister, hinzieht; eben so natürlich hinzieht, „als jeden irdischen Körper seine Schwerkraft „zum Mittelpunkt der Erde. — O mögten „wir nur ohne Abweichung, unabänderlich „diesem Zuge folgen! — doch du allein schaffst „Ordnung aus der Verwirrung der Körper„welt, du allein wandelst die Zwietracht rast„loser, kämpfender Elemente in friedliche Ein„tracht,

„tracht, in Harmonie und Schönheit der „ewigblühenden Schöpfung. Eben so kannst „du auch aus diesen mißhellenden Bewegun„gen vernünftiger Geschöpfe Ordnung und „Harmonie hervorrufen, alles zu seiner Zeit „und auf die beste Art in Ruhe bringen; al„les zum Wohl und zur Vollkommenheit des „Weltganzen, deines allguten, allvollkomm„nen Werks, hinlenken.“—

Hier brach er wieder ab, und sah mich an, als ob er erwartete, daß ich reden würde. Als er sah, daß ich immerfort schwieg, und in der Stellung tiefsinnigen Nachdenkens blieb, sagt' er mit einer Miene voll Verwundrung: Wie, Philokles! was heißt das, daß Sie mich so, ohne die geringste Unterbrechung, in eins weg fortreden lassen? Haben Sie denn auf einmal Ihrer skeptischen Philosophie abgesagt, daß Sie mirs erlauben, so nach Herzenslust in diesen ätherischen Räumen, diesen Regionen der Einbildungskraft, wohin meine zügellose Fantasie oder meine Leichtgläubigkeit mich fortreißt, herum zu schwärmen? Ich wünschte, Sie hätten besser Acht auf mich; und wissen Sie, mein Philokles, nie würd' ich mich bey Ihnen diesem Enthusiasmus überlassen haben, hätt' ich nicht sicher darauf ge-

rechnet, daß Sie ihn ein wenig besser im Zaum halten würden.

Ich sehe also, sagt' ich, indem ich mich aus meiner tiefsinnnigen Stellung aufrafte, ich soll Ihnen den nehmlichen Dienst thun, als jener Musikus, den ein gewisser alter Redner immer zur Hand hatte; er gab feurige Töne an, so bald er merkte, daß der Redner zu sinken anfieng, und besänftigte ihn wieder, wenn sein ungestümer Geist einen gar zu hochfliegenden Schwung nahm.

Sie habens getroffen, versezte Theokles; und daher werd' ich nicht eher fortfahren, als bis Sie mir versprochen haben, mich, so bald ich auszuschweifen anfange, beym Ermel zu zupfen.

Sey's, sagt' ich; hier haben Sie mein Wort.

Aber wie, wenn ich anstatt mich in meiner Begeisterung zu hoch zu verfliegen, matt und kriechend werden sollte; was für Töne wollen Sie dann anstimmen, mir einen höhern Schwung zu geben?

Das wird schwerlich Gefahr haben, sagt' ich. Ihre poetische Ader ist viel zu voll und reich, und Ihr Enthusiasmus wird Sie auch nicht leicht im Stich lassen. Ueberdem wird Ihr Gegen-

stand

stand sowohl, als Ihre Dichtersprache Ihnen forthelfen. Ihre poetische Prose wird mir, besonders in dieser ländlichen Scene, so viel werth seyn, als das beste Schäfergedicht. Denn in meiner jezigen Stimmung hör' ich Sie eben so gern in ihrem Enthusiasmus die Gestirne und Elemente anrufen, als einen verliebten Schäfer, der seiner Heerde sein Leiden klagt, und Wälder und Felsen den Namen seiner Göttinn wiederhallen läßt. — Fangen Sie also an, fuhr ich dringend fort, fangen Sie wieder an, und führen Sie mich kühn durch Ihre Elemente. Sollt' ich irgend Gefahr merken, sey es auf der einen oder der andern Seite, so versprech' ich, Sie gleich zu warnen.

So lassen Sie uns denn, sagt' er, mit diesem unsern Element, der Erde, den Anfang machen, die dort vor uns im Thal der frühgeschäfftige Landmann mit so vielem Fleiß bearbeitet. — „Unselige, rastlose Menschen,
„die ihr zuerst diese friedlichen Arbeiten, diese
„stillen ländlichen Tagewerke, mit so großer,
„reiner Lust verknüpft, verschmählet! Welcher
„Stolz, welche Ehrsucht brütete diese Verach-
„tung? Daher alle jene verderblichen Uebel eures
„Geschlechts! Das Ungeheuer, Ueppigkeit,

„ekelnd

„ekelnd vor einfacher, gesunder Nahrung,
„durchstreift Seen und Länder, und plündert
„den Erdkreis. Sinnreich, sein Elend zu
„schaffen, erfindet der Mensch selbst die Mittel
„sich zu plagen, und häuft mit eigner Hand
„die Last seiner Mühseligkeiten, ängstlicher
„Sorgen und Bekümmernisse. Nicht zufrie-
„den, den gesunden, wohlthätigen Boden
„dieser Erde zu seinem Gebrauch zu bauen,
„gräbt er noch tiefer, und durchwühlt ihre
„Eingeweide auf eingebildeten Reichthum er-
„picht.

„Hier findet unsre Wißbegierde Minera-
„lien von mancherley Art, die in ihrer einfa-
„chen Zusammensezung nicht weniger von gött-
„licher Kunst offenbaren, als die künstlichsten
„Werke der Natur. Einige derselben sind er-
„staunlicher Verwandlungen fähig; andre eben
„so hart und unwandelbar, kaum durch Feuer
„oder die äußerste Gewalt der Kunst zu zersto-
„ren oder zu verändern. So mannichfach
„sind die Gegenstände unsrer Betrachtung,
„daß bloß das Studium dieser unansehnlichen
„Theile der Natur in der Unterwelt den forsch-
„begierigsten Köpfen, die dergleichen Untersu-
„chungen gern ihr ganzes Leben widmen, un-
„erschöpfliche Materie zur Beschäfftigung dar-
„reicht.

„reicht. — Allein die giftigen Dünste, wel-
„che die Erde aus diesen finstern Höhlen aus-
„haucht, wo sie ihre Schäze verbirgt, ver-
„gönnen dem vorwizigen Sterblichen nicht
„lange, seine Forschbegier ohne Lebensgefahr
„zu befriedigen.

„Welch eine Freude für diejenigen, die le-
„bendig aus diesen Abgründen wieder herauf-
„steigen, eine reinere Luft zu athmen! das er-
„quickende Licht des Tages zu sehen! den
„fruchtbaren Boden zu betreten! Wie froh
„betrachten sie die Oberfläche der Erde, ihre
„Wohnung, erwärmt und belebt durch die
„Sonne, und gemäßigt durch den frischen, küh-
„len Hauch fächelnder Winde; diese geben den ru-
„henden Pflanzen Bewegung, reinigen und lüf-
„ten die unthätige Erde. Und wenn die Sonne
„dicke Wolken von Dämpfen und Dünsten aus
„ihr aufzieht, so geschieht es bloß, um die
„ungesunden Theile zu verarbeiten, zu läutern,
„und sie der immer regen Luft anzuvertrauen,
„welche ihnen bald ihren wirksamen belebenden
„Geist mittheilt, und sie dann veredelt, in
„lieblichen Winden, oder in erquickendem Thau
„und befruchtendem Regen, der Erde wieder-
„giebt. Eben diese Luft, in steter Bewegung
„um die gewaltige Masse, dringt in ihre feinsten

„Zwischenräumchen ein, und beschwängert das
„Ganze: und beides Sonne und Luft geben
„gemeinschaftlich dieser Mutter Erde solche Le-
„benskraft, daß, ungeachtet sie unaufhörlich
„gebiert, ihre Gesundheit noch immer so stark,
„ihre Schönheit so blühend, und ihr Anblick
„so bezaubernd ist, als da sie zuerst aus den bil-
„denden Händen ihres Schöpfers hervorgieng.

„Wie schön ist nicht das Wasser! Schwer,
„flüßig und durchsichtig: ohne die Schnell-
„kraft und ausdehnende Gewalt der Luft;
„aber nicht ohne Thätigkeit. Widerspenstig
„und unbändig, wenn es zusammengepreßt
„wird, verleugnet es gern seine Kräfte, und
„folgt mit bereitwilligem Fluß der lenkenden
„Hand, wohin sies auch führt! Alldurchdrin-
„gend löset es die grobe Erde auf, sezt die
„verwickelten stockenden Körper in Freyheit,
„bringt sie in freundschaftliches Verkehr, und
„sezt die aufrührischen irdischen Theilchen in
„Gährung, deren glücklicher Zwist dann bald
„in genauester Eintracht endet, und die man-
„cherley Formen hervorbringt, welche die Er-
„de schmücken. Wie unermeßlich sind die Ab-
„gründe des Meers, die unerschöpflichen Vor-
„rathskammern dieses weichen Elements,
„woraus Sonne und Winde es aufziehen, und

„in

„in Gewölken aufthürmen! Diese zerfließen
„dann bald in Regen, tränken den durstenden
„Boden, geben Nahrung den Quellen und
„Flüssen, dieser Freude benachbarter Gefilde,
„dieser süßen Erquickung aller Lebendigen.

„Aber wo sollen wir den Quellen des Lichts
„nachforschen? oder in welchen Ocean die
„leuchtende Materie, so weit verbreitet durch
„die unermeßlichen Räume, die sie ausfüllt,
„zusammenfassen? Welchen Wohnsitz sollen
„wir jenem wilden Element, dem Feuer, an-
„weisen, zu rastlos, als daß es sich in den
„Umfang der Sonne einsperren ließe, da es
„selbst die innersten Eingeweide der trägen Er-
„de durchdringt. Die Luft selbst unterwirft
„sich ihm, dient ihm zum Werkzeuge. Selbst
„diese unsre Sonne, mit allen jenen zahllosen
„Gestirnen, dem funkelnden Himmelsheer,
„scheinen daher den nie versiegenden Zufluß zu
„bekommen, der unaufhörlich ihre Pracht und
„Glorie unterhält. Die unsichtbare ätheri-
„sche Substanz durchdringt beides flüßige und
„feste Körper, und ist durch das ganze Weltall
„verbreitet. Sie brütet den kalten, trägen,
„festen Klumpen, und erwärmt ihn bis zum
„Mittelpunkt. Sie bildet die Mienerale;
„giebt Leben und Wachsthum den Pflanzen;

„facht

„facht in der Brust lebendiger Geschöpfe eine „sanfte, unsichtbare, belebende Flamme an; „baut, beseelt, und nährt die unendlich man„nichfaltigen Formen; indem sie jene schwe„flichten, brennbaren Materien, aus denen sie „zusammengesezt sind, zu ihrem Nuzen bald „spart, bald aufwendet. Allenthalben wohl„thätig und gütig, erhält sie immer diesen „glücklichen Frieden, diese Eintracht, ihren „festgesezten eigenthümlichen Gesezen gemäß. „Aber sind diese einmal durchbrochen, so nimmt „das entfesselte Wesen dann unbändig und zü„gellos seinen Lauf. Unaufhaltsam stürzt es „durch die unglückliche Oeffnung, bricht in „sichtbare wüthende Flammen aus, geht „triumphirend über zertrümmerten Körpern „einher, verwandelt Alles in sich selbst, und „zerstört jezt jene Systeme, die es vorher „selbst gebildet hatte. So geschiehts dann“ —

Hier hielt Theokles plözlich ein, weil er sich einbildete, ich strecke schon meine Hand aus, ihn beym Ermel zu zupfen.

O Philokles, sagt' er, es ist gut, daß Sie mich erinnern. Ich wurde zu warm, merk' ich; und das war in diesem heißen Element leicht möglich. Vielleicht hätt' ich hier noch geheimnißvoller geredt, wären Sie nicht

einer

einer von denen, deren Gedanken nur in den sanften Flammen der Liebe geübt sind. Sie hätten vielleicht Wunder in dieser Art gehört: „Wie alle Dinge aus diesem Element ihr Da„seyn empfangen, und wie ihr edelstes Ziel „sey, hierinn verschlungen, verzehrt und auf„gelöst zu werden.“ — Aber in diesem hohen Fluge hätt' ich vermuthlich nicht wenig Gefahr gelaufen, mir die Flügel zu verbrennen.

In der That, sagt' ich, Sie hätten mit Recht das Schicksal des Ikarus für Ihre Verwegenheit erwarten können. Doch, dies wars nicht, was ich besorgte. Denn Sie waren schon über alle Gefahr hinaus; und mit diesem verzehrenden Element auf ihrer Seite, hatten Sie nicht nur die Sonne selbst, sondern Alles, was ihnen sonst im Wege stund, übermeistert. Ich fürchtete, es mögte am Ende gar auf eine allgemeine Feuersbrunst hinauslaufen; und wahrhaftig, ich sah nicht, wie es dann um unsern allgemeinen Genius aussehen würde.

Ich freue mich, Philokles, sagt' ich, daß dieser Ihnen jezt so sehr am Herzen liegt. Aber wenn Sie jene periodische Feuersbrunst meynen, wovon einige Philosophen reden, so seyn Sie seinetwegen nur ganz unbesorgt.

Denn

Denn da würde unser Genius nothwendig Alles in Allem seyn. In jenen Zwischenzeiten der Schöpfung, da kein Wesen außer dem göttlichen Geist vorhanden war, war Alles Gottheit: Alles war nur dies Eine; ganz in sich selbst gesammelt, subsistirte es, ihrer Meynung nach, dann auf eine viel einfachere und vollkommnere Art, als da es sich so sehr vervielfältigte, andre Wesen außer sich hervorbrachte, und sich solchergestalt in dieser unendlichen mannichfaltigen Karte der Natur, dieser schönen sichtbaren Welt entwickelte.

Das mag seyn, unterbrach ich ihn. Ich für meine Person aber sehe die Gottheit weit besser in dieser Entwickelung, als in jenem eingewickelten, einsiedlerischen Zustande vor der Schöpfung, und wünschte daher, Sie giengen jezt die Karte der Natur noch ein wenig weiter mit mir durch; besonders wenns Ihnen beliebte, sich von Ihrem hohen Fluge herabzulassen und auf diesem kleinen Fleck unsrer Erde auszuruhen, wo es mir nicht so viel Mühe machen würde, Ihnen allenthalben, wohin Sie mich führen mögten, zu folgen.

Gut, verseze' er, Sie mögen mich immerhin an diese träge Erde anfesseln, aber die Flügel der Fantasie dürfen Sie mir doch nicht

beschnei=

beschneiden. Wie kann ich sonst mit Ihnen von Klima zu Klima, von Pol zu Pol, von der heißen Zone zur kalten fliegen?

O, sagt' ich, dazu mögen Sie den Pegasus der Dichter, oder den geflügelten Greif gebrauchen, den ein neuerer Italienischer Dichter einem seiner Helden giebt: Doch unter der Bedingung, daß sie mir damit nicht, wie jener, in den Mond fliegen; sondern sich immer ganz nahe an unsrer Erde halten.

Nun, weil Sies so haben wollen, erwiederte Theokles, so lassen Sie uns erst die ödesten und unvollkommensten Theile unsrer Karte besuchen, und sehen, wie Ihnen der Anblick gefällt. — „Wie schief und matt blickt „die Sonne nach jenen, so weit von ihr entlegnen Ländern hin! Wie langweilig und freudenleer sind dort die Winter! Wie schwarz „das Grauen der Nacht, wie wenig erfreulich selbst das Tageslicht! Schneidende Winde blasen unermüdet, unerschöpft ihren erstarrenden Hauch aus. Das Meer, anderswo kaum in seinen Ufern zu halten, liegt hier „in krystallenen Gewölben eingemauert. „Schnee bedeckt die Berge, und füllt die niedrigsten Thäler. Wie weit und tief ruhet „er auf den Ebnen, verbirgt die schlafenden

„Flüsse,

„Flüsse, die Gesträuche und Bäume, die Höh-
„len der Thiere, und die Wohnungen trübse-
„liger, hülfloser Menschen! — Siehe, wie
„liegen sie da, eingesperrt, mit Mühe gesi-
„chert vor der grimmigen Kälte, oder den An-
„griffen wilder Thiere, die nun, durch Hun-
„ger aus den nacketen Wäldern verjagt, das
„öde Feld beherrschen. — Dennoch nicht
„muthlos — so viel vermag der Mensch zu
„ertragen! — sondern versorgt durch Kunst
„und Klugheit, diesen gnädigen, vergütenden
„Geschenken des Himmels, sehen sie, und ihre
„Heerden, ruhig einer Erlösung entgegen.
„Denn endlich nähert sich ihnen die Sonne,
„zerschmilzt den Schnee, sezt den schmachten-
„den Menschen in Freyheit, und giebt ihm
„Zeit und Mittel, sich gegen die Wiederkehr
„der Kälte zu versorgen. Sie zerbricht die
„Eisfesseln des Meers; wo mächtige Seeun-
„geheuer mit Waffen, die den krystallnen Fel-
„sen gewachsen sind, die schwimmenden In-
„seln durchbrechen; unterdeß andre, die so
„groß als Inseln scheinen, durch ihre Größe
„allein gegen Alles gewaffnet sind, außer ge-
„gen den Menschen; dessen Obermacht über
„Geschöpfe von so ungeheurer Größe und
„Stärke, ihn sein Vorrecht der Vernunft

„schä-

„schäzen lernen, und ihn zwingen sollte, in „Demuth den großen Werkmeister dieser wun„derbaren Maschienen, und den Urheber sei„ner eignen alle Geschöpfe beherrschenden Weis„heit, anzubeten.

„Doch fort von diesen trübseligen Erdstri„chen, welche die Sonne so wenig begünstigt, „und hin zu jenen seligeren Gegenden, wo sie „gnädiger herabblickt, und ewigen Sommer „schaft. Welch eine ganz andre Scene! Ihr „reineres Licht blendet den schwachsichtigen „Menschen; von ihren heißeren Strahlen ver„sengt, kann er kaum den glühenden Boden „betreten. Die Luft die er athmet, mäßigt „das Feuer nur wenig, das in seinem pochen„den Busen kocht. Sein Leib zerfließt vor „Hize. Erschöpft und ohnmächtig sucht er „den Schatten, und sehnt sich nach der küh„len Erfrischung der Nacht. Doch giebt der „gütige Schöpfer ihnen auch oft andre Erfri„schungen. Er zieht einen Schleyer von Wol„ken über sie, und regt kühle Lüfte: erquickt „und gestärkt durch diese, sezen Menschen „und Thiere ihre Arbeiten fort; und erfrischt „durch Thau und Regen, ertragen die lachen„den Pflanzen froh die heißesten Sonnen„strahlen.

„Und

„Und hier öffnet sich die abwechselnde Sce-
„ne zu neuen Wundern. Wir sehen ein Land,
„reich an Edelgesteinen, aber noch reicher an
„aromatischen Spezereyen. Wie gravitätisch
„wandeln dort die größten der Landgeschöpfe
„an den Ufern dieses schönen Flusses! Wie
„schwer sind ihre Waffen, wie gewaltig ihre
„Stärke, nebst einem Muth und einem Ver-
„stande, dem kein anderes Thier gleich kömmt!
„Und doch werden sie durch den Menschen ge-
„zähmt, und abgerichtet seine Schlachten zu
„fechten, mehr Bundsgenossen, als Skla-
„ven. — Aber kleinere, noch wunderbarere
„Gegenstände ziehen jezt mein Auge an sich;
„die unzählbaren gefräßigen Insekten auf den
„Bäumen dieser weiten Ebnen. Wie glän-
„zend, stark und dauerhaft sind die feinen Fä-
„den, aus ihrem künstlichen Munde gespon-
„nen! Wer anders, als der Allweise, hat sie
„gelehrt, sich die schönen, weichen Gehäuse zu
„weben, in denen sie, eingeschlossen und be-
„graben, doch immer noch lebendig, eine so
„erstaunliche Verwandlung erfahren; wenn
„der Mensch sie nicht zerstört, der sich kleidet
„und schmücket mit den Arbeiten dieser schwa-
„chen Geschöpfe, und stolz ist, einen so un-
„rühmlichen Raub zur Schau zu tragen? Wie

„präch-

„prächtig ausstaffiert, wie bunt und glän-
„zend geschmückt sind alle jene mannichfalti-
„gen Insekten, die sich von den andern Pflan-
„zen dieser warmen Gegend nähren! Wie
„schön die Pflanzen selbst in allem ihren man-
„nichfaltigen Wuchs und Bau, von der stol-
„zirenden Palme bis zum kriechenden Moose
„herab!

„Und nun seh' ich jenes selige Land, wo
„köstlicher Gummi und Balsam von Bäumen
„herabfließt, wo die Natur ihre auserlesensten
„Früchte hervortreibt. Wie zahm und lenk-
„sam, wie ausdaurend geduldig gegen Arbeit
„und Durst sind jene hohen Geschöpfe, die
„schwerbeladen, mit erhabnen Haupt, sich
„durch diese ausgedörrten, unfruchtbaren
„Sandwüsten führen lassen! Ihre Gestalt und
„Gemüthsart zeigt, daß sie von der Natur
„zur Unterwerfung, zum Dienst des Menschen
„gemacht sind. Wie sehr sollt' ihn dies leh-
„ren, seine Bedürfnisse, und die Güte der
„Gottheit, die allen so reichlich abhilft, zu
„erkennen.

„Aber siehe! nicht weit davon das frucht-
„barste der Länder, gewässert und genährt
„durch einen freundschaftlichen wohlthätigen
„Strom, der, eh' er sich ins Meer ergießt, sich

„in

„in viele Arme vertheilt, um den reichen, fet-
„ten Dünger, den er so freygebig, so zu ge-
„höriger Zeit den benachbarten Ebnen schenkt,
„desto gleicher auszutheilen. — Schönes
„Bild der fruchtbaren, allüberfließenden Na-
„tur, die mit einer Ueberschwemmung von
„Wohlthaten alle Dinge beseligt, und gleich
„einer zärtlichen Mutter, aus unzähligen
„Brüsten die nährende Milch in tausend Strö-
„men ihren frohlockenden Kindern zufließen
„läßt! — Unzählig sind die zweydeutigen Ge-
„schöpfe und unbekannten Geschlechter, die
„aus dem schlammigen Strome trinken: es
„sey nun, daß mancherley Thiere, die, ihren
„heißen Durst zu löschen, die verbrannten
„Wüsteneyen verlassen, durch vermischte Be-
„gattung eine Brut von Ungeheuern zeugen,
„oder daß durch die belebende Wärme der
„Sonne (wie man sagt) aus dem gährenden
„Schlamm neue Geschöpfe gebildet werden,
„und aus dem fruchtbaren Schooß des Flus-
„ses hervorgehen. — Siehe da den berüch-
„tigten Tyrannen des Stroms, das Schre-
„cken seiner Ufer! wenn der amphibische Räu-
„ber plözlich in seiner ganzen gräßlichen Ge-
„stalt erscheint, seine Wasserhöhle verläßt,
„aus der Tiefe heraufsteigt, und mit fürchter-

„licher

„licher Behendigkeit die zitternden Fluren
„durchstreift. Der Reisende betrachtet mit
„Erstaunen den ungeheuren Körper, aus ei-
„nem so kleinen Ey entsprungen. Mit Grau-
„sen erzählt er von des Unthiers grausamer
„arglistiger Natur: wie es mit blutdürstiger
„Heucheley und falschen Thränen die Ein-
„falt berückt, Zärtlichkeit und hülfreiches
„Mitleiden erweckt, und dann mit frommen
„Betruge mordet. — Trauriges Sinnbild je-
„ner geistlichen Pest, des blutdürstigen Aber-
„glaubens! auf diesem Boden erzeugt, wo
„zuerst die Religion ungesellig ward, und un-
„ter verschiednen Glaubensgenossen wechselsei-
„tigen Haß und Abscheu vor den Tempeln der
„fremden Gottheit brütete. Die Seuche griff
„bald weiter um sich: Nationen die sich jezt
„einander als Feinde der Gottheit verab-
„scheuen, fallen sich mit grausamerer Wuth
„an, und vergessen über der Sache der Reli-
„gion der Menschlichkeit: der wilde Reli-
„gionseifer, mit sanftmüthiger, frommer
„Miene, richtet entsezliches Blutvergießen an;
„und um des Himmels willen — abscheuli-
„cher Deckmantel! — verwüstet er die Er-
„de! —

„Doch fort von diesen Ungeheuern — „wollte Gott, wir könnten sie ewig hier an„fesseln! — Voll Abscheu vor dem entsezlich„fruchtbaren Boden, eil' ich den unabsehba„ren Wüsteneyen dieser Gegenden zu. So „gräßlich und fürchterlich sie uns scheinen, so „fehlt es ihnen doch nicht an eigenthümlicher „Schönheit. Auch die Wildniß hat ihre An„muth. Wir sind da gleichsam mit der Na„tur ganz allein. Wir sehen sie in ihrer ver„borgensten Einsamkeit, und betrachten sie „mit größerem Entzücken in diesen natürlichen „Wüsteneyen, als in den künstlichen Labyrin„then und nachgeahmten Wildnissen königli„cher Gärten. Die Inhaber dieser Gegen„den, die schuppigen Schlangen, die wilden „Raubthiere, und giftigen Insekten, so sehr „die menschliche Natur mit Recht vor ihnen „erschrickt und zurückbebt, sind doch schön an „sich selbst, und geschickt unsre Gedanken voll „Bewunderung zu jener göttlichen Weisheit „zu erheben, die so weit über unsern engen „Gesichtskreis erhaben ist. Unfähig den „Zweck und Nuzen aller Dinge in dieser Welt „zu erklären, sind wir doch überzeugt von der „Vollkommenheit des Ganzen, und von der „Gerechtigkeit jener Oekonomie, zu welcher

„alle

„alle Dinge das ihrige beytragen, welcher „Alles untergeordnet ist. In Beziehung auf „diese Oekonomie wird alles Häßliche schön, „alle Unordnung regelmäßig, alles Schädli„che heilsam, alles Gift Arzney und Wohlthat.

„Aber siehe! in weiter Ferne hebt der „mächtige Atlas sein hohes Haupt, mit Schnee „bedeckt, über die Wolken! Unter dem Fuß „des Berges steigt das felsigte Land in Hügeln „empor, eine angemeßne Grundlage für die „gewaltige Masse über ihm; wo ungeheure „Felsen, des Gebirges Knochen, über einan„der gethürmt liegen, und das hohe Gewölbe „des Himmels zu unterstüzen scheinen. — „Siehe! wie zitternd der Mensch mit schwan„kendem Fuß den schmalen Rand der tiefen „Schlünde betritt! Mit schwindelndem Grau„sen blickt er in den Abgrund hinab, und „trauet selbst dem Boden nicht, der ihn trägt; „denn er hört das hohle Getöse des Gieß„bachs unter ihm, und sieht den Sturz über„hangender Felsen, und fallende Bäume, die „mit ihren Wurzeln aufwärts gekehrt da hän„gen, und einen größeren Ruin nach sich zu „ziehen drohen. Hier wird der gedankenlose „Mensch, durch die Neuheit solcher Gegen„stände erschüttert, zum Nachdenken geweckt,

„und

„und betrachtet mit Vergnügen die unaufhör-
„lichen Veränderungen der Oberfläche dieser
„Erde. Er sieht, wie in einem Blick, die
„Revolutionen verfloßner Jahrhunderte, die
„flüchtigen Gestalten der Dinge, und den al-
„ternden Verfall selbst dieser unsrer Erdkugel,
„an deren Jugend und erste Bildung er zu-
„rückdenkt, unterdeß die Trümmer und Ver-
„heerung des zerfallnen Gebirges, die er vor
„Augen hat, ihm die Welt selbst nur als eine
„majestätische Trümmer darstellt, und ihn an
„ihre herannahende Katastrophe erinnert. —
„Aber hier, mitten am Berge, nimmt ein
„weites Revier von dickem Gehölze unsern er-
„müdeten Wanderer auf: er kömmt jezt un-
„ter die ewig grünen, schlanken Fichten, Tan-
„nen und edle Cedern, deren thürmende Gip-
„fel, wogegen die übrigen Bäume nur niedres
„Gesträuch sind, sich im Himmel zu verlieren
„scheinen. Und hier befällt ein ganz andres
„Grauen den beschirmten Wanderer; denn
„kaum dämmert ihm der Tag in den tiefen
„Schatten des fürchterlichen Waldes, der sich
„über ihm dicht verschließt, und Finsterniß
„und ewige Nacht umher verbreitet. Das
„schwache, trübe Licht ist grauenvoll, wie die
„Schatten der Nacht: und die tiefe Stille

„fesselt

„fesselt dem Menschen die Zunge, geschreckt „durch den rauhen Widerhall jedes Tons in „den weiten Höhlen des Waldes. Hier sezt „uns der bloße Raum in banges Erstaunen: „die Stille selbst scheint uns schwanger; eine „unbekannte Gewalt wirkt auf unsern Geist, „und zweifelhafte Objekte schweben vor den „wachsamen Sinnen. Unser Ohr oder unsre „Fantasie, hört geheimnißreiche Stimmen: „und Gottheiten von mancherley Gestalt schwe„ben vor unserm Auge, und erscheinen uns „nie sichtbarer, als hier in diesen heiligen „Hainen, diesen ersten Gottestempeln und Re„ligionspflegerinnen der Vorwelt. Ja, wir „selbst, die wir allenthalben in so viel deut„lichern, helleren Zügen die Gottheit lesen „können, wählen lieber diese dunkleren Der„ter, um jenes geheimnißvolle Wesen zu ent„ziffern, welches sich unsern schwachen Augen „am besten unter einem Schleyer von Wolken „zeigt.“ —

Hier hielt er eine Zeitlang ein, und warf seine Augen herum, die vorher unbeweglich zu seyn schienen. Er nahm eine ruhigere, offnere, freyere Miene an, und ich sah daraus, wie aus verschiednen andern Zeichen, leicht, daß es mit unsern Beschreibungen zu Ende war;

war; und daß Theokles, ich mögte wollen oder nicht, jezt willens sey, von dem Erhabnen Abschied zu nehmen: denn der feyerliche Morgen war nun vorbey, und der Mittag näherte sich.

Zweyter Abschnitt.

Mich dünkt, Philokles, sagt' er mit vertraulicherm Ton, wir thäten besser, jene ungeselligen Oerter, wohin unsre Fantasie uns versezt hat, zu verlassen, und zu uns selbst, in unsre umgänglicheren Wälder, unser gemäßigteres Klima zurückzukehren. Hier schadet uns keine brennende Hize, keine starrende Kälte; hier schrecken uns keine Abgründe, kein Felsengetöse. Hier dürfen wir vor unsrer eignen Stimme nicht zurückfahren, hier, wo wir die frohen Lieder der gefiederten Sänger des Waldes hören, und der Widerhall uns so wenig schreckt, daß er uns vielmehr zum Reden einladet.

Ich gesteh' es, sagt' ich, jene ausländischen Nymphen — wo sich anders in jenen wundervollen Wäldern dergleichen aufhalten — sind viel zu feyerliche Schönheiten, als daß sie mir gefallen könnten. Unsre vertraulich herablassenden einheimischen Nymphen

sind

sind weit mehr nach meinem Geschmack. Bey alle dem aber ist mirs doch nicht lieb, daß Sie so auf einmal abbrechen, da wir eben die halbe Welt durchgewandert sind, und uns weiter nichts fehlt, als auch nach Amerika auf dem Rückwege mitzunehmen. Was Europa anlangt, so hätt' ich Ihnen gern die Besichtigung desselben erlassen, da es uns wohl nur wenig Mannichfaltiges darbieten mögte; nicht zu gedenken, daß es schwer halten würde, es aus irgend einem Gesichtspunkte zu betrachten, wo uns nicht immer seine politische Gestalt in den Weg käme; und die mögte uns in unserm philosophischen Fluge nur gar zu sehr stören. Aber was die neue Welt betrifft, so begreif' ich nicht, warum Sie so erhabne Gegenstände, als sich dort finden, übergehen; wofern nicht etwa das Gold und Silber, dem Sie so bitterfeind sind, Sie von einem Lande zurückschreckte, das dessen so voll ist. Wär' es so leer von diesen Metallen, als das alte Sparta, so hätten wir vermuthlich mehr von Peru und Mexiko gehört, als von ganz Asien und Afrika. Wir hätten Thiere, Pflanzen, Wälder, Gebirge, Flüsse gesehen, wunderbarer als alles von der Art, was wir jezt durchgegangen. Wie leid thut mirs, daß ich den

maje-

majestätischen Amazonenfluß verlieren soll! Wie leid —

Hier sah ich ein so bedeutendes Lächeln auf Theokles Gesichte, daß ich aus Neugier einhielt, ihn zu fragen, was er dächte.

Nichts, sagt' er; nichts, als den Gegenstand selbst, von dem Sie reden. — Fahren Sie fort — Ich sehe, Sie werden ihn statt meiner ausführen. Mein prophetischer Geist ist über Sie gekommen. Und Philokles, der kalte, gleichgültige Philokles ist nun auch ein Anbeter dieser geheimnißvollen Schönheit geworden.

Es ist wahr, Theokles, sagt' ich, ich gesteh' es. Ihr Genius, der Genius des Orts, und der höchste Welt-Genius haben endlich gewonnen. Ich werde nicht länger der süßen Leidenschaft widerstreben, die mich jezt hinzieht zu den Werken der Natur, wo weder Kunst, noch Laune oder Grille des Menschen ihre ächte Ordnung verkehrt, ihren ursprünglichen Zustand verderbt hat. Selbst schroffe Felsen, bemooste Höhlen, unr gelmäßige, ungekünstelte Grotten, mit allen grauhaften Annehmlichkeiten der Wildniß, sind desto reizender für mich, je mehr sie mir die Natur selbst zeigen, und erscheinen mir in einer Pracht, welche die

steifen

steifen Künsteleyen und Nachäffungen fürstlicher Gärten bey weitem übertrifft. — Aber sagen Sie mir, ich bitte Sie, woher kömmt es, daß außer einigen wenigen Philosophen von Ihrem Schlage, keiner in diese Schöne verliebt ist, keiner die Haine, die Bäche, die Seeküsten sucht, als die armen Liebhaber menschlicher Schönen?

Sagen Sie das nicht bloß von Liebhabern dieser Art allein, versezt' er. Denn, machens die Dichter, machens alle diejenigen, welche die Natur, oder die Künste, ihre Nachahmerinnen, studieren; kurz, machens alle Liebhaber, sowohl der Musen als der Grazien, nicht eben so?

Gleichwohl, sagt' ich, werden Sie selbst wissen, daß man alle dergleichen tiefsinnige, romantische Köpfe als Leute ansieht, die entweder ganz ihren Verstand verloren haben, oder in Melancholie und Schwärmerey stecken, bis an die Ohren. Wir suchen immer, sie von diesen einsamen Oertern zurückzuhalten. Und ich muß gestehen, daß ich oft, wenn ich merkte, daß meine Fantasie diesen Weg nahm, mich selbst in Zaum hielt; denn ich dachte Wunder was mir zustieße, wenn ich von Gegenständen dieser Art sehr lebhaft gerührt wurde.

Kein Wunder, verſezt' er, daß wir nicht wiſſen, wie wir dran ſind, wenn wir, ſtatt des Weſens, einem Schatten nachlaufen. Denn dürfen wir dem trauen, was unſer Räſonnement uns gelehrt hat; ſo iſt Alles, was wir Schönes oder Reizendes in der Natur finden, nur ein ſchwacher Schatten jener erſten Urſchönheit. Da nun jede wahre Liebe bloß in der Seele ihren Siz hat, und nichts anders iſt, als Anſchauen der Schönheit, entweder in ſich ſelbſt, oder wie ſie ſich in den Gegenſtänden der Sinne unvollkommen offenbaret; wie kann die vernünftige Seele hierbey ſtehen bleiben, oder in dem ungereimten Vergnügen, welches bloß die Sinne rührt, Befriedigung finden?

Von jezt an alſo, ſagt' ich, werd' ich nicht weiter Urſach haben, mich vor jenen Schönheiten zu fürchten, die uns eine Art von Melancholie einflößen, wie z. B. jene ſchauerlich majeſtätiſchen Gegenſtände, die Sie vorhin ſchilderten, oder wie dieſe feyerlichen Haine. Von jezt an meid' ich nicht länger die ſchmelzenden Töne einer rührenden Muſik, fliehe nicht länger vor den bezaubernden Zügen des ſchönſten Menſchengeſichts.

Haben Sies wirklich in dieser neuen Liebe so weit gebracht, versezt' er, daß Sie versichert seyn können, jedes Nachbild der Urschönheit nie anders, als um des Originals willen, zu bewundern; keinen andern als Seelengenuß der Schönheit zu wünschen: nun so seyn Sie unbesorgt.

Das bin ich, und ich scheue mich nicht, für mich gut zu sagen. Indessen wünscht' ich doch, Sie ließen sich über diesen Irrthum, den Sie bey mir zu befürchten scheinen, etwas deutlicher heraus.

Ist es Ihnen genug, wenn ich sage, „daß „die Ungereimtheit darinn liegt, wenn man „den Genuß der Schönheit anderswo, als in „dem geliebten Gegenstande selbst sucht?"

Die Wahrheit zu sagen, die Sache ist mir noch dunkel.

Nun, so stellen Sie sich vor, guter Philokles, Sie wären von der Schönheit des Oceans bezaubert, den wir dort in der Ferne vor uns sehen, und es käme Ihnen in den Sinn, Sie müßten ihn nun auch beherrschen, müßten, wie irgend ein mächtiger Admiral, als Meister der See, einhersegeln; wäre der Einfall nicht ein wenig ungereimt?

Wahrhaftig, ungereimt genug! das erste, was ich nach dieser Thorheit weiter vornehmen würde, wäre vermuthlich, daß ich mir ein Schiff miethete, und mich mit allen Hochzeitsfeyerlichkeiten, auf venetianische Manier mit dem Golfo vermählte, den ich dann vielleicht eben so gut mein nennen könnte.

Nenne ihn sein, wer will, versezte Theokles; Sie werden wenigstens zugestehen, daß ein solches Vergnügen ganz von dem verschieden ist, welches das Anschauen der Schönheit des Oceans natürlicher Weise gewährt. Der Doge, der als Bräutigam in seinem prächtigen Bucentaur auf dem Busen seiner Thetis einherschwimmt, genießt ihrer nicht halb so sehr als der arme Hirt, der von einem hangenden Felsen, oder auf dem Gipfel eines hohen Vorgebirges, gemächlich ausgestreckt, seiner grasenden Heerde vergißt, und ihre Schönheit bewundert. — Doch, wir wollen lieber zu Hause bleiben, und die Frage etwas näher legen. Sezen Sie also den Fall, mein Theokles, das Vergnügen über den Anblick einer so schönen Gegend, als das reizende Thal zu unsern Füßen, machte Sie gleich begierig nach dem Eigenthum oder Besiz des Landes selbst, —

Diese habsüchtige Liebe versezt' ich, wäre eben so ungereimt, als jene ehrsüchtige.

O Philokles! sagt' er, darf ich Ihnen dies noch etwas näher legen? Und wollen Sie mir noch einmal folgen? Sezen Sie den Fall, Sie wären von der Schönheit dieser Bäume, unter deren Schatten wir ruhen, bezaubert, wie Sie wirklich zu seyn scheinen, und wünschten denn nichts so sehr, als die Früchte derselben zu kosten; Sie hätten nun auch einen so eignen Gaumen von der Natur bekommen, daß diese Eicheln oder wilden Beeren ihn eben so angenehm kizelten, als die Feigen oder Pfirschen des Gartens, und sie suchten also, so oft Sie diese Haine wieder besuchten, die Annehmlichkeit derselben darinn, daß Sie sich mit diesen neuen Leckerbissen sättigten? —

Dieser Geschmack, versezt' ich, wäre viehische Sinnlichkeit, und eben so ungereimt, meiner Meynung nach, als einer der vorigen.

Erinnern Sie sich denn nicht bey dieser Gelegenheit, sagt' er, einer gewissen andern Art von reizenden Gegenständen unter uns, wo die Bewunderung der Schönheit uns leicht zu eben so ausschweifenden Folgen verleiten kann.

Mir war wirklich bange, sagt' ich, wo dies hinauslaufen würde, und ich fürchtete gleich,

gleich, Sie würden mich am Ende auf gewisse mächtige Schönheiten von menschlicher Gestalt zurückführen, die ein Heer von heftigen Begierden, Wünschen und Hoffnungen in uns hervorrufen, welche sich freylich mit ihrem vernünftigen, geläuterten Anschauen der Schönheit nicht sonderlich reimen. Das reizende Ebenmaß dieser lebendigen Architektur, so bewundernswürdig es ist, flößt doch nichts weniger ein, als Neigung zum Seelengenuß und zur Betrachtung. Je mehr wir es betrachten, desto weniger werden wir durch bloßes Anschauen befriedigt. Sey nun dasjenige, was uns hier Befriedigung gewährt, eine noch so disproportionirte Wirkung, entsprech' es noch so wenig seiner Ursach; so mögen Sies verachten so sehr Sie wollen, immer müssen Sie doch gestehen, daß es natürlich ist. Sie sind also, Theokles, so viel ich einsehe, jezt ein Ankläger der Natur geworden, weil Sie ein natürliches Vergnügen verdammen.

Fern sey es von uns beyden, sagt' er, eine Freude zu verdammen, die ein Werk der Natur ist. Aber da wir von dem Vergnügen sprachen, das diese Wälder und Aussichten uns gewähren, verstanden wir nicht ganz etwas anders darunter, als dasjenige, welches die

Thiere

Thiere genießen, die herumwühlen, und hier mit ihrer Nahrung ihre höchste Glückseligkeit finden? Auch wir erhalten unser Leben mit wohlschmeckender Nahrung, und haben auch das Gefühl jener andern sinnlichen Freuden mit ihnen gemein. Aber, Philokles, wir waren ja eins, dünkt mich, daß wir unser höchstes Gut, und folglich auch unser Vergnügen, in diesen Dingen nicht suchen dürften. Wir, die wir Vernunft und eine Seele haben, sollten, meynt' ich, unsre Glückseligkeit vielmehr in dieser Seele finden, welche in der That gemißbraucht und um ihr wahres Gut betrogen würde, wenn man sie herabwürdigte, den Genuß desselben thörichter Weise in den Gegenständen der Sinne, und nicht in denen Gegenständen zu suchen, die sie wahrhaftig ihr eigen nennen könnte; und hierunter, so viel ich mich besinne, begriffen wir alles, was wirklich schön, edel, oder gut ist.

Ich sehe also, Theokles, sagt' ich, Schönheit und Gut sind bey Ihnen noch immer eins und eben dasselbe.

Allerdings sagt' er. Und so kommen wir wieder auf eben die Materie zurück, wovon wir gestern Morgen sprachen. Ob ich mein Wort, Ihnen das wahre Gut zu zeigen, gehalten

halten habe, weiß ich nicht. Aber gewiß wäre mirs geglückt, wär' ich nur im Stande gewesen, Sie in meiner poetischen Extase, oder durch irgend ein andres gewaltiges Mittel, zu einem tiefen Blick in die Natur, und den allerhöchsten Genius hinzureißen. Dann würden wir die Macht der göttlichen Schönheit gefühlt, und in uns selbst einen Gegenstand gebildet haben, der fähig und würdig ist, uns wahres Vergnügen zu gewähren.

O Theokles! sagt' ich; ich erinnre mich ganz wohl der Bedingungen, auf welche Sies übernahmen, mich in diese geheimnißvolle Schönheit verliebt zu machen. Sie haben alles geleistet, was Sie versprachen, und können mich jezt als Ihren Proselyten ansehen. Sollte auch noch etwas von Schwärmerey mit unterlaufen, so muß ich mich trösten, so gut ich kann, und bedenken, daß alle wahre Liebe und Bewundrung Schwärmerey ist. „Die „Begeisterungen der Dichter, das Erhabne „der Redner, das Hinreißende der Tonkünst„ler, die hohen Flüge der Virtuosen; alles „bloße Schwärmerey! Sogar die Gelehrsam„keit selbst, die Liebe der Künste und natürli„cher Seltenheiten, der Geist der Reisenden „und Abentheurer; Galanterie, Krieg, Heroismus;

roismus; alles, alles Schwärmerey!“ — Genug; ich lasse mirs gefallen, dieser neue Schwärmer zu seyn, ein Geschöpf, von dem ich mir vorher nichts träumen ließ.

Und ich, erwiederte Theokles, ich lasse mirs gefallen, daß Sie diese unsre Liebe Schwärmerey nennen: da Sie ihr die Vorrechte andrer Leidenschaften von gleicher Art zugestehen. Denn giebt es eine edle und rühmliche Schwärmerey, eine vernünftige Extase, ein liebenswürdiges Entzücken für andere Dinge, zum Beyspiel für Baukunst, Mahlerey, Musik; und hier sollt' es Schimpf seyn, dergleichen zu empfinden? Giebt es Sinne, wodurch wir alle jene andern Reize und Vollkommenheiten empfinden? und keinen, der für diese höhern Reize, diese höhere Vollkommenheit, Gefühl hat? Ist es so verkehrt, jenen Enthusiasmus hier zu verpflanzen, ihn von jenen untergeordneten, dürftigen Gegenständen zu diesem ursprünglichen, allumfassenden Gegenstande zu erheben? Bedenken Sie, wie sichs mit andern Künsten und Wissenschaften verhält. Wie viel Schwierigkeiten sind nicht zu überwinden, eh' man einige Kenntniß derselben erlangt! Wie lange währt es nicht, ehe der wahre Geschmack gebildet wird! Wie viel

anstößiges, beleidigendes findet man nicht anfangs, das man nachher für die höchste Schönheit erkennt! Denn nicht mit einmal bekommen wir den Sinn, der diese Schönheiten wahrnimmt. Arbeit und Mühe und Zeit ist nöthig, ein natürliches Talent, sollt' es auch noch so fähig seyn, noch so schnell fassen und aufnehmen, zu bilden und anzubauen. Aber wer denkt wohl jemals daran, diesen Boden anzubauen, irgend einen Sinn, eine Fähigkeit, welche die Natur zu dieser Absicht gegeben hat, zu veredlen und zu vervollkommnen? Und ists denn Wunder, daß wir so unwissend, so fremd und verlegen bey diesen Dingen sind, so blind für diese höheren Scenen, dieses edlere Schauspiel? Wie sollten wir zu besserer Einsicht und Kenntniß gelangen? wie richtiger von diesen Schönheiten urtheilen lernen? Ist Fleiß, Wissenschaft oder Gelehrsamkeit nöthig, alle andre Schönheiten zu verstehen? Und zur Kenntniß der allerhöchsten Schönheit sollte keine Geschicklichkeit oder Wissenschaft nöthig seyn? In der Mahlerey giebt es Schatten und Meisterzüge, die der Pöbel nicht versteht, sondern für Fehler ansieht: in der Baukunst das Bäurische (Rustick); in der Musik das Chromatische, und die künstliche

Ver-

Vermischung der Dissonanzen: und sollt' es denn nichts dergleichen in dem Ganzen geben?

Ich muß gestehen, sagt' ich, ich war bisher auch einer von diesem Pöbel, und konnte an den Schatten, dem Bäurischen und den Dissonanzen, wovon Sie sprechen, ein Geschmack finden. Von solchen Meisterstücken in der Natur ließ ich mir niemals träumen. Es war meine Art, gleich beym ersten Blick zu tadeln, was mir mißfiel. Aber ich sehe wohl, ich werde jezt der Schönheit erst etwas weiter nachspüren müssen, weil sie so tief versteckt und verborgen liegt: und wenn das ist, so müssen gewiß meine Vergnügungen bisher sehr schaal und dürftig gewesen seyn. Ich habe mich, wie es scheint, bisher immer nur bey der Oberfläche aufgehalten, und nur eine Art von flüchtiger, superficieller Schönheit genossen; nie der Schönheit selbst, sondern immer nur dem, was meinem Wahn so dünkte, nachgestrebt. Gleich dem übrigen Theil der gedankenlosen Welt, hielt ichs für ausgemacht, alles sey schön, was mir gefiel, und alles sey mein wahres Gut, woran ich mich ergözte. Nie macht' ich mir ein Bedenken, das zu lieben, worauf meine Laune fiel; und da mirs bloß um den Genuß dessen, was ich liebte, zu

thun

thun war, so gab ich mir nie die Mühe, den wahren Werth der Dinge zu untersuchen, oder mich lange zu bedenken, eh' ich wählte.

Nun, so fangen Sie denn an, sagt' er, und wählen Sie. Untersuchen Sie den wahren Werth der Dinge; überlegen Sie, welche Sie vorziehen, welche Sie mit Ihrer Bewunderung, Liebe und Achtung beehren wollen. Denn durch diese werden Sie hinwieder auch geehrt werden. Je nach dem Werth dieser Ihrer Gesellschafter Philokles, wird man Ihren eignen Werth schäzen. Je nach der Fülle oder dem Leeren dieser Dinge wird das Gehalt Ihrer Glückseligkeit sich bestimmen. Sehen Sie also wo Fülle und wo Leeres ist. Sehen Sie, wo die höchste Vortrefflichkeit sich findet; wo die Schönheit herrscht; wo sie vollständig, vollkommen, vollendet, und wo hingegen zerstückelt, unvollkommen, mangelhaft ist. Betrachten Sie diese irdischen Schönheiten, und alles, was einen Schein von Vortrefflichkeit, etwas Anziehendes, Einnehmendes an sich hat. Sehen Sie, was entweder wirklich schön, liebenswürdig und gut ist, oder dafür gehalten wird: „eine Masse von Metall; „eine Strecke Landes; eine Anzahl Sklaven; „ein Haufen zusammengefügter Steine; ein „mensch-

„menschlicher Körper von gewissen Lineamen-
„ten und Verhältnissen:“ — Ist dies das höchste dieser Art! beruhet die Schönheit denn bloß im Körper, und nicht in Wirksamkeit, Leben oder Handlungen! —

Halt! halt! guter Theokles, sagt' ich; der Ton ist mir zu fein; ich kann Ihnen nicht nachkommen. Soll ich Sie akkompagniren, so bitt ich, stimmen Sie Ihre Saiten ein wenig herunter, und versteigen Sie sich nicht so hoch.

Nun gut, sagt' er lächelnd, so verliebt Sie in andre Schönheiten seyn mögen; so weiß ich doch gewiß, guter Philokles, Sie sind kein so großer Bewunderer des Reichthums, von welcher Art er sey, daß Sie große Schönheit darinn finden sollten; vornehmlich in einem ungeformten Haufen oder Klumpen. Aber in Medaillen, Münzen, getriebner Arbeit, Statuen, und andern künstlichen Meisterwerken jeder Art, entdecken Sie Schönheit, und bewundern das Werk.

Freylich, sagt' ich; aber nicht des Metalls wegen.

Das Metall also, aber die Materie hat keine Schönheit für Sie.

Nein.

Sondern die Kunst.

Allerdings.

Die Kunst also ist die Schönheit.

Ganz recht.

Und die Kunst ist das, was schön macht.

Nichts anders.

Was also schön macht, und nicht was schön gemacht wird, ist das wahre Schöne.

Es scheint.

Denn das schön gemachte ist nur durch Hinzukommen dessen, was schön macht, schön, und durch Entfernung dessen hört es auf schön zu seyn.

Gut.

In Ansehung der Körper also, ist die Schönheit wandelbar.

Das sehen wir.

Und der Körper selbst ist im geringsten nicht Ursach, weder daß er schön wird, oder schön bleibt.

Im geringsten nicht.

Es giebt also kein Principium der Schönheit im Körper.

Nein.

Denn der Körper kann auf keine Weise Ursach seiner Schönheit seyn.

Auf keine Weise.

Auch sich selbst nicht regieren, ordnen und einrichten.

Eben so wenig.

Auch für sich selbst keine Ueberlegung, Absichten oder Entschließungen haben.

Auch das nicht.

Muß also nicht das, was für ihn überlegt und beschließt, was ihn regiert und ordnet, das Principium seiner Schönheit seyn?

Nothwendig.

Und was ist das wohl?

Der Geist, ohne Zweifel; denn was könnt' es anders seyn?

Hier haben wir also Alles, sagt' er, was ich Ihnen vorhin begreiflich zu machen wünschte: „daß nämlich das Schöne, Einnehmende, „Liebenswürdige nie in der Materie, sondern „in der Kunst und Absicht liege; nie in dem „Körper selbst, sondern in der Form, oder „der formenden Kraft." Sagt Ihnen dieses nicht die schöne Form selbst, verkündigt Sie Ihnen nicht die Schönheit der Absicht, so oft Sie von ihr gerührt werden? Was ists anders, als die Absicht, was Sie rührt? Was anders, als der Geist, oder die Wirkung des Geistes, was Sie bewundern? Der Geist allein giebt Form und Bildung. Alles, was

ohne

ohne Geist ist, erregt Abscheu: und ungeformte Materie ist die Häßlichkeit selbst.

Von allen Formen also, sagt' ich, sind diejenigen, nach Ihrem System, die liebenswürdigsten, machen die erste Klasse der Schönheit aus, die eine Kraft haben, selbst andre Formen zu machen; und daher wohl, dünkt mich, bildende Formen heißen könnten. In so weit stimm' ich gern mit Ihnen ein, und gebe mit Freuden der Form oder Gestalt des Menschen den Vorzug vor allen andern Schönheiten, die seine Kunst zu formen vermag. Palläste, Gärten, Landgüter und aller Prunk der Großen soll gewiß bey mir den ursprünglichen lebendigen Formen von Fleisch und Blut nie den Rang streitig machen. Und was die andern, die todten Formen der Natur betrifft, die Metalle und Steine, seyn sie noch so kostbar und schimmernd; so bin ich fest entschlossen, gleichgültig ihren Glanz anzusehen, und ihnen als den verächtlichsten Dingen zu begegnen, selbst in ihrem höchsten Stolz, wenn sie sich die Ehre anmaßen, die menschliche Schönheit zu erhöhen, und dienstfertig dem schönen Geschlecht in seinen Eroberungen behülflich sind.

Sehen Sie denn nicht, erwiederte Theokles, daß Sie also drey Grade oder Klassen der Schönheit festgesezt haben?

Wie so?

Fürs erste, die todten Formen, wie Sie sie sehr schicklich nannten, die ihre Bildung entweder von dem Menschen oder von der Natur haben; aber keine bildende Kraft, keine Thätigkeit, keinen Geist besizen.

Richtig.

Hiernächst, als die zwote Klasse, diejenigen Formen, welche selbst andre bilden; das heißt, welche Geist und Thätigkeit haben.

Richtig.

Hier haben wir also eine doppelte Schönheit: beides die Form (die Wirkung des Geistes) und den Geist selbst. Die erste Klasse ist schlecht und verächtlich in Vergleichung mit dieser andern, von welcher die Schönheit der todten Form erst Glanz, Leben und Wirkung empfängt. Denn was ist ein bloßer Körper, wärs auch ein menschlicher, wär' er auch noch so regelmäßig gebildet, wenn die innere Form ihm fehlt, wenn der Geist ungestalt oder unvollkommen ist, wie bey einem Idioten oder Wilden?

Auch das begreif' ich ganz wohl, sagt' ich; aber nun die dritte Klasse?

Geduld!

Geduld! erwiedert' er, und überlegen Sie erst, ob Sie die ganze Macht dieser zweyten Schönheit erkennen. Wie könnten Sie sonst die Macht der Liebe begreifen, oder wahrer Glückseligkeit im Genuß derselben fähig seyn? Sagen Sie mir, ich bitte Sie, als Sie zuerst dieser bildenden Formen erwähnten, dachten Sie dabey an keine andre Produkte derselben, als die von der todten Art, an Paläste, Münzen, metallene oder marmorne Menschenbilder? Oder dachten Sie auch an Dinge, die Geist und Leben haben?

Ich hätte leicht hinzusezen können, sagt' ich, daß diese unsre Formen eine Kraft hätten, andre lebendige Formen, die ihnen gleichen, hervorzubringen. Aber diese ihre Kraft, dacht' ich, rühre von einem andern höheren Wesen her, und könne nicht eigentlich ihre Kraft oder Kunst heißen; wenn es anders wirklich eine höhere Kunst, einen höheren Werkmeister giebt, der ihre Hand leitet, und sie als Werkzeuge zu diesem schönen Werke gebraucht.

Glücklich gedacht! sagt' er. Ich war schon im Begriff, Ihnen einen bittern Vorwurf zu machen, den Sie sich hierdurch ersparen. Sie haben hier nun selbst unvermu-

thet jene dritte Klasse der Schönheit entdecket, die nicht nur bloß todte Formen, sondern auch bildende Formen, hervorbringt. Wir selbst sind schon treffliche Architekten der Materie, und können leblose Körper aufweisen, denen wir mit eignen Händen Form und Bildung gegeben haben: aber dasjenige, was sogar Geister selbst bildet, muß nothwendig alle die Schönheiten, die durch diese Geister gebildet werden, in sich enthalten; und ist folglich das Principium, der Urgrund, die Quelle aller Schönheit.

Es scheint so.

Alle Schönheit also, die sich in unsrer zweyten Klasse von Formen findet, oder, was daraus entspringt oder hervorgebracht wird, alles das findet sich vorzüglich, in gröster Vollkommenheit und ursprünglich, in dieser lezten Klasse der allerhöchsten und unvergleichbaren Originalschönheit.

Wahr.

Musik also, Baukunst, Malerey, kurz alle Schönheit von menschlicher Erfindung, löset sich in diese lezte Klasse auf.

Ganz recht, sagt' ich; so wie denn auch jede Schwärmerey von andrer Art sich in die unsrige auflöst. Die beliebten neumodigen

Schwär-

Schwärmer borgen von uns, und sind nichts ohne uns. Wir haben unstreitig die Ehre Originale zu seyn.

Gut, versezte Theokles, aber sagen Sie mir nun weiter: sind diese Werke der Baukunst, Skulptur, und andre von der Art, die größten Schönheiten, die der Mensch bildet; oder giebt es noch größere und bessere?

So viel ich weiß, nicht.

Bedenken Sie sich, sagt' er, bedenken Sie sich noch einmal: sollt' es nicht, außer jenen Produkten, die Sie eben, als Meisterstücke einer andern Hand, nicht gelten lassen wollten, noch andre geben, die noch unmittelbarer aus uns entspringen, und mit mehrerem Recht unser heißen können, als jene?

Ich bin für diesmal ganz stumpf, sagt' ich: Sie müssen sich noch deutlicher erklären, wenn Sie mir forthelfen wollen, Ihre Meynung zu begreifen.

Wie kann ich Ihnen helfen? versezt' er. Sie wollen doch wohl nicht, daß ich mich, statt Ihrer, dessen bewußt seyn soll, was am unmittelbarsten Ihr eigen, was einzig und allein in und aus Ihnen selbst ist?

Sie meynen meine Empfindungen und Gedanken, sagt' ich.

Freylich, verfezt' er; und mit ihren Empfindungen und Gedanken zugleich Ihre Entschließungen, Grundsäze, Neigungen, Handlungen; alles, was in dieser Art schön und edel ist; alles, was aus Ihrem guten Verstande, Gefühl, Erkenntniß und Willen entspringet; alles, was in Ihrem Herzen, guter Philokles! oder in ihrem Geiste erzeugt wird, der nicht, gleich andern Vätern, durch Zeugung erschöpft und entkräftet wird, sondern vielmehr immer größere Stärke und Kraft dadurch gewinnt. Dies, mein Freund, haben auch Sie durch manches Werk bewiesen; Sie haben diesen fruchtbringenden Theil Ihres Wesens nicht müssig und unthätig seyn lassen. Daher jene trefflichen Talente, die Sie durch Ausbildung Ihres natürlichen Genies so sehr veredelt haben. Und so wenig ich hier umhin kann, den fruchtbaren Geist, und die zeugende Schönheit zu bewundern, so wenig kann ich zweifeln, daß ihre Kinder immer schön sind und seyn werden.

Ich bedankte mich für das Kompliment, und wünschte, sagt' ich, daß er Recht hätte, damit ich wirklich seiner Hochachtung und Liebe würdig sey. Ich würde mir also Mühe geben, mir diese Art von Schönheit zu erwer-

ben, und von jezt an alles mögliche thun, dieses liebenswürdige Geschlecht von Geisteskindern, die aus dem allerhöchsten Vergnügen, und aus der Paarung des Allerschönsten und Besten erzeugt würden, fortzupflanzen. Aber Sie, Theokles, fuhr ich fort, müssen meiner kreißenden Seele zu Hülfe kommen, und Hebammenstelle bey diesen Geburten vertreten, weil ich sonst, fürcht' ich, nur abortiren mögte.

Sie thun wohl, versezt' er, daß Sie mich nur zur Hebamme gebrauchen wollen: denn die Seele schwängert sich selbst, und man kann also weiter nichts thun, als daß man ihr bey der Geburt zu Hülfe komme. Ihre Befruchtung ist ein Werk ihrer Natur. Kein andrer Geist hätte sie je also befruchten können, als derjenige, der sie bildete, und der, wie wir bewiesen haben, die Urquelle aller geistigen sowohl, als andern Schönheit ist.

Behaupten Sie denn, sagt' ich, daß diese Kinder des Geistes, die Begriffe und Grundsäze von dem, was schön, recht und edel ist, nebst den übrigen Ideen dieser Art, angeboren sind?

Die Anatomiker, sagt' er, lehren uns, daß die Eyer, die den Keim des Körpers enthalten, angeboren, und schon vor der Geburt

burt in der Frucht gebildet sind. Aber so unterhaltend und angenehm es immer seyn mag, darüber zu spekuliren, zu welcher Zeit, ob vor, oder in, oder nach der Geburt, oder wie lange nachher, entweder diese oder andre Principia, Organen der Empfindung, oder Empfindungen selbst, in uns gebildet werden; so thut das doch im Grunde wenig zur Sache. Die Frage ist, ob diese Principia ein Werk der Kunst, oder der Natur sind? Sind sie bloß ein Werk der Natur; so ists ganz gleichgültig, zu welcher Zeit sie entstehen: und ich würde gewiß nicht gegen Sie streiten, wenn sie auch behaupteten, das Leben selbst sey nicht angeboren, sondern entstehe vielmehr erst nach, als vor dem Augenblick der Geburt. Aber das weiß ich gewiß, daß das Leben und die Empfindungen, die mit dem Leben verknüpft sind, — entstehen sie, wenn sie wollen — bloß von der Natur, und von nichts anders herrühren. Steht Ihnen also das Wort Angeboren nicht an, so lassen Sies uns für Instinkt vertauschen; und das Instinkt nennen, was uns, ohne alle Kunst, Kultur, oder Erziehung, bloß die Natur lehrt.

Ich bins zufrieden, sagt' ich.

Wir

Wir wollen also, fuhr er fort, diese wundersamen Spekulationen den Virtuosen, den Anatomikern und Schultheologen überlassen; und, mit aller dieser Herrn Erlaubniß, zuversichtlich behaupten, daß unsre verschiednen Organe, besonders die Organe der Zeugung, von der Natur gebildet werden. Und was dünkt Sie, haben wir auch von der Natur einen Instinkt zum künftigen Gebrauch derselben? oder muß Gelehrsamkeit und Erfahrung uns von diesem Gebrauch erst unterrichten?

Wahrhaftig, sagt' ich, er ist uns schon stark genug von der Natur eingeprägt. Der Instinkt ist in diesem Falle so mächtig, daß es Ungereimtheit seyn würde, ihn nicht für natürlich zu halten, so wohl bey uns, als bey andern Geschöpfen; welche leztern, wie Sie mir bereits gezeigt haben, nicht nur die bloße Zeugung der Jungen, sondern auch alle die mancherley und fast unendlichen Mittel und Wege, sie zu erhalten und zu versorgen, ohne Unterricht und Erfahrung vorherwissen. Denn dies sehen wir aus den sorgfältigen, künstlichen Zubereitungen dieser wilden Geschöpfe, die uns wegen ihrer in die Zukunft blickenden Einbildungskraft, Vorahndung,

oder Vorempfindung, wenn ich mich so ausdrücken darf, keinen Zweifel lassen.

Ich lasse Ihren Ausdruck gern gelten, sagte Theokles, und will mich bemühen, Ihnen zu zeigen, daß eben diese Vorempfindung, aber von einer höheren Art, sich auch bey dem Menschen findet.

Thun Sie das, sagt' ich, ich bitte Sie: denn ich bin so weit entfernt, diese Vorempfindung des Schönen und Liebenswürdigen, nach Ihrem Begriff in mir zu finden, daß ich vielmehr, bis jezt seit kurzem, kaum irgend dergleichen etwas in der Natur erkannt habe.

Wie! sagt' er, würden Sie denn auch das äußere Schöne und Liebenswürdige der menschlichen Gestalt nicht erkannt haben, wenn Ihnen ein solcher Gegenstand von Fleisch und Blut, in aller Blüthe der Schönheit, diesen Morgen hier im Walde, ganz allein, zum erstenmal in Ihrem Leben erschienen wäre? Oder glauben Sie etwa, Sie würden dabey ungerührt geblieben seyn, und keinen Unterschied zwischen dieser und jeder andern Gestalt, ohne vorhergegangenen Unterricht, gefunden haben?

Nach dem, was ich erst eben eingestanden, gab ich zur Antwort, würde mirs wohl schlecht anstehen, diese leztere Meynung zu behaupten.

Nun gut, sagt' er, damit Sie sehen, daß ich mir keinen Vortheil gegen Sie zu Nuze mache; so will ich die blendende Gestalt, die aus einer solchen Menge gewaltiger Schönheiten zusammengesezt ist, fahren lassen, und mich begnügen, jede dieser einzelnen Schönheiten, die zusammengenommen eine so wunderbare Wirkung thun, für sich zu betrachten. Denn Sie werden mir ohne Zweifel einräumen, daß in dem, was man gewöhnlich das Unnennbare, das Unbegreifliche, das Ich weiß nicht was der Schönheit nennet, wenn von Körpern die Rede ist, weiter kein Geheimniß steckt, als was sich offenbar auf Figur, Farbe, Bewegung oder Ton zurückbringen läßt. Wir wollen jezt die drey leztern mit allem ihren Zubehör von Reizen bey Seite sezen, und weiter nichts, als den Reiz des Simpelsten von diesen allen, der bloßen Figur, betrachten. Und auch hier haben wir nicht nöthig, bis zu den reizenden Produkten der Architektur, der Skulptur, oder andrer solcher Künste, die dieses Studium des Schönen hervorgebracht, hinaufzugehen. Wir dürfen nur die allersimpelsten Figuren betrachten; eine Kugel, einen Kubus oder Würfel. Warum fühlt selbst ein Kind Vergnügen beym ersten Anblick dieser

ser Verhältnisse? Warum greift es nach der Sphäre, dem Cylinder, der Pyramide, und verachtet und verwirft dagegen andre unregelmäßige Figuren?

Ich gestehe gern, erwiedert' ich, daß gewissen Figuren eine natürliche Schönheit eigen ist, die das Aug' entdeckt, so bald es den Gegenstand erblickt.

So giebt es denn, sagt' er, eine natürliche Schönheit der Figuren? und keine eben so natürliche Schönheit der Handlungen? Kaum öffnet sich das Auge für Figuren, das Ohr für Töne, so ist schon das Gefühl von Schönheit da, gleich bemerken und erkennen wir Ebenmaß, Annehmlichkeit und Harmonie. Kaum sehen wir eine Handlung, kaum erkennen wir menschliche Neigungen und Leidenschaft — und sie werden größtentheils eben so bald erkannt, als gefühlt — alsobald entdeckt ein inneres Auge das Schöne und Wohlgestalte, das Liebens- und Bewundernswürdige, und unterscheidet es von dem Häßlichen und Ungestalten, dem Hassenswerthen und Verächtlichen. Wie ist es denn möglich, zu leugnen, „daß, da dieser Unterschied seinen „Grund in der Natur hat, auch das Vermö„gen, diesen Unterschied zu bemerken, natür-

„lich

„lich seyn, und bloß von der Natur herrüh-
„ren müsse?“

Verhielte die Sache sich wirklich so, sagt' ich, wie Sie meynen, so könnten die Menschen, dünkt mich, über Handlungen und Verhalten nie uneins seyn: man könnte nie darüber streiten, was niederträchtig, was edel; was schön, was häßlich sey. Nun finden wir aber einen beständigen Zwist unter den Menschen, der vornehmlich von dieser Verschiedenheit der Meynungen herrührt; „der „eine behauptet, der andre leugnet, daß dies „oder jenes schicklich, oder anständig sey.“

Eben hieraus, erwiedert' er, folgt offenbar, daß es ein Schickliches und Anständiges in den Handlungen giebt; weil es in diesem Streit immer vorausgesezt wird: so sehr man wegen der Anwendung auf einzelne Fälle von einander abweicht, so wird die Sache selbst doch allgemein eingestanden. Denn eben so wenig Uebereinstimmung findet sich in dem Urtheil über andre Schönheiten. Man streitet, „welches das schönste Gebäude, die reizendste Leibesgestalt oder Gesichtsbildung „sey;“ aber ohne Streit gesteht man, „daß „es eine Schönheit jeder Art gebe.“ Diese Schönheit wird von keinem Menschen gelehrt;

auch

auch von keinem gelernt; aber von allen gefühlt und anerkannt. Alle sind wegen des Maaßstabes, der Richtschnur des Schönen einig: aber in der Anwendung geht alles verkehrt, Unwissenheit blendet, Eigennuz und Leidenschaft verderben Alles. Es kann aber in Dingen des Verhaltens unmöglich anders seyn, so lange die Menschen dasjenige, was sie, als ihr Gut, lieben und zu besizen wünschen, für etwas ganz anders halten, als dasjenige, was sie, als schön und edel, bewundern und preisen. — Aber wir, Philokles, haben bessere und festere Grundsäze; für uns „sind Schönheit und Gut immer gleich„geltende Dinge.“

Ich erinnre mich ganz wohl, sagt' ich, daß Sie mir vorhin mehr als einmal dies Bekenntniß abgenöthigt haben. Und jezt, guter Theokles, da ich ein so gelehriger Schüler geworden bin, hab' ich wohl nicht so sehr Ueberzeugung, als Befestigung und Stärkung nöthig. Und dies leztere, hoff' ich, wird für Sie die leichteste Arbeit seyn.

Nicht anders, versezte Theokles, als wenn Sie sich selbst darinn forthelfen: denn dies ist sowohl nothwendig, als geziemend. Es wäre freylich schimpflich für Sie gewesen, wenn

wenn Sie nachgegeben hätten, ohne sich vorher tapfer zu wehren. Selbst helfen, daß man überzeugt werde, heißt, der Vernunft ihre Rechte rauben, und sich dem Irrthum und der Täuschung preis geben. Aber nach redlicher Ueberzeugung sein Herz der Wahrheit gefangen geben, und die Bande, mit denen sie uns fesselt, verstärken, das heißt, der Vernunft redlich forthelfen. Und so kann man sagen, daß wir uns auf eine rühmliche Art selbst überreden.

Nun, so zeigen Sie mir denn, wie ich mich am besten selbst überreden kann.

Nur Muth, Philokles! sagt' er mit stärkerer Stimme. Werden Sie nicht ungehalten, daß ich Ihnen Muth zuspreche. Feigheit allein führt uns ins Verderben. Denn woher anders die falsche Schaam, als aus Feigheit? Sich einer Sache schämen, von der man überzeugt ist, daß sie nie schimpflich seyn kann, kömmt nothwendig vom Mangel der Entschlossenheit. Wir untersuchen, was Recht und Unrecht, was rühmlich und schimpflich sey: und haben wirs endlich gefunden, so haben wir nicht Muth unserm Urtheil treu zu bleiben, und schämen uns, zu gestehen, daß es wirklich etwas Schimpfliches

und' Rühmliches gebe. „Glauben Sie mir“ (sagt Jemand, der den Philokles hochzuschäzen vorgiebt, und von ihm hochgeschäzt seyn will) „glauben Sie mir, Hochachtung, „Werth, Verdienst, sind leere Namen; es giebt „nichts in der Welt, das an sich selbst hochach„tungs- oder liebenswürdig, hassenswerth „oder schimpflich ist. Alles ist Einbildung: „bloß Einbildung schafft das Schöne wie das „Häßliche. Das Einnehmende und Unein„nehmende, das Wohlanständige und Unan„ständige, das Liebenswürdige und Widerli„che, Laster, Tugend, Ehre, Schande, al„les bloß Einbildung! Einbildung ist Gesez „und Richtschnur. Und sie selbst hat kein „anderes Gesez, als das Ungefähr. Dies „richtet sich in seinem Wechsel nach dem Wech„sel der Gewohnheit; und macht, daß bald „dies, bald jenes für gut und edel und rühm„lich gehalten wird, je nach dem die herrschen„de Mode, und die Macht der Erziehung es „fodert.“ — Was sollen wir diesem Menschen antworten? Wie sollen wir ihm seine Ungereimtheit und Thorheit begreiflich machen? Wird er darum desto eher davon ablassen? Oder sollen wir ihm zurufen: Schämen Sie sich! da er nichts in der Welt für Schämens-

mensswürdig hält? — Aber er spöttet doch, und ruft immer: Wie lächerlich! — Mit welchem Recht? aus welchem Grunde? Denn so würd' ich mich vertheidigen, wenn ich Philokles wäre: „Bin ich lächerlich? wie denn? „Was ist lächerlich? Alles? oder nichts?“ — Lächerlich, im höchsten Grade! — Nun gut, es giebt also doch wirklich etwas Lächerliches; und der Begriff, „daß es überhaupt ein „Schimpfliches und Lächerliches in den Dingen gebe,“ hat, wie's scheint, seine Richtigkeit.

Wie sollen wir aber diesen Begriff anwenden? Denn hier war er so verkehrt angewandt, daß er selbst höchst lächerlich wurde. Oder will derjenige, der Andern zuruft: Schämt euch! etwa sich selbst von aller Schaam freysprechen? Erröthet er niemals? kömmt er bey keiner Gelegenheit aus seiner Fassung? Thut er das, so ist das ganz was anders, als bloß Verdruß oder Furcht. Die Verwirrung, die er empfindet, entsteht aus einem Gefühl von etwas, das an sich selbst schimpflich und hassenswerth, nicht, das wegen seiner Folgen schädlich oder gefährlich ist. Denn die größte Gefahr in der Welt kann nie Schaam erregen; und die Meynung der ganzen Welt kann uns nie bewegen uns zu schämen, so lang' unsre eigne Mey-

nung ihr nicht beystimmt. Wir können uns wohl, aus Besorgniß für unverschämt gehalten zu werden, schaamhaft stellen: aber nie können wir über etwas wahrhaftig schaamroth werden, als was wir für wirklich Schimpflich halten, und worüber wir immer erröthen würden, hätten wir auch noch so wenig für unser Privatinteresse davon zu befürchten, wären wir auch noch so sicher vor allen Nachtheilen und übeln Folgen dessen, was unsre Schaam verursacht.

So, fuhr er fort, würd' ich meinem Gegner zuvorzukommen, und mich zu vertheidigen wissen; und je genauer ich das Leben der Menschen und das was bey allen Gelegenheiten in ihrem Innern wirksam ist, beobachtete, desto mehr Zeugniß und Bestätigung würd ich finden, zu mir selbst zu sagen: „Widerspreche „mir in dieser Meynung, wer da will; gewiß „ist er selbst auf eine oder andre Art von dem „nicht frey, was er mir abstreiten will." Ist er dankbar, oder zornig, besizt er Stolz oder Schaam? In jedem dieser Fälle beweist er selbst, daß das Gefühl von dem, was recht und unrecht, edel und niederträchtig ist, keine Schimäre sey. Denn ist er dankbar, oder erwartet er Dankbarkeit, so frag' ich: „Warum? und aus welchem Grunde?" Ist

er

er zornig, rachsüchtig; so frag' ich: „Wie? „und in welchem Fall? Wen soll die Rache „treffen? einen Stein, oder einen Wahnwi„zigen?“ — Das wäre rasend! — „Aber „weswegen sich rächen? Wegen eines unge„fähren Stoßes? wegen eines Zufalls ohne „Vorsaz und Absicht?“ — Wer wollte so ungerecht seyn! — Nun, so giebt es also Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, und eine dazu gehörige natürliche Präsumtion, ein vorhergehendes Gefühl, woraus der Zorn oder die Rachsucht entspringt. Denn was anders könnte oft die bösesten Menschen bewegen, das Interesse ihrer Rache jedem andern Interesse, ja ihrem Leben selbst, vorzuziehen, als ein allen Menschen natürliches Gefühl von Unrecht, und eine Begierde, dieses Unrecht zu verfolgen, es koste, was es wolle? Nicht um ihrer selbst willen, oder aus Eigennuz, denn sie opfern ja ihr Leben selbst dafür auf; sondern bloß aus Haß gegen das eingebildete Unrecht, und aus einer gewissen Liebe zur Gerechtigkeit, die selbst bey ungerechten Menschen, wie dies Beyspiel beweist, größer ist, als die Liebe zum Leben selbst.

Eben so frag' ich, wenn mein Gegner stolz ist: „Warum stolz? warum eingebildet?

„und

„und worauf? Denkt irgend ein Stolzer ge-
„ringschäzig oder gleichgültig von sich
„selbst?“ — Nein, er denkt vielmehr ehren-
voll und rühmlich von sich. — Und wie ist
das möglich, wenn man nicht eine gewisse
wahre Ehre und Würde voraus sezt? Denn
Selbstschäzung sezt eignen Werth voraus;
und wer sich selbst eines wahren Werths be-
wußt ist, der hat entweder gar keinen, oder
einen gerechten und edlen Stolz. Auf gleiche
Weise sezt Selbstverachtung eignen Unwerth
oder Unvollkommenheit voraus; und kann
entweder gerechte Bescheidenheit und Demuth,
oder verkehrte Niederträchtigkeit seyn. Aber
so viel ist gewiß, wer stolz ist, der muß auf
irgend etwas stolz seyn. Und wir wissen, daß
erzstolze Leute auch in den schlechtesten Umstän-
den stolz sind, und wenn kein Mensch etwas
an ihnen findet, worauf sie stolz seyn könn-
ten. Aber sie sehen ein Verdienst in sich selbst,
das Andern unsichtbar ist; und dies Verdienst
bewundern sie. Gleichviel, ob es wirklich in
ihnen vorhanden ist, wie sie sich einbilden:
genug, es ist etwas Würdiges, Rühmliches,
oder Verdienstliches, was sie bewundern, und
auch an jedem Andern bewundern würden,
bey dem sies fänden. Dann dann, nur dann

werden

werden sie gedemüthigt, „wenn sie das in einem „höheren Grade bey Andern finden, was sie „an sich selbst so sehr hochachten und bewun„dern.“ — So lang' ich also sehe, daß an„dre Menschen zornig oder rachgierig, stolz oder schamhaft sind, so lange bin ich unbekümmert: Denn sie haben gewiß eben so gut einen Begriff von dem, was rühmlich und schändlich, niederträchtig und edel ist, als ich. Mögen sies sezen, worein sie wollen, mögen sies noch so irrig beurtheilen oder anwenden, bey dem allen bin ich überzeugt: „daß die „Sache selbst kein Unding ist, und allgemein „für wahr erkannt wird; daß sie uns von der „Natur selbst eingepflanzt, von der Natur „selbst erzeugt worden, und durch keine Kunst „oder Gegennatur ausgerottet oder zerstört „werden kann.“

Und nun, Philokles, fuhr er fort, was sagen Sie zu dieser Vertheidigung in Ihrem Namen? Sie gründet sich, wie Sie sehen, auf die Vorausseżung, daß sie jezt wirklich ein eifriger Anhänger meines philosophischen Systems sind. Doch vielleicht haben Sie noch viel Schwierigkeiten zu überwinden, ehe Sie sich so ganz der Schönheit zu eigen ergeben, daß Sie kein höheres Gut kennen, als sie.

Keine

Keine Schwierigkeiten, sagt' ich, die sich nicht leicht heben ließen. Meine Neigung reißt mich gewaltig diesen Weg hin: ich bin schon bereit, ohne Bedenken einzuräumen, daß es kein wahres Gut giebt, als den Genuß der Schönheit.

Und ich bin eben so bereit, erwiederte Theokles, einzuräumen, daß es keinen wahren Genuß der Schönheit giebt, als das Gute.

Vortrefflich! — Doch, wenn ichs recht bedenke, so besorg' ich, ich werd' Ihnen für Ihr Eingeständniß wenig Dank wissen.

Wie so?

Wenn mirs einfiele, irgend einen Genuß der Schönheit zu vertheidigen, der nicht von Ihrer geistigen Art wäre, so würden Sie, fürcht' ich, den Genuß dieses Vergnügens ungereimt nennen; wie vorhin.

Freylich würd' ich das thun. Denn was ist in uns, daß dieses Genusses, dieses Vergnügens fähig wäre, als der Geist? oder sollen wir sagen: der Körper genieße der Schönheit?

Durch Hülfe der Sinne vielleicht; anders nicht.

Ist Schönheit denn der Gegenstand der Sinne? Sagen Sie doch, wie? auf welche Art? Denn widrigenfalls thut die Hülfe der

Sinne

Sinne hier nichts. Ist der Körper an sich selbst unfähig, und sind die Sinne ihm nicht behülflich, die Schönheit wahrzunehmen oder zu genießen, so bleibt bloß der Geist übrig, dem wir diese Wahrnehmung, diesen Genuß zuschreiben können.

Ganz recht, sagt' ich; aber zeigen Sie mir doch, „warum denn Schönheit nicht der „Gegenstand der Sinne seyn kann?"

Zeigen Sie mir erst, ich bitte Sie, „warum, wo, oder wie sie es seyn könne?

Ist es nicht Schönheit, was zuerst die Sinne rege macht; und sie nachher in der Leidenschaft, die wir Liebe nennen, sättigt?

Fragen Sie lieber auch: Ist es nicht Schönheit, was zuerst die Sinnen rege macht, und sie nachher in der Leidenschaft, die wir Hunger nennen, sättigt? — Doch, das werden Sie gewiß nicht sagen. Ich sehe, der bloße Gedanke ist Ihnen anstößig. So groß das Vergnügen einer guten Mahlzeit ist, so halten Sies doch für unwürdig, den Begriff von Schönheit mit den wohlschmeckenden Gerichten, die es erwecken, zu verbinden. Schwerlich würden Sie den albernen Wahn gewisser römischer Schlemmer gebilligt haben, denen

ein

ein Frikassee desto besser schmeckte, wenn sie hörten, daß die Vögel, woraus es bereitet war, ein schönes Gefieder gehabt, oder herrlich gesungen hätten. Anstatt durch solche historische Erläuterungen der Speisen mehr Appetit zu bekommen, würd' er Ihnen, dünkt mich, eher vergangen seyn, je genauer Sie ihren Ursprung untersucht, und sich in der Küche umgesehen hätten, um die verschiednen Gestalten und Verwandlungen, die sie vor ihrer Erscheinung auf der prächtigen, wollüstigen Tafel durchgehen müssen, kennen zu lernen. Aber sind gleich die Küchengestalten noch so widerlich, so werden Sie doch gestehen, daß die Materialien der Küche, diejenigen, zum Beyspiel, welche die Gärten liefern, wirklich in ihrer Art schön und reizend sind. Auch werden Sie den wilden Feldern und Fluren, oder diesen Blumen, die hier um uns her auf dem grünen Rasen wachsen, ihre Schönheit nicht absprechen. Und doch, so schön diese Formen der Natur sind, das schimmernde Gras, das silberne Moos, der blühende Thymian, die wilde Rose, das duftende Geisblatt: doch ists nicht ihre Schönheit, was die benachbarten Heerden anlockt, die nagende Ziege vergnügt, und jene hüpfenden Lämmer so frölich macht. Nicht die Form

ergötzt

ergözt sie, sondern das, was geringer ist, als die Form: der Wohlschmack reizt, der Hunger treibt sie; und der Durst, der sich besser aus dem klaren Quell, als der trüben Pfüze löschen läßt, giebt der schönen Najade bey ihnen den Vorzug, deren Gestalt sie übrigens nicht achten. Denn nie kann die Gestalt ihre wahre Macht äußern, wo sie nicht betrachtet, nicht beurtheilt, nicht untersucht wird, sondern bloß zufälliges Merkmal oder Zeichen dessen ist, was die erregten Sinnen befriedigt, und die thierische Begierde stillt. Glauben Sie dies, guter Philokles? oder wollen Sie, um nur den Thieren den Vorzug des Genusses der Schönheit nicht nehmen zu lassen, ihnen lieber auch Verstand und Vernunft geben?

Das sey ferne, sagt' ich.

Ist also das Vieh, sagt' er, eben weil es Vieh, und bloß mit Sinnlichkeit begabt ist, unfähig, Schönheit zu erkennen und zu geniessen; so folgt daraus: „daß auch der Mensch, „durch eben diese Sinnen, das Thierische sei„nes Wesens, unmöglich Schönheit erkennen „und genießen kann; sondern alles Schöne und „Gute auf eine viel edlere Art, und vermittelst „des edelsten Theils seines Wesens, seines „Geistes und seiner Vernunft, genießt." Dies

ists

ists, worauf seine Würde, sein höchster Vortheil beruhet; dies macht ihn des wahren Guts, der wahren Glückseligkeit fähig. Hierauf allein gründet sich seine Fähigkeit oder Unfähigkeit, sein Vermögen oder Unvermögen zum wahren Genuß der Schönheit. Je nachdem sein Geist gesund, schön, edel, groß ist, so auch seine Neigungen, Handlungen und Beschäfftigungen. Denn eben so wenig, als eine lasterhafte Seele, eine Sklavinn der Sinne, je der tugendhaften, durch Vernunft ausgebildeten Seele den Rang der Schönheit streitig machen kann; eben so wenig können die Gegenstände, welche die erstere anlocken, mit denen verglichen werden, welche die leztere einnehmen und an sich ziehen. Und wenn beyde zum Genuß und Besiz ihres geliebten Gegenstandes gelangen; wie unendlich schöner sind dann nicht die Handlungen, welche das Band des leztern Paares knüpfen, und einer Seele den Genuß dessen verschaffen, was edel und gut ist! Dies wenigstens werden Sie ohne Bedenken zugestehen, Philokles, daß, wenn Sie den Genuß der Schönheit in etwas anders sezen, als in die Seele, dieser Genuß dann selbst nicht länger ein schöner Gegenstand sey, sondern gleich allen Reiz, alles Einnehmende

verliere. Aber denken Sie sich nun einmal den seligen Genuß der Freundschaft, der Ehre, der Dankbarkeit, der Redlichkeit, des Wohlwollens, und jeder innern Schönheit; aller geselligen Freuden, der Gesellschaft selbst, und alles dessen, was Menschen edel und glücklich macht; denken Sie sich das, so werden Sie gewiß zugeben, daß hier die Handlung selbst schön sey; Sie werden sie für würdig halten, daß sie oft betrachtet, oft beschauet werde von der frohen Seele, die dann des seligen Bewußtseyns ihres edleren Theils, ihres Fortganges und Wachsthums in der Schönheit genießt. —

Und so, Philokles, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, so hab' ichs gewagt, vor einem so feinen Kenner, einem so großen Bewunderer der Schönheit, als Sie sind, von der Schönheit zu reden. Angelockt und aufgeregt von der Schönheit der Natur, die mich entzückte, wagt' ich es muthig, sie noch weiter zu verfolgen; gemeinschaftlich spürten wir der Schönheit nach, in so fern sie auf uns Beziehung und Einfluß hat, und in ihrem reinen, natürlichen Genuß unser höchstes Gut ausmacht. Und haben wir unsre Stunden nicht umsonst verschwendet, nicht vergebens diese

öden

öden, verlassenen Gegenden durchstreift; so muß aus unserer sorgfältigen Untersuchung erhellen, daß nichts so göttlich ist, als die Schönheit; die aber mit dem Körper nichts gemein hat, nirgends Principium oder Existenz hat, als in dem Geist und der Vernunft, und allein durch diesen göttlicheren Theil unsers Wesens erkannt und erworben wird, wenn er sich selbst, den einzigen Gegenstand der seiner würdig ist, beschauet. Denn alles, was ohne Geist ist, ist finster und öde für des Geistes Auge. Dies wird immer schwach und trübe, so oft es bey fremden Gegenständen verweilt; aber gesund und stark, wenn es sich mit Betrachtung dessen beschäfftigt, was ihm selbst gleichet. Solchergestalt wirft der Geist, der nach Vollkommenheit strebt, nur einen flüchtigen Blick auf andre Gegenstände, geht die Körper und gemeinen Formen, die nur ein Schatten von Schönheit schmückt, vorbey, dringt ehrbegierig bis zu ihrer Quelle hin, und beschauet da das Urbild der Form und Ordnung in dem, was geistig ist. Solchergestalt, o Philokles! können wir uns immer höher zur Vollkommenheit aufschwingen, Kenner und Meister der Kunst des Schönen werden; wenn „wir uns selbst kennen lernen,

„und

„und wissen, was das ist, durch dessen Vervoll-
„kommnung wir sicher unsern wahren Werth,
„unsre wahre Glückseligkeit befördern.“ Denn
nicht der erlangt diese Kenntniß, der nur Kör-
per oder äußere Formen betrachtet, der sich an
Prunck, Gepränge und Staat ergötzt, der Gü-
tern und Ehren nachstrebt; nicht der ist dieser
selbst vervollkommnende Künstler, der in diesen
Dingen sein Glück macht: sondern der, nur
der allein, ist der Weise, nur der allein ver-
steht die Kunst, der, mit einem flüchtigen
Blick auf diese Dinge, ein ganz anderes Feld
bearbeitet, mit ganz andern Materialien bauet,
als Stein oder Marmor, ganz andre bessere
Modelle und Risse vor Augen hat; von dem
allein kann man mit Wahrheit sagen, er sey
der Baumeister seines eignen Lebens und Glücks;
denn er legt in sich selbst einen sichern unver-
gänglichen Grund der Ordnung, der Ruhe und
der Eintracht. — Doch, es ist Zeit, daß
wir nach Hause denken. Der Morgen ist ver-
flossen. Kommen Sie! lassen Sie uns gehen,
und diese ungewöhnlichen Materien so lange
vergessen, bis wir einmal wieder in diese ein-
same unbesuchte Gegend zurückkehren.

Mit diesen Worten gieng Theokles so ha-
stig den Hügel hinab, daß er mich eine gute

Strecke

Strecke zurückließ; bis er mich endlich hinter sich her rufen hörte. Als ich wieder bey ihm war, bat ich ihn, noch ein wenig länger zu verweilen: oder wenn er einmal fest entschlossen wäre, den Wald, und die Philosophie, die er sonst nirgends wissen wollte, zu verlassen, so mögt' er mich wenigstens nicht so ganz auf einmal davon abziehen, und so viel als möglich, einen guten Eindruck bis zu meinem nächsten Besuch in mir zurücklassen. Denn so sehr ich auch überzeugt bin, sagt' ich, so sehr Sie mich zu ihrer Lehre bekehrt haben, so muß ich doch gestehen, meine Gefahr ist noch sehr groß: und ich sehe voraus, wenn der Zauber dieser Gegend und Ihrer Gesellschaft mir fehlt, so wird nichts leichter seyn, als daß ich wieder zurückfalle, und der gar zu mächtigen Zauberinn, der Welt, unterliege. Sagen Sie mir, fuhr ich fort, wie ist es möglich, dagegen auszuhalten, und der allgemeinen Meynung der Menschen, die von dem, was wir Gut nennen, einen so ganz andern Begriff haben, zu widerstehen? Sagen Sie die Wahrheit, Theokles, läßt sich etwas Ungereimteres, Abgeschmackteres, nach dem gewöhnlichen Begriff der Welt, gedenken, als was wir hierüber ausgemacht haben?

Wem sollen wir denn folgen? erwiedert' er. Wessen Urtheil oder Meynung über Gut und Böse sollen wir annehmen? Sind alle, oder nur ein Theil der Menschen über diese große Frage eins; so bin ich bereit, meine Philosophie zu verlassen, und ihnen zu folgen. Ist das aber nicht; warum sollten wir dem nicht treu bleiben, was wir erwählt haben? Lassen Sie uns also einmal von einer andern Seite sehen, wie's um diese Sache steht.

Dritter Abschnitt.

Wir giengen hierauf, weils schon spät gegen Mittag war, ganz gemächlich nach Hause zu, und er fuhr fort.

Der Eine, sagt' er, hat den Held im Kopfe; hälts für das höchste Gut des Lebens, Krieg gesehen, und Schlachten beygewohnt zu haben. Der Andre lacht über diesen Geschmack, erklärt ihn für Wahnsinn und Thorheit, preiset dagegen seinen Wiz und seine Klugheit, und würd' es für Schimpf halten, wenn man ihn für einen Waghals hielte. Der Eine schwizt und arbeitet unermüdet, sich den Ruhm eines großen Staatsmannes zu erwerben. Der Andre hingegen hält dies für die

größte

gröſßte Narrheit; Ruhm und Ansehen in der Welt sind ihm nichts; und gieng es nach seinem Willen, so würd' er sein ganzes Leben durchschwelgen, und ewig im Bordell und der Schenke zubringen; wo er, seiner Meynung nach, das höchste Gut genieſst. Der Eine schäzt Reichthum, bloß als ein Mittel, seinen Gaumen zu küzeln, und lecker zu speisen. Der Andre verachtet dies, und bewundert Musik und Malerey, Kunstkabinetter, kostbare Geräthe und Zierrathen: ein Anderer bewundert Gärten, Baukunst und prächtige Palläste: ein Anderer, der für alles dies keinen Geschmack hat, hält alle die Leute, die man Virtuosen nennt, für verrückt. Der Eine hält allen Aufwand für Tollheit; der bloße Besiz des Reichthums ist sein höchstes Gut. Der Eine spielt; der Andre studirt auf Kleidung und Equipage; und noch ein Andrer hat den Kopf voll von Wapen, Point d'Honneur, Familie, und vornehmen Geblüt. Der Eine preist Galanterie und Intrigue; ein Andrer lustige Gesellschaft; ein Andrer Spaßvogeley, Satire, lustige Schwänke; ein Andrer Jagd und Landleben; ein Andrer den Hof; ein Andrer Reisen und Besichtigung fremder Länder; ein andrer Poesie, schöne Wissenschaften und Modegelehrsamkeit. — Alle

diese

diese gehen jeder seinen eignen Weg. Jeder tadelt den Andern, und wird von diesem wieder verachtet. Oft sind sie sich so gar in ihren eignen Augen verächtlich, und widersprechen sich selbst, je nachdem ihre Laune abwechselt, und ihre Leidenschaft von einem aufs andre verfällt. — Was sollte mich also von allem dem anfechten? Wessen Tadel soll ich fürchten? Oder von wem soll ich mich am Ende leiten lassen?

Frag' ich: „Ist Reichthum ein Gut, wenn „er bloß aufgehäuft, und nicht gebraucht „wird?" So antwortet der Eine, Ja, die andern, Nein. — „Wie muß man ihn denn „gebrauchen, daß er ein Gut werde?" — Hier ist keiner mit dem Andern einig. Der Eine sagt mir dies, der Andre das. — „Da also „der Reichthum an sich selbst kein Gut ist, wie „die mehrsten von euch sagen, und da Ihr nicht „einig seyd, auf welche Art er ein Gut werde; „warum sollte denn ich nicht der Meynung „seyn dürfen, daß er weder an sich selbst ein „Gut, noch unmittelbar Ursach oder Mittel ei„nes wahren Guts sey?"

Wenn es Leute giebt, die den Ruhm gänzlich verachten; und wenn diejenigen, die nach

Ruhm

Ruhm streben, ihn nur in gewissen Dingen und bey gewissen Menschen suchen, bey andern Dingen aber, und bey andern Menschen, ihn verachten: warum soll ich nicht sagen, „daß „ich ganz und gar nicht wisse, wie irgend ein „Ruhm ein wahres Gut seyn könne?“

Wenn diejenigen, die dem Vergnügen nachjagen, immer nur eine Art desselben lieben, gegen die andre aber gleichgültig sind; warum soll ich nicht sagen, „ich wisse ganz und gar „nicht, welche von diesen Vergnügungen, oder „wie das Vergnügen selbst, ein wahres Gut „heißen könne?“

Wenn unter denen, die das Leben noch so heftig lieben, Einige ein Leben für höchst wünschenswürdig und glückselig halten, welches Andern höchst elend und verächtlich scheint; warum soll ich nicht sagen, „ich wisse nicht, wie „das Leben selbst, an und für sich, für ein „wahres Gut gehalten werden könne?“

Unterdessen weiß ich so viel gewiß, „daß „man diese Dinge unmöglich sehr hoch schä„zen kann, ohne ein Sklav, und folglich elend „zu werden.“ — Doch, Philokles! vielleicht sind Sie mit dieser wunderlichen Art zu denken noch nicht so vertraut. —

Mehr,

Mehr, versezt' ich, als Sie vielleicht glauben werden. Ich sahe, dünkt mich, die liebenswürdige Dame, Ihre gepriesene Schöne schon wieder erscheinen, und erkannte gleich das reizende Angesicht der Freyheit, die ich erst einmal in dem Gemälde, welches Sie gestern von dieser moralischen Dame machten, gesehen hatte. Ich versichre Sie, ich habe die höchste Idee von ihr, die man nur haben kann; und finde, daß, wenn ihr mächtiger Einfluß uns nicht über diese scheinbar wesentlichen Güter erhebt, und uns gegen Leben und Glücksgüter gleichgültiger und ruhiger macht, nichts schwerer in der Welt ist, als beyder recht zu genießen. Furcht, Unruhe, Bekümmerniß und ängstliche Sorgen werden sich vervielfältigen, und in dieser unseligen Unterwürfigkeit ists unmöglich, daß der Mensch nicht kriechen, nicht ein Sklav werden sollte. Den Großen schmeicheln, Spott und Hohn auf sich sizen lassen, sich schmiegen und bücken und fuchsschwänzen, und niederträchtiger Weise Geist und Mannheit verläugnen; alles dies muß derjenige herzhaft und wohlgemuth ertragen, mit dem ungezwungensten behaglichsten Wesen von der Welt hinnehmen können; der nach solcher Größe trachtet, der den Lauf der Höfe kennt, und

die

die Kunst versteht, das wankelmüthige Glück zu fesseln. Ueberflüssig wärs, hier des Neides zu erwähnen, des Mißtrauens, der Eifersucht. —

Wahrlich unnöthig, fiel er mir ins Wort. Aber da ich sehe, daß Sie das Unselige dieses Zustandes und seine innern Wunden und Beulen — was auch immer sein Aeußers lügen mag — eben so lebhaft empfinden, als ich; wie ist es möglich, daß Ihnen die Glückselikeit des entgegengesezten Zustandes nicht einleuchten sollte? Erinnern Sie sich denn nicht, was wir in Ansehung der Natur ausgemacht haben? Kann irgend etwas wünschenswürdiger seyn, als ihr zu folgen? Oder ist es nicht die nothwendige Folge dieser Befreyung von der Sklaverey der Leidenschaften und niederer Selbstsucht, daß wir uns mit der herrlichen Ordnung des Weltganzen aussöhnen; daß wir mit der Natur harmoniren; und sowohl mit Gott als Menschen in Freundschaft leben?

Lassen Sie uns, fuhr er fort, die Vortheile beyder Zustände vergleichen, und ihre unterscheidenden Güter gegen einander halten: auf der einen Seite diejenigen, von denen es, wie wir vorhin sahen, zweifelhaft ist, ob sie

Güter sind, und die von Glück, Alter, Umständen und Laune abhangen: auf der andern Seite diejenigen, die an sich selbst ohne Zweifel wahre Güter, und dabey auf die Verachtung jener andern so ungewissen gegründet sind. Ist männliche Freyheit, Edelmuth, Größe der Seele, nicht ein wahres Gut? Sollen wir jenen Selbstgenuß, jene innere Seelenruhe nicht für Glückseligkeit halten, die aus Uebereinstimmung des Lebens und der Sitten, aus Harmonie der Neigungen, aus Freyheit von dem Vorwurf des Verbrechens und der Schande, aus dem Bewußtseyn unsers Werths, unsers Verdienstes um das menschliche Geschlecht, um unsre Gesellschaft, Vaterland und Freunde, welches alles allein auf Tugend gegründet ist, entspringet? Ein Geist, der sich von der Vernunft regieren läßt, ein Temperament voll Menschenliebe und natürlicher Neigungen; unverrückte Treue und Beständigkeit in der Freundschaft; ein Herz voll Redlichkeit, Wohlwollen, Güte; unwandelbare Gemüthsruhe, Heiterkeit, Gleichmuth; ist alles das nicht immer in allen Zeiten und Umständen, wahres Gut? Können diese Dinge uns je zum Ekel, je beschwerlich werden? Müssen etwa besondre Lebensalter, Zeiten, Oerter, Umstände damit verbunden

seyn,

seyn, wenn sie uns angenehm werden sollen? Sind sie wandelbar und unbeständig? Verursachen sie, wenn wir sie eifrig lieben und suchen, uns jemals Unmuth und Elend? Können wir ihnen je einen zu hohen Werth beylegen? Oder, was noch mehr ist, können diese Dinge uns je entrissen werden, oder kann irgend etwas, als wir selbst, uns im Genuß derselben hinderlich seyn? Was kann die Güte der Fürsehung besser verherrlichen, als „daß „sie unsre Glückseligkeit, unser wahres Gut „in Dinge gelegt hat, die wir uns selbst ge„ben können?“

Wenn dem so ist, sagt' ich, so haben wir wahrhaftig niemals Ursach uns über die Fürsehung zu beklagen. Aber ich fürchte, die Menschen werden sich schwerlich bewegen lassen, diese gute, selige Gemüthsart anzunehmen, so lang ihr Herz noch so stark, wie gewöhnlich, an jenen andern wandelbaren Gütern hängt; und kurz, so lange das gilt, was man gemeiniglich sagt: „Nur das ist Gut, was wir „uns als gut vorstellen. Es ist alles Werk „der Einbildung; alles Wahn und Meynung.“

Warum sind wir denn nicht lieber ganz unthätig? sagt' er. Warum wählen wir?

Warum

Warum ziehen wir ein Ding dem andern vor? Sie werden mir vermuthlich antworten, weil unsre Laune darauf fällt, oder weil wirs uns als ein Gut vorstellen. — So sollen wir also jedem Einfall, jeder gegenwärtigen Laune, oder Einbildung in der Wahl des Guten folgen? Wenn das ist, so müssen wir heute dem nachlaufen, was wir morgen vermeiden; heute das billigen, was wir morgen mißbilligen; und so in ewigem Streit mit uns selbst leben. Dürfen wir aber nicht allen Launen oder Einfällen ohne Unterschied folgen; giebt man zu, „daß einige unsrer Einfälle wahr, andre falsch „sind:“ so müssen wit ja jeden vorher untersuchen, und es giebt also irgend eine Regel, nach welcher wir urtheilen und wählen müssen. Ein gewisser Mensch hatte den Einfall, einen prächtigen Tempel in Brand zu stecken, um sich einen unsterblichen Namen zu stiften. Ein andrer hatte den Einfall, aus dem nehmlichen, oder doch einem ähnlichen Grunde, die Welt zu erobern. War das nun wirklich dieser Leute wahres Gut, warum wundern wir uns über sie? Wars aber ein verkehrter Einfall, so sage man gerade heraus, worinn er verkehrt war; oder warum der Gegenstand ihres Wunsches kein wahres Gut für sie war,

wie sie sich einbildeten? Entweder also „ist „das jedes Menschen wahres Gut, worauf „seine Fantasie oder Laune verfällt, und weil „sie darauf verfällt, und er ohne dasselbe nicht „zufrieden seyn kann:“ Oder „es giebt et„was, worinn die Natur des Menschen ihre „Befriedigung findet, und welches allein ihr „wahres Gut seyn muß.“ Ist nun dasjenige, worinn die Natur des Menschen ihre Befriedigung, ihr Wohlseyn findet, allein sein wahres Gut; so ist der ein Thor, der dasjenige eifrig, als sein wahres Gut, verfolgt, was ein Mensch entbehren, und doch dabey zufrieden und glücklich seyn kann. Eben so ist der ein Thor, der dasjenige ängstlich, als sein Uebel, fliehet, was ein Mensch ertragen, und doch dabey vergnügt und ruhig seyn kann. Nun kann ja ein Mensch, ohne eben, wie Herostratus, einen Tempel in Brand gesteckt, oder wie Alexander, die Welt erobert zu haben; ja, ohne einen jener herrlichen Vorzüge, ohne Macht, Reichthum und Ehre, vergnügt und zufrieden leben; wenn seine Fantasie und Einbildung ihm nur nicht im Wege steht. Kurz, wir werden finden, „daß man, ohne irgend etwas von dem, was

„die

„die Menschen gemeiniglich Güter nennen, „zufrieden und glücklich seyn kann: so wie „man hingegen das alles besizen, und doch „unzufrieden, und nicht um ein Jota glückli„cher seyn kann.“ Ist dies richtig, so folgt, „daß die Glückseligkeit aus dem Innern, und „nicht aus äußeren Dingen entspringt.“ Eine gute Fantasie ist freylich die Hauptsache. Und in so fern bin ich auch Ihrer Meynung, wenn Sie sagen: „Einbildung und Meynung „sey Alles in Allem.“ — Aber was bedeutet das, Philokles, was ist Ihnen zugestossen? Sie sind ja auf einmal so ganz tiefsinnig geworden.

Ihnen die Wahrheit zu sagen, gab ich zur Antwort, ich dachte, was aus mir werden würde, wenn ich am Ende durch Sie wirklich zum Philosophen werden sollte.

Die Verwandlung wäre in der That etwas außerordentlich, sagte Theokles. Aber seyn Sie nur unbesorgt. Die Gefahr ist so groß nicht. Und die Erfahrung lehrt uns täglich, daß man ein langes und breites von Philosophie schwazen und schreiben, und dabey nichts weniger seyn kann, als ein Philosoph.

Aber,

Aber, sagt' ich, der bloße Name ist beynahe schimpflich. Das Wort Idiot bedeutete vormals das Gegentheil von Philosoph: aber heut zu Tage versteht man gewöhnlich nichts anders darunter, als den Philosophen selbst.

Und doch, erwiedert' er, was thun wir sammt und sonders in der That anders, als philosophiren? Ist die Philosophie, wie wirs nehmen, Studium der Glückseligkeit; muß dann nicht Jeder auf eine oder die andre Art, geschickt oder ungeschickt, philosophiren? Gehört nicht jede Ueberlegung wegen unsrer wichtigsten Angelegenheit, jede Verbesserung unsers Geschmacks, jede Wahl, die wir treffen, jeder Vorzug, den wir einem Dinge vor dem andern geben, in das Gebiet der Philosophie? Denn „giebt man nicht zu, daß die Glückseligkeit aus „uns selbst und aus unserm Innern entspringe; so entspringt sie entweder aus äußeren „Dingen allein, oder aus uns selbst und äußeren Dingen zugleich." Soll sie aus äußeren Dingen allein entspringen, so zeige man uns doch durch Erfahrung, „daß alle Menschen „nach Verhältniß dieser Dinge glücklich sind; „und daß keiner, der sie besizt, jemals durch „eigne Schuld unglücklich ist." — Doch dies wird sich schwerlich Jemand zu beweisen getrauen; Jedermann gesteht das Gegentheil. — „Entspringt also die Glückseligkeit theils aus „uns selbst, theils aus äußeren Dingen; so „müssen wir jedes abwägen, und auf die inne-

„ren Güter, die bloß von uns selbst abhangen, „einen gewissen Werth sezen.“ Thun wir das, und überleg' ich nun, „Wie, und worinn diese „inneren Güter den Vorzug verdienen; wann „und in welchen Fällen sie gewählt oder ver„worfen werden müssen, u. s. w.“ was ist dies anders, als philosophiren?

Aber schon dies ist zu viel, wenn man dem Strom der gewöhnlichen Art zu denken nicht entgegen schwimmen, sich zu Geschäfften und für die Welt untauglich machen will.

Richtig! denn auch dies muß überlegt und wohl erwogen werden; auch dies ist Philosophie, „zu untersuchen, wo und in welchem Fal„le man das meiste zu verlieren habe, wo der „größte Gewinn, der beste Tausch zu machen „sey;“ Denn was ist unser Leben, als ein beständiger Tausch? für nichts hat man nichts. Gunst erfodert Gefälligkeit; Beförderung erlangt man durch Anhalten; Ehre durch tapfere Thaten; Reichthum durch mühsame Arbeit; Gelehrsamkeit durch Studieren und Fleiß. Sicherheit, Ruhe, Gemächlichkeit tauscht man wieder um andre Preise. Vielleicht glaubt man, daß man diese sehr wohlfeil einkaufe. Denn, was für Beschwerden, was für Mühe und Sorgen sind dabey? Man darf ja nur von Ehre und Vermögen etwas Abzug machen; nur das Point d' Honneur fahren lassen, und einiger äußeren Vortheile entbehren. — Alles gut,

wenn

wenn dies so sehr leicht ist. Etwas Geduld, sehen Sie, ist in diesem Fall doch immer nöthig. Privatleben, ja wohl gar Dunkelheit und Verachtung muß man ertragen können. — Dies sind die Bedingungen. Und so hat Alles seine Bedingung. Macht und Würden hat man für diesen Preis; Vergnügen für einen andern; Freyheit und Edelmuth wieder für einen andern. Für eine rechtschaffne Seele müssen wir eben so wohl, bezahlen, als für alles übrige.

Doch vielleicht haben wir Ursach, uns in Acht zu nehmen, daß wir sie nicht zu theuer bezahlen. Lassen Sie uns wenigstens erst sicher seyn, daß wir einen guten Handel treffen.

Nun wohl! — Lassen Sie uns Rechnung machen. — „Was ist eine rechtschaffne Seele „werth? Wie viel kann man ohne Schaden da„für geben? oder was mit Ehren dafür neh„men?“ — Wenn ich sie fahren lasse, oder etwas davon hingebe, so thu' ich das nicht umsonst. Etwas muß mir meine Freyheit, etwas mein innerer Charakter nothwendig werth seyn. Ganz für nichts kann ich doch das, was wir Verdienst nennen nicht rechnen; eben so wenig als Redlichkeit, und ein gesundes Herz. Und wohlgeordnete Neigungen, edelmüthige Gedanken, und eine herrschende Vernunft, sind doch auch treffliche Dinge, die ich nicht so leicht abtreten kann. Ich habe also erst zu überlegen:

„Giebt

„Giebt es ein Aequivalent für diese Dinge, und „was? Werd' ich meine Rechnung dabey finden, wenn ich mich gar nicht darum bekümmere, wie es um diese innern Güter steht, alles gehen lasse, wie's will; oder werd' ich mich „besser dabey stehen, und sichrer seyn gegen alle „Zufälle des Glücks, wenn ich lieber meine einheimischen Angelegenheiten auf einen guten „Fuß seze, als mir auswärts Beystand und „Unterstüzung verschaffe, mir erst einen großen „Freund, dann wieder einen erwerbe, und so „mein Vermögen oder meine Macht und Größe „immer höher empor zu bringen suche?" Denn wo soll ich hier stille stehen? Man seze mir Ziel und Gränze; und erkläre sich bestimmt und deutlich: „Wie weit soll ich gehen; und warum „nicht weiter?" Was versteht man eigentlich unter mittelmäßigen Umständen, gutem Auskommen, und wie die verschiednen Grade des Glücks weiter heißen? Und wo muß ich meinem Zorn Einhalt thun? oder wie hoch darf ich ihn steigen lassen? Wie weit darf ich der Liebe; wie weit dem Ehrgeiz Raum geben? Wie weit andern Begierden? Oder soll ich allen den Zügel lassen? Soll ich den Leidenschaften die Flügel gar nicht beschneiden; und ihnen gar keinen Fleiß, keine Aufmerksamkeit widmen, sondern alles bloß den äußeren Dingen, denen sie nachstreben? Bedürfen Sie Fleiß und Aufmerksamkeit; so erkläre man sich bestimmt: „Wie „viel diese, wie viel jene?" Wie weit müssen wir auf unsre Begierden, wie weit auf äußere

Dinge

Dinge Sorgfalt wenden? Man gebe uns Maaß und Regel. — Sehen Sie, heißt das nicht philosophiren? und thut das nicht Jeder, es sey gern oder ungern, vorsezlich oder wider Willen, wissentlich oder unwissentlich, gerade zu oder verdeckt? — „Aber wo ist denn der „Unterschied? Welche Art ist die beste?“ — Hier liegt der Knoten. Dies mögt' ich gern von euch erwogen und untersucht wissen. — „Aber die Untersuchung ist mühsam, sagt Ihr, „und ich befinde mich besser, wenn ich ihrer „überhoben seyn kann.“ — Wer sagt euch das? — „Meine Vernunft, deren Gewalt ich „nothwendig nachgeben muß.“ — Sagt mir also, habt Ihr diese eure Vernunft gehörig bearbeitet, ausgebildet, gereinigt, die nöthige Mühe auf sie verwandt, und sie in diesen Dingen geübt? Oder wird sie ohne alle Uebung eben so gut urtheilen, als wenn sie aufs vollkommenste geübt und erfahren wäre? Nehmt doch, ich bitte nur einmal die Mathematik: wessen Vernunft haltet Ihr darinn für die beste, welcher würdet Ihr am ersten trauen? der Vernunft des Geübten oder des Ungeübten? Eben so in der Kriegskunst, in der Politik, in bürgerlichen Geschäften, im Handel, in der Rechtsgelehrsamkeit, in der Arzneykunst: wessen Vernunft würdet Ihr vorziehen? — Und wessen, frag' ich weiter, in der Moral und in der Wissenschaft des Lebens? Sollte der wohl nicht der beste Richter über Dinge des Lebens seyn, der das Leben studiert, und sich bemüht, es nach

einer

einer gewissen Regel einzurichten? Oder sollen wir den für den größten Kenner der Sache halten, der sie kaum obenhin untersucht, der nur zufällig und ohne sein Wissen philosophirt?

Also, Philokles, sagt' er zum Schluß, ist die Ehre der Philosophie gerettet, und wir sehen, daß sie dem Menschen unentbehrlich ist. Denn keiner kann umhin, über seine Glückseligkeit zu philosophiren; Jeder untersucht: „Was sein wahres Gut, was sein Uebel sey?" Die Frage ist nur: „Wer philosophirt am be„sten?" Denn selbst derjenige, der dies Philosophiren oder Nachdenken verwirft, thut es aus einer Art von philosophischem Grunde, und in der Meynung, „daß er daran am besten thue."

Um diese Zeit waren wir unvermerkt zu Hause angelangt. Unser Philosophiren war zu Ende, und wir kehrten zu den gewöhnlichen Geschäften des Lebens zurück.

Ende des zweyten Bandes.

Inhalt des zweyten Bandes.

Untersuchung über die Tugend. S. 1
Die Moralisten, eine philosophische Rhapsodie. 55

LB Coburg

Verbesserungen, die man vor dem Lesen zu ändern bittet.

Seite 12 Zeile 11 tilge sie. S. 13 Z. 18 tilge Bildung. S. 22 Z. 19 lies auf einander. S. 46 Z. 17. statt der kleinste Schein, l. die kleinste Aeußerung. S. 46. Z. 19 st. Mitleiden); l. Mitleiden) findet; S. 49 Z. 6 tilge betreffend. S. 49 Z. 20 st. in manchen, l. beidemal, manches. S. 53 Z. 17 st. Gebehrte, l. Geberde. S. 57 Z. 8 st. Hochachtung, l. und Hochachtung. S. 60 Z. 4 von unten, st. sie, l. hin. S. 63 Z. 3 von unten, st. über die, l. von der. S. 66 Z. 7 von unten, st. einer Tugend, l. innere Tugend. S. 80 Z. 2 st. selbst, l. der Tugend selbst. S. 80 Z. 18 tilge das Komma hinter Neigung. S. 82. Z. 2 von unten, seze ein Komma nach diese. S. 86 Z. 2 seze ein Komma nach bewundern. S. 87 Z. 12 st. zufälligen, l. zufällige. S. 89 lezte Zeile, tilge Zug. S. 90 Z. 3 seze statt des; ein,. S. 92 Z. 6 st. einiger, l. inniger. S. 104 Z. 6 von unten, st. kann, l. können. S. 105 Z. 3 st. Suchen, l. Sähen. S. 107 Z. 4 von unten, st. das, l. daß. S. 109 Z. 5 st. giebt, l. gilt. S. 111 Z. 11 st. Theil, l. Theile. S. 114 Z. 11 von unten, seze statt des; ein, S. 123 Z. 11 von unten, st. bestehen, l. bestehe. S. 135 Z. 10 tilge das Komma. S. 149 Z. 17 st. im, l. ein. S. 150 Z. 3 und 4, tilge die Kommata hinter bloß und Rücksicht. S. 168 Z. 2 von unten tilge lange. S. 176 Z. 2 von unten, st. immer, l. nimmer. S. 177 Z. 20 st. sichere, l. sichert. S. 181 Z. 1 st. dem, l. den. S. 194 Z. 7 von unten, tilge das; und seze dafür ein, S. 202 Z. 9 von unten, st. unsrer, l. unsre. S. 203 Z. 13 st. von, l. an. S. 208 Z. 14 st. in, l. an. S. 211 Z. 15 st. worden, l. werden. S. 211 Z. 18 st. Ruhe, l. Rache. S. 221 Z. 6 st. der Philosophie, l. zur Philosophie. S. 222 Z. 8 st. ihre, l. ihr. S. 222 Z. 20 st. lebhaftern, l. lebhaften. S. 225 Z. 19 st. dem, l. den. S. 234 Z. 2 st. Muse,.

st. Muse, l. Musse. S. 237 Z. 4 von unten st. Lobsprüche, l. seinen Lobsprüche. S. 238 Z. 13 st. geben, l. gaben. S. 238 Z. 15 st. zuschreiben, l. zuschrieben. S. 243 Z. 5 von unten, tilge den Punkt hinter denken. S. 296 Z. 4 st. ihrem, l. seinem. S. 311 Z. 3 von unten, st. Busenfreunde in, l. Busenfreundinn. S. 381 Z. 9 von unten, st. wir, l. wie. S. 383 Z. 10 st. die, l. diese. S. 398 Z. 13 st. strebend, l. strebt. S. 425 Z. 4 von unten, st. Geiß, l. Geist. S. 430 Z. 13 st. die, l. wie.

Andre unerheblichere Fehler wird der Leser selbst verbessern.

LB
Coburg

26. 7. 73

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Shaftesbury, Anthony Ashley Cooper <<of>>, / Hölty, Ludwig Christoph Heinrich, / Voß, Johann Heinrich,

Des Grafen von Shaftesbury philosophische Werke

Bd.: Zweyter Band

1777

Coburg, Landesbibliothek -- B II 6/52
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11916092-5